

Irmgard Rech

Vom Priesterregiment in die Laienfreiheit

Ein Bewusstseinswandel mit keineswegs unerheblichen Folgen

Die Laien bildeten in der katholischen Kirche lange Zeit die Herde, die von den Klerikern als den „guten Hirten“ geführt und geleitet wurde. Die Laien waren ihren Hirten Achtung und Gehorsam schuldig. In Frontstellung gegen Luther, der das allgemeine Priestertum aller Getauften hervorhob, setzte die Papstkirche seit dem Konzil von Trient auf eine hierarchische Ordnung, bei der die Laien den untersten Rang einnahmen. Noch stärker als die Männer waren die Frauen dem Regiment der Priester unterstellt. Auf Grund der sog. Sündenfallgeschichte galt die Frau als besonders sündenfällig, folglich auch als besonders führungsbedürftig. Seit dem II. Vatikanischen Konzil, das die Lehre von der Kirche als dem „Volk Gottes“ wieder herausstellte, begann langsam eine Aufwertung der Laien, die aber durch Papst Johannes Paul und sein Verbot der Laienpredigt zur leeren Phrase wurde.

Seit dem Rückgang der Priesterzahlen in der Kirche ist das Engagement der Laien plötzlich sehr begehrt. Der Deutsche Katholikentag hat schon 2012 und auch jetzt gar einen Preis von 10.000 Euro ausgeschrieben, um „den Einsatz und die Arbeit von Laien in der Kirche zu fördern“. Im Internet ist zu lesen: „Das Leben in der Kirche wäre ohne das Engagement der Laien nicht nur ärmer, es wäre gar nicht vorstellbar“.

Soweit ist es mit den Priestern also gekommen, dass sie die Laien brauchen. Und wogegen sie sich jahrhundertlang gewehrt haben, jetzt müssen sie den Laien Freiräume überlassen, weil sie die ihnen durch die Strukturreform aufgebürdete Arbeit nicht mehr bewältigen. Da viele junge Leute die Kirche bereits verlassen haben, weil die zölibatäre Priesterkirche sich als reformresistent an ihren

Machtstrukturen festklammert, bleiben nur noch ein paar gutwillige ältere Gläubige übrig, die sich für ein Ehrenamt in einem Gremium nochmals breitschlagen lassen. Und nun geschieht etwas, womit die Restpriester nicht gerechnet haben. Diese „Alten“, die Großeltern der Kinder und Enkel, die die Kirche längst hinter sich gelassen haben, wissen, dass sie nicht mehr zurückkommen werden, es sei denn die kirchenführenden Männer denken um. Und so werden sie zu ihren Quälgeistern, die ihnen mit „ketzerischen“ Reformwünschen in den Ohren liegen. Wie konnte so etwas passieren?

Wir haben in unserer Gemeinde einen Laienkreis, der seit über zehn Jahren alternative Gottesdienste gestaltet, in der Hauptsache ein Morgenlob, das in der Gemeinde zum verlässlichsten Angebot geworden ist, von keinem Priestermangel gefährdet. Haben wir einen Sonntag ohne Eucharistie, gestalten wir eine Gottes- und Jesusfeier, wie wir es jetzt zur Urlaubszeit der Priester mit einem Sommergottesdienst gemacht haben. Allerdings gibt es Priester, die den Laien die Texte vorgeben, die sie dann lesen dürfen. Doch so war es bei uns nicht. Wir konnten, ohne dass ein Priester uns Vorschriften machte, vor allem als Frauen in eigener Regie neue Gottesdienstformen versuchen. Dann erlebten wir über die Jahre hin, dass wir nicht mehr nur Leerstellen füllten, die von den Geistlichen nicht mehr zu bewältigen sind. Es kam zu Neuheitserlebnissen vielfältigster Art.

Als erstes kam es zu einem neuen unhierarchischen Gemeinschaftserleben, zu einem spürbaren Wir-Gefühl. Es ist kein Vermittler da, der unsere Gebete in einer streng ritualisierten Form vor Gott bringt. Es ist unsere Sprache, es sind unsere Erfahrungen und unsere Bitten, die uns eigenständig vor Gott hintreten lassen.

Das führt zu einem neuen Selbstbewusstsein. Ich bin nicht mehr Glied einer Herde unter der unbefragten Führung des Priesters, es bildet sich ein Selbststand im Glauben heraus, von einer größeren Nachdenklichkeit als bisher.

Auch Gott wird in einem neuen Licht erfahren. Ist die Messliturgie geprägt von einem Sühneopfer fordernden Herrschergott und einer

Erlösungsdogmatik, die uns als Sünder und Erlösungsbedürftige kennzeichnet, so wird jetzt der Vatergott Jesu erlebbar, der uns zu Geschwistern vereint in wechselseitiger Hochschätzung und im sozialen Engagement. Das ist nicht mehr der Gott meines privaten Seelenheils, es ist der Gott, der uns alle zu Mitarbeitern am Reich seines Friedens machen will.

Und es geschieht auch das, wovor die Hirten die Herde immer bewahren wollten, die Laien hinterfragen die Bibel. Zu lange haben Prediger sich davor gedrückt, den Gläubigen den reinen Wein der heutigen wissenschaftlich verantwortbaren Bibelauslegung einzuschenken. Man ließ den Leuten allzu gern ihren faktischen Wunderglauben an das „Wort Gottes“, als sei Jesus tatsächlich über das Wasser gelaufen. Das absolute Predigtverbot für Laien birgt in sich auch die Angst, theologisch ausgebildete Laien könnten den Gottesdienstbesuchern zu einem aufgeklärten Glauben verhelfen, was mit Glaubensabfall gleichgesetzt wurde.

Schließlich schreckten wir Laien in unseren Diskussionen um neue Gottesdienstformen nicht davor zurück, den Glauben insgesamt neu zu deuten. Es dürfte heute kein Glaube mehr verkündet werden, der auf absolut sicheren, von Gott geoffenbarten Wahrheiten beruht. Unser christlicher Glaube ist Bekenntnis-Glaube, der sich auf den überlieferten Jesusglauben der ersten Christen stützt. Mehr haben wir nicht in Händen. Als ehrliche Zeitgenossen müssten wir wegkommen von einem unmündigen dogmenfixierten Glauben und dafür einen Glauben wagen, der auf persönlicher Entscheidung beruht und mutig und weltoffen zusammen mit anderen Mutigen gelebt und gefeiert wird.

Pfarrer tun gut daran, mit solchen Veränderungen bei Laien zu rechnen, die ihre Arbeit ernst nehmen. Der Umgang mit solchen Laien, die grundsätzlich umgedacht haben, ist keine leichte Kost für junge Neupriester. Was für Zeiten sind da in der Kirche ausgebrochen! Die Jungen sind aus der Herde fortgelaufen, und die Alten blöken nicht mehr wie die Hirten wollen. Und genau diese Alten haben längst erkannt, wie viele Schäden und Verluste in unserer Kirche priestergemacht sind. Damit ein Reformwerk wirklich gelingt,

müssen Hierarchien abgebaut werden, die zwischen Laien und Priestern, die zwischen Männern und Frauen. Jesus möge uns beistehen. Er war wie jeder seiner Jünger ein Laie.

PS in eigener Sache:

Der oben erwähnte Aggiornamento-Preis ist ausdrücklich auch für Gruppen und Initiativen im Bereich Medien ausgeschrieben. Könnte jemand die Redaktion von imprimatur, das immerhin schon im 50. Jahrgang erscheint und dessen Verantwortliche heute überwiegend Laien sind, für den Preis 2018 vorschlagen (bis 31. Oktober 2017; Vorschlagsmodalitäten unter www.katholikentag.de)? Wir würden das Preisgeld zur Förderung von Laien, besonders von Frauen, in der katholischen Kirche verwenden. Versprochen!

Karl-Heinz Ohlig

Theologische Herausforderungen II

Was auf die Kirche zukommt

Der in mythischen Zeiten ausgebildete Bestand an Dogmen muss daraufhin untersucht werden, was die Gründe für ihre Ausbildung gewesen sind. Erst von daher lässt sich bestimmen, was zum Kernbestand des Christentums gehört. Die im Lauf der Zeit angewachsenen mythischen Erweiterungen erschweren den Zugang zum Christentum für historisch-kritisch denkende Menschen oder auch nur für heutige Zeitgenossen.

In der letzten Folge war von der Entstehung und Ausbildung der Trinitätslehre die Rede: der Verlauf der Geschichte zeigt, dass zum Christentum ursprünglich ein unitarischer Monotheismus gehört.

Im Folgenden soll die Gestalt Jesu und ihre lehrmäßige Aneignung thematisiert werden.

2. Zur Christologie

Anfänge und Grundlagen

Von Jesus, seiner „Sache“ und seinem Leben erfahren wir erst aus späteren Quellen, vor allem aus den vier Evangelien, die vierzig bis siebzig Jahre nach seinem Tod im Jahre 30 geschrieben wurden. Ihre uns unbekanntem Verfasser waren gläubige Christen, und es interessierte sie an Jesus, an den sie glaubten, vor allem, was ihn als beeindruckende religiöse Gestalt auswies.

Das ist zwar mehr als das, was wir von anderen religiösen Gründergestalten wissen. Aber es ergibt sich doch von daher das bleibende Problem, hinter und durch den verkündigten Jesus den Jesus der Geschichte zu erkennen. Aber darum soll es hier nicht gehen, sondern nur um die Diskussion der *Bekenntnisse* zu ihm, also um die Christologie.

Diese aber ist erst entstanden nach seinem Tod. Viele sagen: nach Tod und Auferstehung; dabei aber wird übersehen, dass der Osterglaube selbst ein Christusbekenntnis ist – und nicht zu seinem Leben gehört, auch nicht Basis – sondern Moment – der Christologie ist. Erst nach seinem Tod konnte ein definitives christologisches Bekenntnis entstehen: Solange ein Mensch noch lebt (das gilt für alle vergleichbaren „Fälle“), kann man ihn zwar verehren und hoch schätzen, weil sein Leben aber noch offen ist, ist ein endgültiges Urteil und Bekenntnis nicht möglich. Die Geschichte der Christologie beginnt also nach dem Tod Jesu.

Gemäß allem, was wir wissen, hat Jesus eine Reform Israels angestrebt und hierfür Jünger um sich gesammelt, von denen er Nachfolge verlangte. Nach seinem Tod rückte er für diese Jünger – nun endgültig – so sehr in den Mittelpunkt ihrer religiösen Hoffnungen, dass er nicht nur für Juden, sondern „für alle“ relevant wurde: die Kirche aus Juden und Heiden entstand – wenn auch nicht ohne Probleme -: die grundlegende Basis des definitiven Bekenntnisses zu Jesus.

Darüber hinaus sprachen die Jünger „konkreter“ von Jesus in verschiedenen „Hoheitstiteln“ oder Würdenamen, die sie naturgemäß (damit sie selbst und ihre Zuhörer sie verstehen konnten) ihrer jüdischen Tradition entnahmen. Er ist der

erwartete Messias, der Davidssohn, der Menschensohn, die Weisheit oder auch Sohn Gottes. Letzterer Titel wurde in jüdischem Sinn verstanden: wie auch Israel, Mose oder die Könige als „Sohn Gottes“ bezeichnet wurden, weil sie seine Stelle in der Geschichte vertraten, so auch Jesus.

Die Hellenisierung

Schon bald nach dem Tod Jesu ließen sich auch „Heiden“ taufen, also Nicht-Juden, die von der im Römischen Reich verbreiteten und vielfältigen hellenistischen Kultur und Sprache geprägt waren. Sie übernahmen zwar die judenchristlichen Hoheitstitel, konnten aber mit einigen nichts anfangen: was sollte für einen griechischen Menschen ein Messias bedeuten? Sie übersetzten den Begriff ins Griechische: Christus, was aber weniger ein Bekenntnis war, sondern nur ein neuer Name für Jesus. Was sollten sie mit Davidssohn oder Menschensohn anfangen? Diese Begriffe traten zurück. Aber einige dieser „jüdischen“ Bezeichnungen waren für sie verständlich, sie interpretierten sie allerdings auf ihre „griechische“ Weise: Jesus ist der (göttliche) Kyrios (Herr) und vor allem der „Sohn Gottes“. Hierbei bekam dieser Begriff einen neuen Sinn: nicht mehr zur Bezeichnung seiner Nähe zu Gott gemäß der jüdischen Tradition, sondern entsprechend ihrer eigenen religiösen Überlieferung als („physischer“) Sohn Gottes, der auf die Erde gekommen war. Die Vorstellung der göttlichen Präexistenz Jesu als Sohn fand Eingang in das christliche Denken.

Dieser Gedanke tritt zwar in den synoptischen Evangelien (Markus, Matthäus, Lukas), also in der Zeit bis 90 n. Chr., nur selten hervor. Danach aber wurde er – ein Einbruch hellenistischen Denkens – durch die johanneischen Schriften und die Deuteropaulinen deutlich formuliert: Jesus ist der göttliche Logos, der in diese Welt kam (Johannesprolog), und schon der Mittler bei der Schöpfung (Demiurg) war. Der Weg zur „Zwei-Naturen-Christologie“ (Jesus ist göttlich und Mensch) war grundgelegt. Jesus ist der inkarnierte göttliche Logos.

Der Sieg der hellenistischen Christologie

Zwar gab es auch noch bis zum Ende des 2. Jahrhunderts christliche Literatur (die sog. Apostolischen Väter), die Jesus im ursprünglichen Sinn als „Knecht Gottes“ bezeichneten, aber im gleichen Jahrhundert haben griechisch geprägte Schriftsteller (die „Apologeten“) ganz eindeutig Jesus als göttlichen Logos bezeichnet. Ihre Schriften wurden in späterer Zeit, als die Mehrheit der Gemeinden ihre jüdische Prägung zunehmend verloren hatte und „Heidenchristen“ majoritär wurden, Grundlage der weiteren Entwicklung. Aus dem judenchristlichen Jesus, der im Auftrag Jahwes agierte, war ein hellenistischer Jesus, Gott und Mensch, geworden – wenn man so will: eine Vergottung.

Anders verlief zunächst die christologische Entwicklung in der syrischen Kirche, die erst später, seit dem 5. Jahrhundert, hellenisiert wurde – aber dies spielte für die Entwicklung im Römischen Reich keine Rolle.

Die Zwei-Naturen-Christologie war geeignet, die schon vor dem Christentum verbreiteten „griechisch“ empfundenen Heilshoffnungen aufzugreifen und zu erfüllen. Im Unterschied zu den jüdischen und judenchristlichen Anfängen, in denen sich alle Hoffnung auf eine Rettung der Geschichte („Reich Gottes“) richtete, litten die hellenistischen Menschen an ihren naturalen Defiziten, an ihrer Unwissenheit, Sterblichkeit, Materieverhaftung, kurz: an ihrer Endlichkeit. Diese Defizite sahen sie erst aufgehoben durch eine ersehnte Vergöttlichung. Wenn man hellenistischen Zuhörern vermitteln wollte, dass Jesus Christus ihre Heilshoffnungen erfüllte, musste er die Vergöttlichung herbeiführen. Diese konnte der aus der Welt Gottes herabgestiegene Sohn Gottes bewirken. Weil diese Menschen nicht an der Geschichte interessiert waren, war für sie die Natur, das kosmische Sein, der Horizont ihres Denkens („kosmozentrisches Denken“).

Wie ein immer wiederkehrendes Motiv wird von den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte die Erfüllung ihrer Heilshoffnung durch das sog. *Prinzip des Tausches* formuliert: *Gott wurde Mensch,*

damit wir vergöttlicht werden. So schreibt z.B. Athanasius (gest. 373): „Denn er wurde Mensch, damit wir vergöttlicht werden.“ Die Verkündigung der Gott-Mensch-Christologie war Grundlage des missionarischen Erfolgs des Christentums in der hellenistischen Spätantike.

Probleme

Nun brachte diese Christologie allerdings auch Probleme mit sich: Wie sollte man von ein und demselben, Jesus Christus, zugleich Gottheit und Menschsein aussagen können? Um beides miteinander vereinbaren zu können, haben einige Theologen das (volle) Menschsein Jesu verkürzt. In der radikalsten Form dieser Auffassungen habe der göttliche Logos die menschliche Seele Jesu ersetzt und nur einen Leib angenommen, oder: das „Wort“ ist (nur) „Fleisch“ geworden, nicht (ein ganzer) „Mensch“.

Andere hatten Probleme mit dem Gottsein des Logos. Wie schon im letzten Beitrag (zur Trinität) dargelegt, waren sie der Meinung, der Logos sei erst „im Anfang“ (Gen 1,1), also zu Beginn der Zeit und der Schöpfung, von Gott geschaffen worden oder aus ihm hervorgetreten, so dass er nicht ewig, sondern zeitlich ist – und somit von minderer Göttlichkeit als „der Vater“. Erst seit Origenes (gest. 253/254), wie ausgeführt, wurde der Logos zunehmend in die Ewigkeit Gottes integriert (vom Konzil von Nizäa 325 dogmatisiert).

So setzte sich nach heftigen Auseinandersetzungen die Meinung durch, die Gottes- und Menschenprädikation für Jesus Christus seien in einem umfassenden Sinn zu verstehen: Jesus Christus ist wahrer Gott (Nizäa: „gleichwesentlich“) und wirklich unverkürzt Mensch mit Leib und Seele.

Die beiden Lösungsmodelle

Jetzt aber stellte sich das ursprüngliche Problem in seiner ganzen Schärfe: wie kann man beides von ein und demselben aussagen; vom späteren 4. Jahrhundert an bis zum Ausgang der Antike wurde dies heftig diskutiert. Vereinfacht ausgedrückt, bildeten sich zur Beantwortung dieser Frage zwei Lösungsmodelle: das alexandrinische und das antiochenische. Alexandrien in Unterägypten war damals das Zentrum der hellenistischen

Philosophie und Theologie. Hier wurden Konzepte vertreten, die am Profiliertesten das Christentum gemäß der hellenistischen Mentalität interpretierten. Die hier vertretenen „Lösungen“ strahlten auch nach Kleinasien, Griechenland und weitere stark hellenistische Gebiete aus.

Weil die Sehnsucht nach Vergöttlichung im Mittelpunkt menschlicher Sinnhoffnung stand, sollte bei der Inkarnation Gott sich nicht nur mit dem Menschen Jesus verbunden haben, sondern wirklich Mensch *geworden* sein.

Der wichtigste Vertreter dieser Theologie, der alexandrinische Patriarch *Cyrill* (gest. 444) verfocht leidenschaftlich die Menschwerdung Gottes: „Dadurch hat er der Natur des Menschen den Aufstieg zur Unvergänglichkeit gebahnt“ (3. Brief an Nestorius aus dem Jahr 430). Damit dies auch wirklich so ist, muss sich der Logos „der Natur nach (kata physin) mit dem Fleisch vereinigt haben“ (ebd.), und er spricht von der „einen fleischgewordenen Hypostase des göttlichen Wortes“ (ebd.). Die Rede vom Menschen Jesus als „Fleisch“ fällt eigentlich in überwundene Zeiten zurück, und tatsächlich meint Cyrill, dass die physische Einheit von Gott und Mensch in Jesus analog zu sehen ist der Verbindung der menschlichen Seele mit ihrem Leib. Dennoch aber räumt er ein, was wohl mehr eine Pflichtübung war, dass Jesus voller Mensch gewesen sei und auch eine (menschliche) Seele besaß.

Obwohl also eine physische Einheit (henosis physikā) nur schwer zu denken ist, wenn man das Menschsein Jesu nicht verkürzen will, verbreitete sich diese Vorstellung, dass Gott wirklich Mensch *wird*, in weitesten Teilen der Kirche und wurde auch später – für manche bis heute – nicht wirklich überwunden.

In der antiochenischen Theologie sah es anders aus. Unter diesem Begriff, der das damalige kulturelle Zentrum dieser Region (heute: Südosttürkei) im Namen führt, werden eine Reihe von Theologen zusammengefasst, die in den östlichen Provinzen des Römischen Reichs – also vom Mittelmeer bis zum Euphrat – lebten und wirkten („Westsyrien“). Dort gab es einen sehr starken Anteil an Syrern (also „Semiten“) in der Bevölkerung, die auch aramäisch sprachen, meist aber auch die

griechische Sprache beherrschten. Weil diese Gebiete zum Römischen Reich gehörten, mussten sie sich mit der Zwei-Naturen-Christologie auseinandersetzen, anders als das Christentum im Sassanidenreich („Ostsyrien“).

Entsprechend ihrer „semitischen“ Denkweise stand für sie nicht die Sehnsucht nach ihrer Vergöttlichung im Vordergrund, sie dachten mehr geschichtlich. Jesus war für sie zunächst einmal Mensch, der Mensch, der das und jenes gesagt und getan hat und dem man nachfolgen muss, um im Gericht Gottes zu bestehen. Nun aber mussten sie lehren, dass dieser Jesus auch Gott sei.

Sie entwickelten zwei Schwerpunkte, um damit klar zu kommen. Zum einen bestritten sie nicht, dass sich der Logos mit Jesus verbunden hat. Aber sie sprachen nur selten vom Logos, sondern vom *Gott-Logos*. Warum? Damit vermieden sie ein Verständnis gemäß der trinitarischen Sprache. Es ist vielmehr Gott selbst (der Gott-Logos), der dem Menschen Jesus gegenüber steht, analog zur Sprache des Großteils des Neuen Testaments, wo es um das Gegenüber und Miteinander von Gott, dem Vater, und Jesus geht. Zum anderen betonten sie deutlich, dass Jesus – auch *nach* der „Inkarnation“ – *ganzer* Mensch, und nur das, geblieben ist. Hieraus folgt, dass Gott nicht Mensch *geworden ist*. Aber Gott und Mensch sind in Jesus Christus ganz eng miteinander verbunden (Synhafia statt henosis physikā).

Der bedeutendste Theologe dieser „Schule“ (vielleicht sogar der ganzen Spätantike) war der Bischof *Theodor von Mopsuestia* (gest. 428): „der Sohn der Maria soll nicht für Gott, das Wort, erachtet werden. Die Sterbliche nämlich gebiert einen Sterblichen der Natur nach“ (eine von Cyrill verurteilte These Theodors). Er betont: „Mensch ist Jesus ... Der Mensch Jesus ist ähnlich allen Menschen, in nichts von den (ihm) gleichwesentlichen Menschen sich unterscheidend als in der Gnade“ (De incarnatione 2). Jesus war also Mensch wie wir, aber Theodor fügt ein Unterscheidungsmerkmal hinzu: Jesus hatte mehr Gnade (von Gott), als sie uns zukommt. Und so begründet er die Besonderheit Jesu vor allem in seiner von Gott ihm geschenkten Gnade, die ihn zur

größten (menschlichen) Vollkommenheit angespornt hat: „Und er (der Mensch Jesus) bemühte sich nach größter Möglichkeit um vollkommenste Tugend ... So zeigte er es also auch uns exemplarisch auf, ein Weg, der für uns deswegen verpflichtend ist“ (bei Leontius, *Contra Nest. et Eutychn.* III 43).

Oder: „Und er (der Gott-Logos) trieb ihn an zur größtmöglichen Vollkommenheit und bewirkte ein Übermaß an Mühe sowohl der Seele wie des Leibes; und auf diese Weise bereitete er ihm eine übergroße und mühelose Vollendung der Tugend“ (griech. Fragment).

Die Einheit zwischen Gott und Jesus hat also ihre Wurzel in der Erwählung und Gnade Gottes für diesen Menschen, und der Mensch Jesus hat dieser Vorgabe in vollkommener Weise entsprochen. Es geht somit um eine – modern ausgedrückt – existentielle Einheit, so dass man, in Anführungszeichen, sagen kann: Jesus Christus „ist“ Gott und Mensch. Die Einheit bezeichnet Theodor als eine Einheit des *Prosopon* (wörtlich: Gesicht, Außenansicht): Wer auf Jesus blickt, sieht zugleich dabei auf Gott.

Diese Einheit erläutert Theodor in einem gelungenen Bild: Die beiden Naturen (Gott und Mensch) bilden in Jesus Christus *ein* *Prosopon*. „Wie es der Herr über Mann und Frau sagt: ‚So sind sie nicht mehr zwei, sondern ein einziges Fleisch‘ (Mt 19,6), so könnten wir von der Einigung sagen: ‚So sind sie nicht mehr zwei *Prosopa*, sondern eins‘ – natürlich bei aller Unterscheidung der Naturen: Wie es nämlich im ersteren Fall der Zahl zwei nicht schadet, von *einem* Fleisch zu reden – weil es ja klar ist, in welcher Hinsicht man (das Fleisch) eins nennt –, so schadet auch hier nicht die Einheit des *Prosopon* dem Unterschied der Naturen“ (Fragment aus *De incarnatione*).

Nach Theodor sind Gott und Jesus, vergleichbar der Einheit von Mann und Frau, in Liebe miteinander verbunden, so dass sie eine starke Einheit bilden, ohne dass Gott etwas von seinem Gottsein und Jesus etwas von seinem Menschsein einbüßt – ein geniales Modell, das auch heute noch rezipierbar wäre.

Der Streit um Nestorius

Zum großen Konflikt zwischen alexandrinischer und antiochenischer Theologie kam es erst nach dem Tod des Theodor, der erst posthum (im Jahr 551) verurteilt wurde, so dass seine Schriften vielfach nur noch fragmentarisch erhalten sind.

Auslöser war die Ernennung des Nestorius (gest. 451), eines Schülers Theodors, im Jahr 428 zum Patriarchen von Konstantinopel. Der Sache nach vertrat er die Thesen seines Lehrers, aber in vereinfachter und oft polemischer Form: „Hat denn Gott eine Mutter? ... Nicht, mein Bester, gebar Maria Gott – was nämlich aus dem Fleisch geboren ist, ist Fleisch – ..., sondern sie gebar den Menschen, der das Werkzeug der Gottheit war ... Nicht in sich selbst ist, der im Mutterschoß gestaltet wird, Gott, ... sondern er wird Gott genannt, weil im angenommenen Menschen Gott ist“ (Predigt gegen das Theotokos, 429). Deswegen ist auch Gott nicht am Kreuz gestorben, aber er hat sich den Tod Jesu angerechnet: „Zwei Arten von Zueignung nehme ich an: die erste, ein natürliches Behaftetsein mit den Leidenschaften, wie es zwischen Seele und Leib gilt; die andere, die gemäß einer geistigen Teilnahme, obwohl selbst nicht betroffen, zu einem anderen hin geschieht, (wegen einer gewissen Liebe) wie sie die Könige zu ihren eigenen (Bildern) haben ... Wenn wir aber die Schmach des Fleisches am Kreuz nach Art des Bildes des Königs auf Gott das Wort beziehen, so müssen wir sagen, dass die Schmach des Fleisches infolge einer freiwilligen Zueignung auch die der Gottheit war“ (Brieffragment).

Weil Nestorius Patriarch von Konstantinopel war, wurde die antiochenische Christologie auch über ihre Heimat hinaus bekannt und führte zu heftigsten Streitigkeiten, vor allem seitens Cyrills. Um Frieden herzustellen, lud der Kaiser zu einem ökumenischen Konzil in Ephesus im Jahr 431 ein. Dieses wurde ein Reinfall: Cyrill traf mit seinen Bischöfen rechtzeitig ein und eröffnete das Konzil. Fünf Tage später traf auch der Patriarch von Antiochien, Johannes, mit seinen Bischöfen ein –, verweigerte die Teilnahme am Konzil Cyrills und führte ein eigenes Konzil durch. So tagten zwei Konzilien nebeneinander, die sich gegenseitig exkommunizierten.

Das Konzil Cyrills, an dem auch die päpstlichen Legaten teilnahmen, erbrachte nicht viel: Briefe des Cyrill wurden vorgelesen und gebilligt, Nestorius seines Amtes enthoben. Das Konzil des Johannes erarbeitete ein maßvolles Glaubensbekenntnis, das zunächst abgelehnt wurde. Dieses wurde zwei Jahre später allerdings von Cyrill in einem Brief anerkannt: „Nun haben wir uns aber auch voll und ganz davon überzeugen können, dass die Spaltung der Kirche durchaus gegenstandslos geworden und darum nicht mehr angebracht ist...“

So schien auf der Basis des Symbols der „Gegensynode“ (so wird sie – zu Unrecht – wegen der Teilnahme der päpstlichen Legaten an der Synode Cyrills bezeichnet) Frieden einzukehren, der darauf beruhte, dass man christologische Formeln benutzte, die für beide Seiten akzeptabel waren. Diese Tendenzen wurden auch durch einige Theologen bestärkt, die in diesem Sinn schrieben. Aber es gab bald einen neuen, noch heftigeren Streit.

Der Monophysitismus

Wie ausgeführt, war in weiten Teilen der hellenistischen Welt die Sehnsucht nach Vergöttlichung sehr stark. Diese war die Perspektive, auf die man zuzuging und die die elenden Bedingungen des menschlichen Daseins aufheben sollte. An Jesus Christus faszinierte deswegen sein Gottsein, dass er der über die Erde wandelnde Gott war; seine menschliche Seite war – wenigstens – uninteressant, es genügte, dass er das „Fleisch“ der Gottheit war.

Vor allen in Kreisen des zahlenmäßig recht bedeutsamen Mönchtums war diese Mentalität stark verbreitet. Und es war ein Mönch, der eine neue Bewegung lostrat: Eutyches (gest. nach 454), der Archimandrit in Konstantinopel war. Er hatte nichts publiziert, aber einige Predigten gehalten, die als anstößig empfunden wurden, und so wurde er vor eine lokale Synode in Konstantinopel vorgeladen, wo er vom Patriarchen Flavian und weiteren Bischöfen zu seiner Rechtgläubigkeit befragt wurde. Er antwortete: „Bis heute habe ich nie gesagt, dass der Leib unseres Herrn und Gottes mit uns gleichen Wesens sei, von der heiligen Jungfrau aber bekenne ich, dass sie mit uns gleichen Wesens sei und dass aus ihr

unser Gott Fleisch wurde.“ Der „Leib Gottes“ sei nicht der „Leib eines Menschen“. Er räumt ein, dass der Herr *aus* zwei Naturen geworden ist, *nach* der Inkarnation aber nur noch *eine* Natur sei: „Ich bekenne, dass unser Herr *aus* zwei Naturen geworden ist vor der Einigung, nach der Einigung aber bekenne ich (nur) *eine* Natur (mia physis)“.

Eutyches wurde verurteilt, aber sein Konzept fand große Zustimmung in weiten Teilen des Römischen Reichs. Diese, aus älteren Wurzeln, nun entstehende Frömmigkeitsbewegung, der Monophysitismus (die Lehre, dass es nur eine Natur in Jesus Christus gibt) nahm an, dass das Menschsein Jesu in der Gottheit aufgesogen wurde wie ein Tropfen Essig oder Honig im riesigen Meer – was man auch für sich erhoffte.

In dem folgenden Streit ging es heftig zu, die maßvollen Theologen, wie Flavian, hatten es nicht leicht. So schrieb auch Papst Leo I. (gest. 461) einen Unterstützungsbrief an den Patriarchen Flavian – im lateinischen Westen konnte man mit diesen griechischen Vorstellungen ohnehin wenig anfangen.

Chalkedon 451

Ein „Lösung“ wurde von außen initiiert. Ein Machtwechsel in Byzanz war hilfreich. Der neue Kaiser Markian (gest. 457) wollte die Szene beruhigen und rief für das Jahr 451 ein allgemeines Konzil nach Nizäa ein, das bald darauf aber auf die asiatische Seite von Konstantinopel, nach Chalkedon (heute ein Stadtteil von Istanbul) verlegt wurde. Mehr als 360 Bischöfe nahmen teil, nur fünf aus der lateinischen Kirche. Die Bischöfe fingen gleich an, disziplinarische Maßnahmen zu beschließen und besonders auffällige Bischöfe und Theologen abzusetzen, wollten aber auf keinen Fall eine Diskussion zur Sache; zu groß waren die unterschiedlichen Meinungen. Aber der Kaiser bestand auf der Abfassung eines Symbols, eines Glaubensbekenntnisses, und weigerte sich, ohne ein solches die disziplinarischen Beschlüsse durchzuführen. Schließlich lenkten die Bischöfe ein und setzten ein „Redaktionskomitee“ ein, das einen Text vorlegen sollte. Nach kurzer Zeit lag dieser vor, wurde vorgelesen, begeistert applaudiert und in Gegenwart des

Kaiserpaars förmlich verabschiedet – ohne weitere Diskussion.

Das Symbol von Chalkedon ist ein klassischer Text, der bis heute die offizielle Lehre – wenn auch oft missverstanden – bestimmt. Der Sache nach reiht er die schon in der Vergangenheit formulierten Kompromissformeln aneinander, bringt aber auch einige weiterführende Aussagen, vor allem weil der Kaiser zur Bedingung machte, dass nicht nur von der Einigung *aus* zwei Naturen gesprochen werden dürfe, sondern festgeschrieben wird, dass Gott und Mensch auch nach der Einigung *in zwei Naturen* gegeben sind.

Grundsätzlich schreibt das Symbol die hellenistische Zwei-Naturen-Christologie fest: Jesus ist Gott und Mensch, und zwar beides in vollkommener Weise. Beides wird ein und demselben zugesprochen. Die wichtigste Aussage ist aber wohl: „keineswegs (wird) die Verschiedenheit der Naturen aufgehoben wegen der Einigung, sondern vielmehr (bleibt) die Eigentümlichkeit jeder Natur gewahrt und läuft in ein Prosopon und eine Hypostase zusammen.“ Das heißt – diese Formulierung ist von der antiochenischen Theologie und von Leo I. beeinflusst –, dass in Jesus Christus Gottheit und Menschsein von ein und demselben ausgesagt werden können, aber ohne jede Vermischung: Gott bleibt Gott und Mensch bleibt Mensch. Worin dann aber die Einheit bestehen kann, wird nicht gesagt. Das Symbol behilft sich damit, die Benennungen des Einheitsgrundes mit den zentrale Begriffen der beiden Schulen auszudrücken und diese („und“) gleichzusetzen: in der antiochenischen Theologie heißt dieser Prosopon, in der alexandrinischen Hypostasis – obwohl diese Begriffe sich ausschließen und dann keinen angebbaren Inhalt haben.

So hat zwar die hellenistische Christologie „gesiegt“, aber sie wird durch die Einschränkungen wieder aufgehoben, wenn man so will: sogar überwunden. Die mythische Gott-Mensch-Christologie wird zwar festgeschrieben (anderes war in hellenistischen Zeiten nicht möglich), zugleich aber inhaltlich widerrufen: Eine Entmythologisierung innerhalb des Mythos. Ein aporetisches Ergebnis, aber ein ehrliches – mehr war damals nicht

möglich. Diese Einigung setzte sich durch, wenn auch mit neuen Auseinandersetzungen. Die Formeln waren so spannungsreich, dass sie sehr unterschiedlich interpretiert wurden.

Auch im lateinischen Westen wurde das Symbol anerkannt. Dort aber hatte man Probleme mit der Aussage, dass die Einheit in der Hypostasis begründet sei, weil diese lateinisch mit *substantia* übersetzt wurde (auch die unverständliche Übersetzung mit *subsistentia* half nicht viel weiter). *Prosopon* schien unproblematisch, das mit dem Begriff *persona* übertragen wurde. Was *persona* sein sollte, war lange, z.B. noch bei Augustinus (gest. 430) unbestimmt. Erst durch den römischen Konsul Boethius (gest. 524) wurde der Begriff in etwa so definiert, wie wir ihn heute noch verstehen: „Person“ bezeichnet das Aktzentrum, die Subjektivität, die Personalität (das „Ich“) des Menschen. Boethius lehrte, dass es in Jesus Christus nur eine Person, die des göttlichen Wortes gebe – und Jesus keine menschliche Personalität besessen habe: Zwei Naturen in einer (göttlichen) Person, der westliche Monopersonalismus.

Diese Konzeption wurde unter Karl dem Großen von einem Konzil in Frankfurt (794) gebilligt und war seitdem die Basis aller lateinischen Christologie, in allen Konfessionen. Dass damit Jesus Christus das wichtigste am Menschsein, eine menschliche Personalität, fehlte und somit ein Widerspruch zum Konzil von Chalkedon bestand, das den vollkommenen Menschen Jesus ohne jede Verkürzung wegen der Einheit lehrte, wurde erst 1.500 Jahre später erkannt. Gegenwärtig wird dieser Monopersonalismus in der Theologie zunehmend überwunden (wozu auch die Exegese beiträgt) und Jesus eine autonome menschliche Personalität zugesprochen.

Die ganzen christologischen Schwierigkeiten sind eine Folge der Hellenisierung des Christentums, das die Gott-Mensch-Vorstellung „brauchte“, sind also kulturbedingt und heute verzichtbar. Wenn aus dem Menschen und Wanderprediger Jesus Gott gemacht wird, ergeben sich unlösbare Probleme. Zur Ehrenrettung ist zu sagen, dass im Symbol von Chalkedon das hellenistische Christentum die Aporie seiner Christologie

formuliert hat. Heute bedürfen der Glaube an und die Nachfolge Jesu dieser Komplikation nicht mehr, sie ist vielmehr ein Hindernis für die Rezeption des Christentums.

Diese kurze Darstellung ist notwendig fragmentarisch. Wer den Gang der Dinge differenziert nachlesen will, kann die Studie lesen von Verf.:

Fundamentalchristologie, Kösel-Verlag: München 1986. Sämtliche altkirchlichen (meist kurzen) Texte zur Christologie finden sich in: Verf., Christologie I (Texte zur Theologie. Dogmatik 4,1), Styria-Verlag: Graz, Wien, Köln 1989.

Mit **2€** im Monat helfen:
www.2-Euro-helfen.de

MISEREOR
DAS HILFSWERK

Anne Conrad

Gute Hirten und geordnete Andacht – Die Modellierung der katholischen Seelsorge nach dem Konzil von Trient

Nicht nur die katholischen Frömmigkeitsformen haben ihre bis heute wirksame Gestalt erst im 17. Jahrhundert erlangt (vgl. dazu meinen Beitrag „Sonntagsmesse und Familienidyll“ in: Imprimatur 1/2017, S. 14-20). Auch die Vorstellungen von idealer Seelsorge sowie das Selbstbild und die Außendarstellung von Priestern sind wesentlich ein Produkt der Frühen Neuzeit. In der aktuellen Debatte um die notwendigen „Perspektivwechsel“ in der Seelsorge – nicht nur im Bistum Trier – mag das Wissen um die Zeitbedingtheit bestimmter Inhalte und Formen dazu ermutigen, angstfrei und gelassen die notwendigen Veränderungen in Angriff zu nehmen. Die durch das Konzil von Trient angebahnten, bis heute wirksamen Entwicklungen sollen im Folgenden kurz skizziert werden.¹

Die Klerusreform als „Dreh- und Angelpunkt“

Das Konzil von Trient (1545-1563) war knapp 30 Jahre nach Luthers ‚Thesenanschlag‘ nicht nur zusammengetreten, um die ‚gegenreformatorische‘ katholische Lehre neu zu formulieren, sondern auch, um eine „Reform des Klerus und des christlichen Volkes“ (Dekret zur Konzilseröffnung, l.

¹ Vgl. zum Folgenden: Anne Conrad: Der Katholizismus, in: Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum, Bd. 4: 1650-1750, hg. v. Kaspar von Greyerz u. Anne Conrad, Paderborn 2012, S. 17-142 (dort auch weiterführende Literatur und Nachweis der Zitate).

Sitzung, S. 660)² auf den Weg zu bringen. Mehr noch: Die Klerusreform wurde – so der Kirchenhistoriker Wolfgang Zimmermann – zum „Dreh- und Angelpunkt der gesamten Kirchenreform“³. Dass die gegenwärtige Kirche in einem miserablen Zustand, die Kritik der Reformatoren durchaus berechtigt und Reformen zwingend notwendig waren, war auch den katholischen Bischöfen und Theologen, die in Trient zusammenkamen, klar. Es gehe nun darum, „die weitgehend zusammengebrochene kirchliche Disziplin wiederherzustellen und die verderbten Sitten in Klerus und christlichem Volk zu verbessern“ (6. Sitzung, S. 681).

Dementsprechend versuchte man auf dem Konzil, wirksame Reformen auf den Weg zu bringen. Dabei verband sich die anti-reformatorische Theologie mit dem ernsthaften Bemühen, zunächst den Bischöfen, dann aber auch allen anderen Klerikern die Seelsorge als zentrale und wesentliche Aufgabe nachdrücklich in Erinnerung zu rufen.

Gegenreformatorische Klerikalisierung

Theologisch wurde dabei gegen die Reformatoren, die das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ proklamiert hatten, ausdrücklich der besondere Status der Kleriker betont und daran festgehalten, dass es sich bei der Weihe um ein in verschiedene Weihestufen (Diakon, Priester, Bischof) gegliedertes Sakrament handle, durch das eine nicht hinterfragbare „hierarchische Ordnung“ innerhalb der Kirche gegeben sei (ausführlich dargelegt in der 23. Sitzung, S. 743f.). Von einem „allgemeinen Priestertum“ mit all den tendenziell egalitären Folgerungen, die sich daraus ziehen ließen, könne also keine Rede sein. Vielmehr wurden die Bischöfe als höchste Autoritäten an ihre Aufsichts- und Kontrollpflichten erinnert. Vor allem sie

seien dafür verantwortlich, eine funktionierende Seelsorge zu organisieren. Voraussetzung dafür war zunächst einmal die Residenzpflicht, d.h. die kontinuierliche Anwesenheit in der jeweiligen Diözese, die kaum noch eingehalten wurde und die den Bischöfen nun ausdrücklich eingeschärft wurde (6. Sitzung, S. 681f.)

Das Ideal des „Guten Hirten“

Aus einer glaubwürdigen und vorbildlichen Position heraus sollte der Bischof dann als „guter Hirte“ für eine geordnete Pastoral in seiner Diözese Sorge tragen. Das Ideal war in Anlehnung an das 10. Kapitel des Johannesevangeliums der „pastor bonus“, der „gute Hirte“, der sich für die ihm „anvertrauten Schafe“ aufopfert. Derzeit, so die Klage der Konzilsväter, seien etliche Bischöfe von einer solchen Haltung weit entfernt, sie kämen ihren Amtspflichten nicht mehr nach, würden „Irdisches dem Himmlischen, Menschliches dem Göttlichen“ vorziehen und sich „an verschiedenen Fürstenthöfen herumtreiben“ (6. Sitzung, S. 682), anstatt sich um ihre Diözesen zu kümmern. Wie der „bezahlte Knecht“ in der Erzählung im Johannesevangelium riskierten sie, dass ihre Herde vom „Wolf“, mit dem sich die Reformatoren ebenso assoziieren ließen wie die „gottlose“ Welt, gefressen werden. Unmittelbare Adressaten der bischöflichen Hirtenpflicht waren dabei nicht die Gläubigen, sondern die im Sinne der kirchlichen Hierarchie dem Bischof unterstellten Kleriker. Die Bischöfe sollten diese „in Gerechtigkeit und Wahrheit weiden und führen“ (23. Sitzung, S. 744), dabei „eingedenk sein, daß sie Hirten sind und keine brutalen Unterdrücker“ (13. Sitzung, S. 698), und so als „Vorbild“ darauf hinwirken, dass auch die Diözesankleriker sich in ihren Pfarreien vor Ort als „gute Hirten“ präsentierten.

Reformbedarf und Orientierung an den Anfängen

Wortreich und sehr detailliert verabschiedete das Konzil dann mehrere „Reformdekrete“, in denen all das festgeschrieben wurde, was mittel- und langfristige für katholische Seelsorge typisch werden sollte. Auffällig ist, wie häufig die

² Die Dekrete des Tridentinums werden im Folgenden zitiert nach: Josef Wohlmuth (Hg.): Dekrete der Ökumenischen Konzilien, Bd. 3: Konzilien der Neuzeit, Paderborn 2002, S. 660-799.

³ Wolfgang Zimmermann: Der gute Hirte und der schlechte Mietling, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 147 (1999), S. 319-337.

einzelnen Vorgaben wiederholt und wie massiv mit Zwangsmaßnahmen, insbesondere mit finanziellen Beeinträchtigungen, bei Zuwiderhandlung gedroht wurde. Dies lässt darauf schließen, dass Einiges im Argen lag und man nicht mit einer schnellen Durchsetzung der geplanten Maßnahmen rechnen konnte.

Ziel des Konzils sei es, dass „das, was der Reform bedarf, reformiert wird“ (2. Sitzung, S. 661). Um Reform an Haupt und Gliedern, um eine grundlegende Erneuerung und um die Beseitigung der Missstände sollte es gehen. In der Wahrnehmung dieser Missstände war man von den protestantischen Reformatoren nicht weit entfernt. Dekadenz und Ignoranz im Klerus, Desinteresse und Unwissenheit im Hinblick auf Kirchlich-Religiöses sowie eine Tendenz zu „abergläubisch“-magischen Vorstellungen in der Bevölkerung wurden allenthalben konstatiert. Erneuerung, Umdenken, Neuorientierung waren gefragt. Dies ging einher mit dem Blick zurück auf die Anfänge des Christentums. Dieser Blick zurück war bei den katholischen Reformern ebenso wie bei den evangelischen Konkurrenten ein Blick zurück auf die Heilige Schrift, besonders auf das Neue Testament, auf Jesus und seine Anhängerschaft und auf die allmähliche Entwicklung eines christlichen Gemeinschaftslebens. Das Konzil von Trient machte es nun zur vorrangigen Aufgabe der Kleriker, die Erinnerung an diese Anfänge durch Lektüre und Auslegung der Heiligen Schrift wachzuhalten und zu vertiefen.

Predigt und Katechese

Die Vermittlung an das „Volk“ sollte dabei besonders in der regelmäßigen Feier der Messe erfolgen, die mindestens an Sonn- und Feiertagen von den Gläubigen besucht werden sollte (22. Sitzung, S. 735, 737; 24. Sitzung, S. 763). Voraussetzung dafür war allerdings, diese einigermaßen attraktiv zu gestalten. Die katholische Liturgie blieb zwar – gegen die volkssprachlichen Ambitionen der Protestanten – weiterhin in Latein. Dass dies jedoch einer Erneuerung des religiösen Lebens nicht förderlich sein konnte, war auch den Konzilsvätern klar. Daher versuchte man die Fixierung auf die

für die Laien unverständliche lateinische Sprache zu relativieren, indem man die Kleriker zu regelmäßigen, möglichst ansprechenden Predigten in der Volkssprache verpflichtete. Inhaltlich sollte vor allem die Erklärung der Heiligen Schrift im Vordergrund stehen, darüber hinaus ging es um eine allgemein verständliche und überzeugende Katechese zur Erläuterung der Glaubensinhalte und als Vorbereitung auf den Empfang der Sakramente (22. Sitzung, S. 735).

Geordnete Andacht

Von den katholischen Gläubigen wurde erwartet, dass sie regelmäßig zum Gottesdienst kamen, die katechetischen Angebote annahmen und das liturgische Geschehen mit Interesse und Andacht verfolgten. Im 16. Jahrhundert war dies von der Realität noch weit entfernt. Umso eindringlicher betonte man, dass Disziplin und Ordnung die Voraussetzung für den angemessenen Gottesdienstbesuch seien und die Gläubigen dazu notfalls mit Zwang und Strafandrohung angehalten werden müssten (22. Sitzung, S. 736f.). „Weltliche Geschäfte, nichtiges und profanes Geschwätz, Herumrennerei, Lärm und Geschrei“ (ebd., S. 737) wurden in Trient ebenso untersagt wie magische oder abergläubische Praktiken.

Die weitere kirchliche Entwicklung lehrt, dass diese Disziplinierung langfristig höchst erfolgreich war. Seit dem 17. Jahrhundert und noch in der Gegenwart scheint es selbstverständlich zu sein, dass das „Volk“, die Laien, sich in Kirchen ruhig und leise verhalten, langsam bewegen, durch ihre Körperhaltung Ehrfurcht zum Ausdruck bringen und im Gottesdienst – abgesehen von den liturgischen Formeln – schweigen.

Der klerikale Habitus

Zugleich wurde allen Klerikern wie zuvor bereits den Bischöfen eingeschärft, ein entsprechendes Vorbild abzugeben. Sie sollten „ihr Leben und den gesamten Sittenwandel so [...] gestalten, daß sie in Kleidung, Haltung, Bewegung, Rede und in allen anderen Dingen nichts als Ernst, Besonnenheit und eine tiefe religiöse Einstellung erkennen lassen“ (22. Sitzung, S. 737). „Luxus, Schwelgereien, Tanz,

Glücksspiel, Tändeleien, jegliche Vergehen und schließlich weltliche Geschäfte“ (ebd., S. 738) seien unbedingt zu meiden – eine Aufzählung, aus der man im Umkehrschluss schließen kann, dass sich der Lebensstil der Kleriker bis dahin nicht wesentlich von dem der „weltlichen“ Laien unterschied. Nun aber sollten sich die Kleriker auf ihre besondere Rolle besinnen und „in Kleidung und Umgangsform sowie in allem Tun Würde zeigen“ (so bereits in der 2. Sitzung über die Kleriker in der Entourage der Konzilsbischofe, S. 661) und „in Lebenswandel, Rede und Wissenschaft dem ihnen anvertrauten Volk Gottes mit Beispiel vorangehen“ (14. Sitzung, S. 714). Denn nur so könnten sie glaubwürdig als Seelsorger wirken.

Ein eigenes Kapitel der Konzilsdekrete ist in diesem Zusammenhang der Kleidung der Kleriker gewidmet: Es sei „nötig, daß Kleriker immer eine ihrem Ordo entsprechende Kleidung tragen, um durch die Schicklichkeit des äußerlich sichtbaren Gewandes die innerliche Anständigkeit der Lebensweise zu zeigen“ (14. Sitzung, S. 716) Heute sei es vielfach üblich, dass Geistliche „sogar in der Öffentlichkeit laikale Kleidung tragen“; dies sei aber „ein wandelnder Widerspruch“, weil solche Kleriker „mit einem Fuß im Göttlichen mit dem anderen im Fleischlichen“ (ebd.) stünden. Daher müsse der Bischof notfalls mit Zwangsmaßnahmen und unter Strafe, u.a. durch den Entzug der Ämter und Benefizien, dafür sorgen, dass Geistliche das „ehrenvolle klerikale Gewand“ tragen (ebd., S. 716f.). Die massiven Strafen, die durchgängig all jenen Geistlichen angedroht werden, die sich nicht angemessen um ihren Lebensstil und ihre Aufgaben als Seelsorger bemühten, zeigen, wie dringlich dieses Thema den Konzilsteilnehmern erschien, verweisen aber auch darauf, dass die Durchsetzung der Reformmaßnahmen schwierig war und nur mit Druck zu gelingen schien.

Das neue „pastorale“ Image der Seelsorger verband sich mit zwei weiteren Themen, die in den folgenden Jahrhunderten zu den bleibend wichtigen Säulen klerikaler Identität werden sollten: zum einen mit der speziellen Ausbildung der Kleriker, zum anderen mit der restriktiven Verpflichtung zum zölibatären Leben.

Kollegien und Seminare

Neu festgelegt wurde in Trient, dass Kleriker künftig eine spezielle Ausbildung erhalten sollten, die sie zu ihren Aufgaben als Seelsorger befähigte. Kenntnis der lateinischen Sprache, der Grammatik, der Theologie und Philosophie gehörten ebenso dazu wie eine gründliche Beschäftigung mit den biblischen Schriften. Hinzu kamen rhetorische und didaktische Techniken, die die Kommunikation in Predigt und Katechese optimieren sollten. Vermittelt werden sollte dies in speziellen kirchlichen Ausbildungsstätten, den „Kollegien“ oder „Seminaren“.

Überall, wo es sich anbot, sollte für „eine bestimmte Anzahl an Jungen“ ein solches „Kolleg“ eingerichtet werden, um die Knaben „zu verpflegen, religiös zu erziehen und in den kirchlichen Lehren zu unterrichten“ (23. Sitzung, S. 750). Aufgenommen wurde Jungen, die mindestens 12 Jahre alt waren, aus legitimer Ehe stammten, „schon ordentlich lesen und schreiben“ konnten und von denen zu hoffen war, „daß sie einmal die kirchlichen Dienste auf Dauer ausüben werden“. Dabei waren „besonders Söhne armer Leute“ (ebd., S. 750) im Blick, die hier eine kostenlose Ausbildung erhielten. Offenbar erwarteten die Konzilsväter von dieser Klientel ein zuverlässigeres und disziplinierteres seelsorgerisches Engagement. Um andere allerdings nicht vor den Kopf zu stoßen, hieß es noch in einem Zusatz: „ohne deshalb die der Reichen auszuschließen, sofern sie nur auf eigene Kosten verpflegt werden und den offensichtlichen Wunsch haben, Gott und der Kirche zu dienen“ (ebd., S. 750). Gemäß Zahl, Alter und Ausbildungsfortschritt waren die Kollegien in verschiedene Klassen zu gliedern. Nach erfolgreichem Abschluss sollten die Absolventen dem Dienst an Kirchen zugewiesen werden bzw., falls geeignet, selbst am Kolleg unterrichten. An ihrer Stelle sollten dann neue aufgenommen werden, so dass das Kolleg im wörtlichen Sinne ein „Seminarium“ (lat. „Samenstätte“), „eine beständige Pflanzstätte der Diener Gottes“ (ebd., S. 751) sei.

Von Anfang an wurde von den Seminaristen ein „klerikales“ Auftreten

erwartet, einschließlich Tonsur und klerikalem Gewand. Sie sollten jeden Tag der Messe beiwohnen, jeden Monat beichten und die Eucharistie empfangen sowie an Festtagen in der Kathedrale und in anderen Kirchen Dienst tun. Zudem „lernen [sie] Grammatik, Gesang, kirchliche Zeitrechnung und die Fertigkeit in anderen guten Künsten. Die heilige Schrift, die kirchlichen Bücher, die Predigten der Heiligen, auch die Formen der Sakramentenspendung – besonders was zum Hören der Beichten hilfreich erscheint – sowie der Riten und Zeremonien lernen sie auswendig“ (ebd.). Die Bischöfe, die für die Seminare verantwortlich waren, sollten für Disziplin sorgen: „Schwierige und Unverbesserliche und Verbreiter schlechter Sitten bestrafen sie hart, nötigenfalls sogar durch Hinauswurf“ (ebd.). Auch zur Finanzierung waren die Bischöfe verpflichtet. Wer sich dem widersetzte, dem sollte die vorgesetzte Stelle – der Erzbischof oder die Provinzialsynode – eine „heftige Rüge“ erteilen (ebd., S. 752). Um die Einrichtung der Schulen mit geringem Aufwand zu ermöglichen, sollten die Bischöfe entsprechend ausgebildete Kleriker oder Theologen, denen eine Vorlesungs- und Lehraufgabe oblag, „zwingen und nötigen“, diese Pflichten zu erfüllen, notfalls durch Entzug der Einkünfte (ebd.).

Zölibat statt Konkubinat

Nicht in der Sache, wohl aber in der konsequenten disziplinarischen Durchsetzung neu war die Vorschrift, dass Kleriker der höheren Weihestufen (Priester, Bischöfe), sich zu einem zölibatären Leben verpflichten mussten. Seit dem Mittelalter war, da eine Ehe formell nicht möglich war, das Konkubinat zu einer allgemein üblichen Lebensform der Kleriker geworden. Vor allem die Landgeistlichen, die neben ihrer Pfarrei auch Haus und Hof zu bewirtschaften hatten, lebten häufig mit ihren Mägden oder Haushälterinnen wie in einer Ehe zusammen. In Visitationsprotokollen aus dem Erzbistum Trier werden noch für das Jahr 1570 in neun luxemburgischen Dekanaten 91 katholische „concupinari“ registriert, die mit ihren Lebensgefährtinnen mindestens 221

Kinder gezeugt hatten.⁴ Die Reformatoren hatten eine solche Lebensform aus moralischen und theologischen Gründen heftig kritisiert und stattdessen die Priesterehe faktisch zur Pflicht gemacht. Das Konzil von Trient argumentierte „gegenreformatorisch“ in die entgegengesetzte Richtung: das Konkubinat der Priester wurde ausdrücklich verurteilt und die Verpflichtung zur zölibatären Lebensweise eingeschärft (24. Sitzung, S. 755; 25. Sitzung, S. 793). Auch hier verweist die ausführliche, kasuistische „Fallbeschreibung“, wie mit den Konkubinariern, zu verfahren ist, die ihre Frauen weder bei der ersten, noch bei der zweiten, noch bei der dritten Aufforderung endgültig wegschicken oder danach wieder mit ihnen zusammenleben, zu verfahren sei (ebd.), darauf, dass mit einer Durchsetzung dieses Verbots nicht unbedingt zu rechnen war. Dennoch: Auf den ersten Blick scheinen diese Bemühungen Erfolg gehabt zu haben, denn seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts taucht das Problem des Konkubinats kaum noch in Visitationsakten auf. Die darauf beruhende gängige These, der Zölibat habe sich tatsächlich allgemein durchgesetzt, ist allerdings durch die Forschungen Antje Flüchters relativiert worden.⁵ Plausibler erscheint demnach die Deutung, dass der Zölibat sich lediglich „diskursiv durchgesetzt“ habe. Das Konkubinat war „nicht mehr öffentlich sagbar“, lebte aber „diskret“ weiter. Die Aufrechterhaltung des zölibatären Scheins war wichtiger als die Durchsetzung der Norm. Quellen dafür sind allerdings nicht die Visitationsakten, für die der Zölibat tatsächlich kein Thema mehr ist, sondern Zeugnisse von Konflikten zwischen Priestern und Gemeinden aus anderen Gründen (z. B. Alkoholmissbrauch, Gewaltbereitschaft, wirtschaftliche Streitigkeiten), bei denen Konkubinat und Zölibat nur indirekt thematisiert wurden. Wenn solch ein Streit

⁴ Eva Labouvie: Geistliche Konkubinate auf dem Land, in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000), S. 105-127, hier: S. 106f.

⁵ Antje Flüchter: Eine katholische Ordnung der Sexualität, in: *Monika Mommertz/Claudia Opitz (Hg.): Das Geschlecht des Glaubens*, Frankfurt a.M. 2008, S. 201-226; dies.: *Der Zölibat zwischen Devianz und Norm*, Köln 2006.

eskalierte, wurden eben auch sexuelle Vergehen des Priesters angesprochen. Bemerkenswert ist, dass dabei nicht die ausgelebte Sexualität an sich kritisiert wurde – diese war in den Augen der Gemeinde offenbar verständlich und akzeptabel –, sondern die „unordentliche“ Haushaltsführung, die sich etwa im „ausschweifenden“ Leben der Kinder des Priesters oder in einem „sittenwidrigen“ Verhalten des Priesters selbst zeigen konnte. Als anstößig galten auch sexuelle Beziehungen zu verheirateten Frauen, während sie zu Mägden toleriert wurden.

Der neuzeitliche Priestertyp

Dort wo die Trienter Reformdekrete umgesetzt wurden – im Bistum Trier erfolgte dies allerdings erst im 18. Jahrhundert⁶ – entstand ein neuer Typus des Priesters: Zunehmend waren die katholischen Kleriker nun gut ausgebildet und finanziell besser gestellt als in früheren Zeiten, hatten ein neues Selbstbewusstsein gewonnen, traten „würdiger“ auf und übten sich als Prediger, Seelsorger und Missionare in einer größeren Nähe zu den Menschen. Zugleich entstand ein geistliches „Fachbeamtentum“, das – wie Werner Freitag es formuliert – an „rationalen“ Regeln wie „Betriebsdisziplin“ und „versachlichter Amtspflicht“ orientiert war.⁷ Damit wurde der Grund gelegt für eine Vorstellung, wie sie in der Neuzeit für den katholischen Alltag selbstverständlich wurde: „eine unbestrittene Hochschätzung des Priesters, dem man demütige Ehrfurcht entgegenbrachte, dessen Rat man in allen Belangen suchte, den man als den berufenen Vermittler zwischen Gott und den Menschen betrachtete, dem gegenüber man gewissenhaft alle Glaubensvorschriften befolgte, der auch in

säkularen Belangen Gehorsam erwarten konnte.“⁸

Von Trient nach Trier?

Das Trienter Konzil des 16. Jahrhunderts mit der aktuellen Trierer Synode zu vergleichen ist selbstverständlich aus vielerlei Gründen unzulässig. Strukturelle und inhaltliche Parallelen sind aber dennoch nicht zu übersehen. Hier wie dort ging es um „Perspektivwechsel“ in mehrfacher Hinsicht, um eine neue Konzeption und neue Organisation der Seelsorge, um ein neues Priesterbild und um das Verhältnis von Klerus und Laien. In Trient wie in Trier wurde und wird ein Umdenken von allen Beteiligten gefordert. Die in Trient angestoßenen Reformen waren in ihrer Zeit angemessen, vielleicht sogar innovativ. Trotz ihrer konfessionell-apologetischen Tendenzen waren sie recht effektiv. Inzwischen wären sie ganz sicher überholt, eine Orientierung daran wäre ebenso unangemessen wie der Wunsch mancher Kreise, die vermeintlich heile katholische Welt des 19. Jahrhunderts oder der 1950er oder 1960er Jahre wiederzubeleben. Dies kann allein deshalb nicht gelingen, weil eine Fokussierung auf den Klerus, wie in Trient, heutzutage ins Leere läuft. Die Kirche der Zukunft wird von Laienaktivitäten getragen. Jede Zeit hat ihre eigenen Herausforderungen, und aus der Geschichte lernen, heißt hier vielleicht nur, wahrzunehmen, dass und wie sich jede Zeit neu bemüht, diese Herausforderungen anzunehmen.

In der Trierer Diözese hat die Umsetzung der tridentinischen Reformen fast 200 Jahre auf sich warten lassen – und mag dann schon anachronistisch gewesen sein. Nicht nur deshalb ist zu wünschen, dass die aktuelle Bistumssynode schneller Früchte trägt, und zwar möglichst so, dass – wie auch in Trient eigentlich intendiert – Kirche (wieder) lebendig und zeitgemäß in ihrer Nähe zu den Menschen erlebt werden kann.

⁶ Martin Persch: Der Klerus des Erzbistums, in: Bernhard Schneider (Hg.), Geschichte des Bistums Trier, Bd. 3: Kirchenreform und Konfessionsstaat, 1500-1801, Trier 2010, S. 202-266.

⁷ Werner Freitag: Tridentinische Pfarrer und die Kirche im Dorf, in: Herbert Haag/Sabine Holtz/Wolfgang Zimmermann (Hg.), Ländliche Frömmigkeit. Konfessionskulturen und Lebenswelten 1500-1800, Stuttgart 2002, S. 83-114.

⁸ Andreas Holzem: Religion und Lebensformen. Katholische Konfessionalisierung im Sendgericht des Fürstbistums Münster, 1570-1800, Paderborn 2000, S. 224.

Norbert Scholl

Hat das Christentum noch eine Zukunft?

Die Kirchengliederzahlen bewegen sich seit 2008 Jahr für Jahr nahe der Zweihunderttausend-Marke. Diese Negativentwicklung wird sich fortsetzen. Denn rund 30% der Katholiken sagen, dass sie mit ihrer Kirche unzufrieden sind. Auf evangelischer Seite sieht es nicht besser aus. Während noch um 1950 die überwältigende Mehrheit der Deutschen Mitglied einer Religionsgemeinschaft war, nahm seitdem der Anteil der Konfessionslosen kontinuierlich zu. Die folgende Statistik über den prozentualen Anteil der Christen in Deutschland seit 1950 (bis einschließlich 1987 nur altes Bundesgebiet) spricht eine deutliche Sprache⁹:

Jahr	evangelisch	katholisch	ohne Konfession
1950	50,6	45,8	**
1961	51,1	45,5	**
1970	49,0	44,6	3,9
1987	41,6	42,9	11,4
1990	36,9	35,4	22,4
2003	31,3	31,3	31,8
2004	31,0	31,1	32,3
2005	30,8	31,0	32,5
2008	29,9	30,0	34,1
2010	29,3	29,2	37,2
2011	28,9	29,9	32-37
2015	27,1	28,9	34,3-36,0

Die Kirchenoberen schauen hilflos zu und zucken mit den Achseln. Vor einem Jahr wusste der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz nur zu sagen: „Die

⁹ Religionswissenschaftlicher Medien- und Informationsdienst: http://remid.de/info_zahlen/ (6.8.2017).

Statistik 2015 zeigt, dass die Kirche in Deutschland nach wie vor eine starke Kraft ist, deren Botschaft gehört und angenommen wird.“¹⁰ Ein Jahr später freute sich der Kardinal, dass die Kirchengliederzahlen ein wenig zurückgegangen sind, betonte aber, dass „uns die dennoch hohe Ziffer weiterhin anhalten (muss), in unserem seelsorglichen Bemühen nicht nachzulassen.“ Die Kirche brauche eine „anspruchsvolle Pastoral“, die den unterschiedlichen Lebenswelten der Menschen gerecht werde und die Hoffnung des Glaubens überzeugend weitergebe.¹¹ Das klingt nicht nach Aufbruch, sondern eher nach Resignation.

Alle möglichen und unmöglichen Gründe werden als Erklärung für diese verdunstende Kirchengliederzahl ins Feld geführt: Säkularisierung, Missbrauchsskandal, die Affäre um den Limburger Bischof Tebartz-van Elst, der geänderte Modus zum Einzug der Kirchensteuer auf Kapitalertragssteuern, „Kirche unglaubwürdig, Kirche gleichgültig und brauche keine Religion fürs Leben“¹², überholte Strukturen u.a.m.

Aspekte einer „anspruchsvollen Pastoral“, die den unterschiedlichen Lebenswelten der Menschen gerecht werden könnte

Vielleicht wäre es hilfreich, wenn die Verantwortlichen beider Kirchen einmal den Mut hätten, sich ganz grundsätzlich zu fragen, ob denn das Christentum in seiner tradierten und praktizierten Form überhaupt noch in die heutige Zeit hineinpasst. Die Bibel wurzelt in einer längst vergangenen Agrar- und Feudalstruktur, in einer uns weitgehend fremd gewordenen Welt. Die Theologie ist in Begriffen und in einer Sprache formuliert, die wir nicht mehr verstehen. Die Gottesdienste, vor allem die festlichen zu besonderen Anlässen, wirken eher wie eine Folklore-Veranstaltung. Die Kirche gibt Antworten auf Fragen, die niemand mehr stellt. Aber sie weiß keine Antwort auf Fragen, die heute virulent sind und die

¹⁰ Pressemitteilungen der Deutschen Bischofskonferenz, 15.7.2016:

¹¹ <http://www.katholisch.de/aktuelles/aktuelle-artikel/-zahl-der-kirchenglieder-gesunken> (6.8.2017).

¹² EKD, März 2014, 81 (6.8.2017).

jeder Mensch bewusst oder meist wohl eher unbewusst mit sich herumschleppt:
Existiert Gott (noch) – angesichts der Erkenntnisse der modernen Natur- und Sozialwissenschaften? Was war vor dem Urknall? Wer war dieser Jesus eigentlich? Wozu eigentlich noch Kirche? „Erlösung“ – wovon, wozu? Was kommt nach dem Tod?

Gott

Wir leben in einer Welt, in der Religion nicht mehr vorzukommen scheint. Oder doch? Was ist eigentlich „Religion“? Trotz aller Fortschritte in Wissenschaft und Technik stoßen wir immer wieder an Grenzen. Trotz aller vielen Antworten bleiben Fragen. Wenn wir eine Grenze überwunden oder eine Antwort gefunden haben, tauchen schon die nächsten auf. Einige Grenzen und noch mehr Fragen sind grundsätzlich nicht zu überwinden oder zu lösen. Wir ahnen zwar: „Es muss im Leben mehr als alles geben“¹⁵ Mehr als alles, was wir mit unseren fünf oder sechs Sinnen wahrzunehmen vermögen. Aber beim besten Willen, mit den raffiniertesten wissenschaftlichen Methoden und mit den modernsten technischen Instrumenten gelingt es uns nicht, „hinter“ die Dinge zu schauen. Wir mögen fragen und forschen, soviel wir wollen. Wir bekommen keine Antwort. Was sind die Dinge „an sich“? Was bewegt sie eigentlich, die Monde, die Planeten, die Galaxien? Was war vor dem Urknall? Was kommt danach? Neue und andere Galaxien? Nichts? Aber kann es das Ziel des so wundervollen Universums sein, im Nichts zu enden? Warum ist dann überhaupt etwas geworden?

Wir können es nicht ertragen, die Fragen einfach unbeantwortet im Raum stehen zu lassen. So suchen wir nach Antworten. Wir stellen Vermutungen an über das, was wir nicht wahrnehmen, was wir gar nicht wissen (können), was wir aber doch irgendwie ahnen. Irgend „Etwas“ scheint jenseits des Bereichs unserer sinnlichen Erfahrung zu liegen.

Religion ist ein Versuch, das Geheimnis des Lebens zu deuten im Hinblick auf eine letzte, tiefste und eigentliche Wirklichkeit. Jede Deutung ist immer eingebettet in eine Geschichte. Ich muss mich daher als Gläubiger und auch als Ungläubiger fragen:

¹⁵ Maurice Sendak, *Higgelti Piggelti Pop!* oder *Es muss im Leben mehr als alles geben*, Zürich 1969.

Warum deute ich die Wirklichkeit so und nicht anders? Warum deute ich sie mit Gott, warum ohne Gott?

Und weil wir gewohnt sind, in unserem Leben jedes „Ding“ irgendwie einzuordnen und zu systematisieren, versuchen wir, auch den „Dingen jenseits der Dinglichkeit“ eine Gestalt zu geben. Der Schriftsteller Frank Witzel glaubt, „dass Religion nichts anderes ist als der Versuch, den Dingen jenseits der Dinglichkeit ihren Platz anzuweisen.“¹⁴ Mit „Religion“ glaubt der Mensch, das Unbegreifliche „in Griff“ zu bekommen, es be-greifen zu können. Und weil „Gedanken ohne Inhalt leer, Anschauungen ohne Begriffe blind“ sind (Immanuel Kant¹⁵), schaffen wir uns Vorstellungen vom Unvorstellbaren – Bilder, Mythen, Erzählungen. Auch über diese letzte, für uns unbegreiflich bleibende Wirklichkeit können nur in einer menschlichen Sprache sprechen, voll von Symbolen und Paradoxen, die allesamt geschichtlich und kulturell begrenzt sind. Religion ist jener Blickpunkt, „von dem aus wir in die Tiefe des menschlichen Geisteslebens blicken können. Die Religion ist keine spezielle Funktion, sie ist die Dimension der Tiefe in allen Funktionen des menschlichen Geisteslebens.... Religion ist im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes das, was uns unbedingt angeht ... und wird offenbar in dem Reich des Erkennens als das leidenschaftliche Verlangen nach letzter Realität“ (Paul Tillich¹⁶).

Nicht scholastisch-erfahrungslose Gotteslehre, sondern ehrfurchtsvolles und existentiell engagiertes Fragen und Suchen nach der letzten und eigentlichen Realität.

Jesus von Nazaret

Christen glauben, in Jesus von Nazaret, in seinem Reden und Handeln, eine besonders herausragende, einzigartige Weise der „Offenbarung“ jener „letzten Realität“ sehen zu dürfen. Das Grundanliegen seiner Botschaft fasst der Evangelist Markus so zusammen: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Wagt ein Umdenken und

¹⁴ Frank Witzel, *Die Erfindung der Roten Armee Fraktion durch einen manisch-depressiven Teenager im Sommer 1969*, Berlin 2016, 760.

¹⁵ Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Riga 1781 B

¹⁶ Paul Tillich, *Die Frage nach dem Unbedingten*. GW V, Stuttgart 1964, 39 f.

vertraut euch meiner froh machenden Botschaft an!“ (Mk 1,15). Gebt euch nicht mit dem „bewährten Alten“, mit der „geheiligten Tradition“ zufrieden! Hinterfragt das angeblich Selbstverständliche! Aus dem Um-*Denken* muss ein Um-*Kehren* werden. Jesus fordert, wie schon die jüdischen Propheten, die Abkehr von egozentrischem Verhalten und Handeln: Nicht über andere bestimmen wollen, großzügig sein ohne Berechnung, grenzenlose Vergebungsbereitschaft praktizieren, füreinander eintreten und den Anfeindungen Paroli bieten.¹⁷ Der Mann aus Nazaret erscheint als ein Querdenker, der die Prophetie in seiner Zeit konsequent weiterführt. Er verlangt die Hinwendung zu rücksichtvollem Tun besonders gegenüber Schwachen, Armen und Bedrängten. Was er anstößt, ist eine Revolution ohne Gewalt, ohne Machtausübung von Menschen über Menschen. Eine Revolution des Zusammenlebens, die eine Revolution der Herzen einschließt.

Besonderen Zeichencharakter haben seine Mähler, seine Tischgemeinschaft mit Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft und Gruppierung, mit seinen engsten Freunden und Vertrauten, mit Leuten, die ihm voll Misstrauen begegnen, mit Ausgestoßenen und Verachteten, mit Orientierung Suchenden und Outcasts. Das brachte ihm von seinen Gegnern den Vorwurf ein, er sei ein „Fresser und Weinsäufer“ und „ein Freund von Zöllnern und Sündern“ (Mt 11,19). Jesus deutet diese „Inklusions-Gelage“ als Zeichen der Verbundenheit und Gemeinschaft Gottes mit allen Menschen. Menschen begegnen einander hier auf Augenhöhe. „Selig, wer im Reich Gottes am Mahl teilnehmen darf“ (Lk 14,15). Damit stellte er die vorherrschende Gesellschaftsordnung auf den Kopf. Jesus fordert eine neue, eine alternative Gesellschaftsordnung. *Nicht abstrakte Christologie, sondern konkrete Jesus-Nachfolge.*

Erlösung

Jesus wird in der christlichen Theologie als „Erlöser“ bezeichnet. Durch seinen Tod am Kreuz habe er die Sünden der Welt

gesühnt, dem erzürnten Gott dadurch unendliche Genugtuung geleistet und auf diese Weise die ganze Menschheit „erlöst“. Aber von dieser Erlösung war in der Geschichte des Christentums häufig leider wenig zu spüren: Schwertmission, Zwangstaufen, Kreuzzüge, Ketzerverbrennung, Judenmorde usw. „Bessere Lieder müssten sie mir singen, dass ich an ihren Erlöser glauben lerne: erlöset müssten mir seine Jünger aussehen!“ klagte Friedrich Nietzsche¹⁸. Jesus hat nie den Anspruch erhoben, ein „Erlöser“ zu sein. Aber er hat Menschen seiner Zeit eine Vision und eine Erfahrung vermittelt vom helfend-befreienden Handeln „seines“ Gottes – in der Zuwendung zu den Armen, Kranken und Besessenen, den Deklassierten und an den Rand Gedrängten, zu Frauen und Kindern, Zöllnern und Sündern. Und er forderte seine Jüngerinnen und Jünger auf, es ihm gleich zu tun: „Geht und heilt Kranke, weckt Tote auf, macht Aussätzig rein, treibt Dämonen aus!“ (Mt 10,7f.). Jesus hat mit seinem vorbildlichen, Heil und Hilfe bringenden Handeln einen historisch höchst bedeutsamen Impuls gegeben. Dieser Prozess soll weitergeführt werden – durch Christen und durch Menschen, die sich für diese „Erlösungs“-Arbeit in Dienst nehmen lassen – zur Anklage und zum Kampf gegen alles „Unerlöste“, gegen Fesseln, die Menschen einander anlegen, und gegen Unterdrückung von Menschen durch Menschen, zur permanenten Kritik an allen vordergründigen und voreiligen Absolutheiten, die Menschen sich selbst setzen und mit denen sie anderen den Weg in die wahre und eigentliche Freiheit versperren. „Erlösung“ ist kein wohlfeiles Geschenk, sondern eine bedrängende und alle Menschen angehende Aufgabe mit weltweiten gesellschaftspolitischen Dimensionen – hier und heute.

Nicht Erlösung durch den Tod eines Einzigsten am Kreuz, sondern Inspiration und Impuls für alle Menschen zu umfassendem emanzipatorischen Handeln.

Kirche

Mit Ausnahme vielleicht des Militärs zählt keine öffentliche Körperschaft einen derart großen Anteil an Dekorierten, Titulierten

¹⁷ Vgl. Martin Ebner, Der Tod Jesu – ein Scheitern?, in: Bibel und Kirche 3/2017, 193-202.

¹⁸ Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Werke in drei Bänden, Bd. II, München 1954, 350. imprimatur, Heft 3, 2017

und Uniformierten wie die katholische Kirche. In westlichen Demokratien ist die Etikette längst vereinfacht worden. Wo sie noch beibehalten wird, wie in England, wirkt sie wie ein Relikt aus längst vergangenen Zeiten. „Kirche“ aber zeigt sich nach außen für viele noch immer als ein fremdartig-folkloristisch wirkendes Ritual mit viel Rot, Violett, Gold, einem großartig-unwirklich erscheinenden, unverständlichen Zeremoniell und Bischöfen, die Zipfelmützen auf ihrem Kopf tragen. Ein Paradebeispiel menschlicher Eitelkeiten¹⁹.

Diese Erscheinungen haben sich leider so weit entwickelt, dass sie nicht mehr ein nebensächliches Beiwerk sind, sondern einen ins Auge springenden Zug des Katholizismus darstellen. Sie mögen als kurios, antiquiert oder folkloristisch betrachtet und als Randerscheinungen gewertet werden, in ihrer Gesamtheit wirken sie sich höchst nachteilig aus. Denn jedermann und jedefrau muss sich doch sagen: Wäre das alles nur eine Kleinigkeit, dann würde die Kirchenleitung das rasch beseitigen; wenn es aber so schwer fällt, sich davon zu trennen, dann ist das eben keine Nebensächlichkeit mehr und dann lässt das einige Schlüsse auf die Einstellung der Kirchenführer insgesamt zu.

Auch in seiner lehramtlichen Gestalt erscheint der Katholizismus „prämodern“. Der tradierte Glaube wächst nicht aus subjektiver Erfahrung von Evidenz und Gewissheit, sondern aus pseudokognitiven Sätzen, zu deren Fürwahrhalten die Gläubigen vom kirchlichen Lehramt angehalten werden ohne Anspruch auf Selbstdenken. Wahres Katholisch-Sein erfüllt sich nach dem „Katechismus der katholischen Kirche“ in der „willigen Annahme der Lehren und Weisungen, die die Hirten in verschiedenen Formen geben.“ Ihnen „müssen“ die Gläubigen „religiösen Gehorsam des Willens und des Verstandes ... leisten.“²⁰

Nicht hierarchisch strukturierte und folkloristisch dekorierte Kirche, sondern uneigennützig, weltoffene Dienstleistungsgesellschaft.

¹⁹ Vgl. Norbert Scholl, Alle sind eitel – auch die Prälaten?, in: *imprimatur* 1998, 46 – 50.

²⁰ Katechismus der Katholischen Kirche, München u.a. 1993 u.ö., Nr. 892.

Liturgie

Die Kirchen werden immer leerer. Die wenigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind meist über 60 Jahre alt. Wird die sonntägliche Eucharistiefeier zu einem „Auslaufmodell“? Ist die Rede des Zweiten Vatikanischen Konzils von der Eucharistie als „Höhepunkt“ und „Quelle“ des ganzen christlichen Lebens²¹ zu verabschieden? Doch das Konzil sagt im gleichen Atemzug auch: „In der heiligen Liturgie erschöpft sich nicht das ganze Tun der Kirche; denn ehe die Menschen zur Liturgie hintreten können, müssen sie zu Glauben und Bekehrung gerufen werden.“²² Ohne vorausgehende und begleitende Zeugnisgabe (Martyria) und Bereitschaft zum Dienen (Diakonie) kann ein Gottes- „Dienst“ zur reinen Gewohnheitssache oder zum folkloristischen Ritual werden.

Das gilt erst recht in Zeiten der „Ich-Gesellschaft“ (Uta Hess²³). Der individuelle Nutzen und die persönliche Befindlichkeit stehen im Vordergrund. Das eigene Ich ist zur zentralen Richtschnur des Entscheidens geworden. Zunehmend entscheidet jeder/jede für sich allein, was er/sie glauben und wie er/sie diesen Glauben bezeugend und feiernd zum Ausdruck bringen will. Deshalb werden kleine, informelle Gemeinschaften zunehmend an Bedeutung gewinnen. Formen und Inhalte dieser Gemeinschaften können sehr unterschiedlich sein: Lesen und Bedenken der Bibel, Glaubensgespräch, caritative und diakonale Aktionskreise, Arbeit bei den „Tafeln“ oder der Migrantenbetreuung, Jugendarbeit, Nachbarschaftshilfe, Altenpflege, Erleben und Praktizieren (geistlicher) Musik u.v.m. – vielleicht gelegentlich mit einem gemeinsamen Mahl mit Brot und Wein/Traubensaft als Abschluss. Als Gemeinschaften von Getauften wären alle gleichwertig. Dazu könnten auch unterschiedliche Feiern und neue Formen und Stile des Gottesdienstes im kleinen Rahmen erprobt und praktiziert werden (Haus- oder Tisch-Eucharistie, ggf. auch

²¹ Zweites Vatikanisches Konzil, *Lumen Gentium*, Nr. 10.

²² Ebd. Nr. 9.

²³ Uta Hess, *Die Ich-Gesellschaft*, München (dtv) 2000. Zu diesem Abschnitt: Gunda Brüske, Gottesdienst in der Ich-Gesellschaft, in: *HerKor* 7/2017, 45-48.

ohne Teilnahme eines geweihten Leiters). Das Herrenmahl (Eucharistie) könnte in größeren Abständen (z.B. vier Wochen) gefeiert werden und wäre dann mehr als schon bisher Sakrament der Einheit, weil es die unterschiedlichen Gemeinschaften je neu zu einer Gemeinschaft verbindet. Solche neuen, individuelleren Formen des Gottesdienstes werden Kreativität und Lebendigkeit wecken. Sie werden freilich auch auf Widerstand und Ablehnung stoßen bei jenen, die am „Altbewährten“ festhalten möchten – koste es, was es wolle. *Nicht sterile, ritualisierte Einheits-Liturgie für alle, sondern kleine informelle und individualisierte Formen des Gottesdienstes.*

Weiterleben nach dem Tod

Bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts war die Drohung mit der „Hölle“ ein probates Disziplinierungsmittel. Wer mit einer „ewigen Strafe“ drohen (und in der „Lossprechung“ davon befreien) kann, besitzt Macht über Menschen. Aber wer glaubt heute noch daran? Auch der „Himmel“ hat seinen Reiz verloren. Kaum jemand möchte noch wie der Münchner Dienstmann Alois dort in alle Ewigkeit „frohlocken“ und „Hosianna singen.“²⁴ Viele bewegt die Frage, ob der Mensch eine „unsterbliche Seele“ hat. Eine Antwort versucht der Philosoph Wilhelm Schmid: „Mit Seele könnte die Energie gemeint sein, die das Leben trägt. Sie ist räumlich im Körper verankert und kann zugleich, wie die Ausstrahlung eines Menschen zeigt, weit über ihn hinausreichen. Umgekehrt kann sie sich bis zum Erlöschen jeder Ausstrahlung in ihn zurückziehen. Kein Mensch, kein Lebewesen kann ohne diese Energie leben, schwindet die Energie aus dem Körper, schwindet das Leben. Ähnlich scheint die Energie der Seele auch zeitlich nur bedingt an den Körper gebunden zu sein, dem Energieerhaltungssatz zufolge kann sie vor seiner Zeit da sein und danach bestehen bleiben, in welcher Form auch immer.“²⁵

²⁴ Ludwig Thoma, Ein Münchner im Himmel. Nach der Interpretation von Adolf Gondrell verfilmt, gezeichnet und gestaltet von Gertraud und Walter Reiner. Hg. W. F. Karlos Bassermann, München 2005.

²⁵ Wilhelm Schmid, Philosophen am Bett - Der etwas andere Seelsorger; SWR2 Aula (11.9.2016);

Tod bedeutet das Eingehen in jenen Gott, der „über allem und durch alles und in allem“ ist (Eph 4,6). Er ist die Ur-Energie, die Ur-Kraft, die letzte und eigentliche Ursache jener unwiderstehlichen Anziehungskraft, die wir Gravitation nennen. Gott ist „alles in allem“ (1 Kor 15,28).

Alles im Universum steht irgendwie in Beziehung zueinander. Wir leben in Beziehungen nicht nur zu unseren Mitmenschen, sondern auch zu Pflanzen und Tieren, zu Flüssen und Bergen, zu Sand und Steinen. Wir hängen ab vom Funktionieren der „Beziehungen“ der verschiedenen Organe unseres Körpers, von den Atomen und Molekülen im Organismus, von der für menschliches Leben notwendigen Temperatur, sogar von der richtigen Umlaufbahn der Planeten und Galaxien. „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg 17,28). Nicht wenige Gottsucher unserer Welt, etwa die so genannten „Pantheisten“, waren (und sind) davon so fasziniert, dass sie glaub(t)en, Gott und Schöpfung seien eines Wesens.

Aus dieser alles und alle verbindenden Einheit und Ganzheit sind wir bei der Geburt aufgetaucht, um staunend die Wunder des Universums wahrzunehmen. Wir mussten aber auch erfahren, dass es in der Welt himmelschreiende Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Bestialität, Mord und Totschlag gegeben hat und gibt. Es muss eine letzte Gerechtigkeit geben. Es darf der Mörder nicht über das Opfer triumphieren. „Theologie ist Ausdruck einer Sehnsucht danach, dass das Unrecht nicht das letzte Wort sein möge, dass der Mörder nicht über das unschuldige Opfer triumphiere“ (Max Horkheimer²⁶). Eine gerechte Strafe kann nicht darin bestehen, dass zur Vergeltung des furchtbaren *zeitlichen* Leids der Opfer ein *ewiges* Leid über die Täter verhängt wird („Hölle“). Wirkliche *Wiedergutmachung* der Schuld ist nur möglich im Lebenszusammenhang mit Gott und den Opfern selbst. „Angesichts ihrer

<http://www.swr.de/swr2/programm/sendungen/wissen/philosophen-bett-krankenhausseelsorger/-/id=660374/cf=42/did=17857744/nid=660374/1fw127i/index.html> (11.9.2016).

²⁶ Max Horkheimer, Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen. Stundenbücher 97, Hamburg 1970, 62.

Wunden leidet der Täter. Angesichts der unendlichen Barmherzigkeit Gottes verschärft sich der Schmerz. Aber dieses Leiden ist das Leiden von Geretteten. Die Erinnerung der Opfer findet so in ihnen, die ewig leben dürfen, eine ewige Gegenwart. Ein vom Gesicht der Opfer abgewandtes und abgespaltenes Strafleiden wäre sinnlos, weil dann die Sühne nicht an dem Ort eingeklagt und fruchtbar würde, wo die Schuld verursacht wurde und Leid zugefügt hat.²⁷ Niemand wird von sich behaupten können, er sei ohne Schuld. Doch über das Maß der Schuld können wir uns nicht klar werden. Zu viele, meist unbekannte und unbewusst bleibende Faktoren spielen mit, die unsere Schuld vergrößern oder verkleinern. Gott allein kennt das richtige Maß.

Im Römerbrief schreibt Paulus: „Die gesamte Schöpfung seufzt bis zum heutigen Tag und liegt in Geburtswehen. Auch sie soll von der Sklaverei der Verwesung befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes“ (Röm 8,22.21). Gott hat seiner gesamten Schöpfung eine Vollendung zgedacht – der belebten und der unbelebten, der mit einem Bewusstsein ihrer selbst begabten und der unbewusst existierenden. Die Vollendung der Schöpfung ist nicht eingegrenzt auf die Vollendung des Menschen. Der Mensch ist unlösbar Teil dieser Schöpfung.

Wenn wir auf eine „Vollendung der Gesamt-Schöpfung“ hoffen, dann kann es nicht gleichgültig sein, wie das geschieht. Vorstellbar ist ein „nahtloser“ Übergang vom Ende dieser Welt zu ihrer Voll-Endung. Es können freilich auch kosmische Katastrophen sein, die das Ende der Welt und den Untergang ihrer jetzigen Gestalt herbeiführen. Beides liegt außerhalb menschlicher Verfügungsgewalt und Verantwortung. Allerdings hat der Mensch heute durchaus die Macht, das Ende der Erde selbst herbeizuführen oder es zumindest zu beschleunigen - durch einen atomaren Krieg, durch eine hemmungslose Ausbeutung der lebens- und überlebensnotwendigen Ressourcen, durch eine Vergiftung der Atmosphäre. Die Zerstörung der Welt durch menschliche

Macht könnte so die Vollendung der Welt durch die Macht Gottes pervertieren.

Im Tod kehren wir zurück in das Eine, Große und Ganze, von dem wir bei der Geburt ausgegangen sind. Tod wird so zur Auferstehung in das eigentliche Leben, in das „heilige Geheimnis“, in dem und von dem alles Leben seinen Ursprung und seine Vollendung hat.

Der kürzlich verstorbene Schriftsteller Peter Härtling antwortete auf die Frage nach seiner Jenseitshoffnung: „Ich glaube nicht an Himmel und Hölle, dieser Kinderglaube ist mir verlorengegangen. Aber ich glaube, dass man nach dem letzten Akt in irgendeiner Weise aufgefangen wird, aufgeboben sein wird ... Vielleicht ist es eine große Hand, in die ich falle.“²⁸

Nicht Fegefeuer, Hölle und Himmel, sondern Eins-Werden mit dem Kosmos, Eingehen in den Gleichklang mit dem heiligen, unbegreiflichen göttlichen Geheimnis.

Perspektive: heidnisch-säkular katholisch

Der Philosoph Peter Sloterdijk meint: „Wir leben im ersten heidnischen Jahrhundert nach Christus.“ Vielleicht hat er Recht. Wir schauen zurück auf ein zweitausendjähriges Christentum, das seine innovative und schöpferische Kraft verbraucht zu haben scheint. Wenn man genau hinschaut, kann man allerdings feststellen, dass inzwischen weltweit vieles von dem anerkannt und „inkarniert“ wurde, was ursprünglich als genuin christlich galt: Menschenwürde und -rechte, Sozialgesetzgebung und -fürsorge, gerechte Weltinnen- und Friedenspolitik. Was einst spezifisch „christlich“ war, ist „heidnisch-säkular“ geworden. Das Christentum hat wie ein Sauerteig in gewissem Sinn sich selber aufgegeben und sich in der Masse des Mehles verloren. Es hat sich selber mit seinen Eigenschaften und Eigentümlichkeiten an das Mehl hergegeben, das diese Eigenschaften und Eigentümlichkeiten entgegennahm und sich zu Eigen gemacht hat, ohne selber Sauerteig

²⁷ Ottmar Fuchs, Gerechtigkeit im Gericht – Ein Versuch, in: Anzeiger für die Seelsorge 11/1995, 554-561; 556.

²⁸ http://www.focus.de/kultur/medien/kultur-und-medien-vielleicht-werde-ich-in-eine-grosse-hand-fallen_id_4893590.html (17.07.2017).

werden zu wollen.²⁹ Der brasilianische Theologe Leonardo Boff glaubt: „Träger des Reiches (Gottes) sind alle Menschen, Institutionen und Handlungen, die sich an den ethischen Idealen des historischen Jesus orientieren. Die Kirche ist ein qualifizierter und offizieller Ort, aber keineswegs der alleinige.“³⁰ Viele dienen „Gott“, ohne es zu wissen: „Wann haben wir dich hungrig, ...fremd und obdachlos, ...krank oder im Gefängnis gesehen?“ (vgl. Mt 25,37-40). Und umgekehrt: Nicht jeder, der von sich behauptet, er diene Gott und handle nach dem Willen Gottes, dient auch wirklich dem Heil und dem Wohl der Menschen. Dass sich viele Menschen dennoch vom Christentum abgewandt haben, das immerhin auch heute noch Träger dieser allgemein gültigen Botschaften ist, hängt wohl vor allem damit zusammen, dass sich die institutionalisierten Großkirchen massiv gegen diese Entwicklungen gewehrt haben. Deshalb tragen die etablierten Kirchen der westlichen Gesellschaft selbst Mitschuld für ihren massiven Relevanzverlust.

„Dass wir im ersten heidnischen Jahrhundert nach Christus leben, wäre demnach eine Riesenchance, endlich eine Ökumene aller Menschen guten Willens entstehen zu lassen. Pfingstlich gewinnt jene Kirche Gestalt, in der Gottes universaler Schöpfergeist kreativ wirkt. Ob es dann überhaupt noch ‚Heiden‘ gibt? Ob es das besondere Geschenk gerade des christlichen Glaubens ist, unbesorgt um die eigene Identität ‚allen alles zu werden‘ (1 Kor 9,22) und sich zu verausgaben ‚für euch und für alle‘? Die eigene Identität bestünde dann gerade darin, keine haben wollen zu müssen und wirklich katholisch (=allgemein) zu werden.“³¹ Viele „Neuheiden“ von heute haben christliche Werte in sich aufgenommen. Die „Sache Jesu“ hat wie ein Sauerteig im Verborgenen gewirkt und ist dabei häufig „allgemein“ (auf Griechisch: katholisch) geworden in einer säkular-heidnischen Gestalt. Vielleicht meint Papst Franziskus

²⁹ Vgl. Karl Rahner, Mario, lieber Freund ..., in: Orientierung 19/1979, 20 f.. in Bezug auf Mt 13,33; Lk 13,20-21..

³⁰ Leonardo Boff, Kirche: Charisma und Macht, Düsseldorf 1985, 28.

³¹ Gotthard Fuchs, Heidnisch? In: Christ in der Gegenwart 2016, 215.

dieses „Christlich-säkular-katholisch-Sein“, wenn er sagt: „Alle können in irgendeiner Weise am kirchlichen Leben teilnehmen, alle können zur Gemeinschaft gehören, und auch die Türen der Sakramente dürfen nicht aus irgend einem beliebigen Grund geschlossen werden.“³²

Johannes Schmitt

Christentum und Gewalt

In den beiden vergangenen Jahren hat IMPRIMATUR mehrere Artikel dem Zusammenhang von Christentum und Gewalt gewidmet, dabei auch einen weiten Bogen bis in die Entstehung der Testamente und zu einer differenzierenden Kirchen- und Dogmengeschichte geschlagen. Heute soll ein resümierendes Ergebnis zur Diskussion gestellt werden. Gewalt spielte – und dies wird sogar jeder kritische heutige und auch der zeitgenössische Beobachter, könnte er noch befragt werden, bestätigen – im Christentum bis ins 4. Jahrhundert allenfalls eine marginale Rolle als sprachliche in der Auseinandersetzung mit Juden, Heiden und Häretikern (Impr., H.1, (2016), 15 f.). Paulus, und diese Leistung war zukunftsweisend, öffnete das Christentum zum Römischen Rechtssystem durch den Verzicht auf die jüdische Beschneidung und durch die Anerkennung des römischen Staates als gottgewollte Obrigkeit. Das Christentum oszillierte dann gewissermaßen zwischen „Weltflucht“ und „Weltbejahung“, am augenfälligsten im 4. Jahrhundert, als zu Tausenden, überwiegend Männer, in Ägypten und Syrien die spätantike Zivilisation verließen und als einzelne Mönche, Eremiten, und in Gemeinschaften, Koinobiten, ein weltabgewandtes Leben, einen neuen „Askesekult“ propagierten.

³² Papst Franziskus in: Evangelii Gaudium (Nr. 47); <http://www.dbk-shop.de/de/Deutsche-Bischofskonferenz/Verlautbarungen-des-Apostolischen-Stuhls/Apostolisches-Schreiben-EVANGELII-GAUDIUM-von-Papst-Franziskus.html>

Spätestens in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts hatten sich die Christengemeinden rechtlich aus den jüdischen Normen endgültig herausgelöst, hatten im römischen Vereinsrecht eine gültige Rechtsform gefunden, die auch den Erwerb und die Verwaltung von Gemeindegut ermöglichte. Die nun grundlegenden kirchlichen Organisationsstrukturen orientierten sich weitgehend an autonomen Bischofskirchen in Sukzession zu den Aposteln an der Spitze und glichen sich den weltlichen an. Die Patriarchate von Rom, Konstantinopel, Alexandria und Antiochia amtierten schließlich gleichrangig. In gewisser Weise waren die Christen so im Römischen Reich angekommen, allerdings als ein Mysterienkult unter vielen anderen, der sich auch vehement gegen grassierende massive Unterstellungen und Vorurteile wie Kindesmord, Kannibalismus, Blutopfer, sexuelle Orgien usw. wehren und sich rechtfertigen musste. Christen sahen sich zudem genötigt, ihre religiösen Fundamente philosophisch, hier neuplatonisch, zu begründen und zu verbreiten.

Seit der Mitte des 3. und bis in das 4. Jahrhundert hinein störten allerdings sporadisch „Christenverfolgungen“, zumeist ausgehend von der Staatsspitze, das gedeihliche Zusammenleben von Christen und „Heiden“: Die Martyrologien, Verzeichnisse der hingerichteten Christen, nennen neben anonymen Opfern namentlich mehr als viertausend Personen.

Die Konstantinische Wende

Nach der Begründung der „Tetrarchie“ (293 n. Chr.), einer Teilung des Imperiums durch Diocletian und Maximian, dem Auslaufen der gegen die Christen verhängten letzten staatlichen Verfolgungsmaßnahmen in mehreren Edikten, gewann die „Kirchenpolitik“ des Kaisers Konstantin, sukzessive im 4. Jahrhundert realisiert, nach dem bis heute einhelligen Urteil der Zeitgenossen und späteren Historiker von nicht nur erheblicher, sondern grundlegender Bedeutung, auch im Zusammenhang zu dem Thema: „Religion und Gewalt“ (Imp., H. 1, (2016), S. 16 ff.).

Die Bedeutung Konstantins für die weitere Entwicklung des Christentums – so das einhellige Urteil und der Konsens der

Historiker – war nicht nur „erheblich“, sondern in Bezug auf den hier behandelten Zusammenhang von „Religion und Gewalt“ grundlegend und paradigmatisch.

Der Kaiser war zwar noch kein Christ – wahrscheinlich ließ er sich erst auf dem Totenbett taufen –, aber er hat dem Christentum zum endgültigen Durchbruch verholfen, obwohl bei seinem Herrschaftsantritt die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung noch nicht dem Siegeszeichen des Kreuzes huldigte.

Nach dem Sieg über seinen Mitkonkurrenten im Westen, Maxentius, den Konstantin wohl dem Christengott als „Schlachtenhelfer“ zuschrieb, erließ der Kaiser das so genannte „Toleranzedikt von Mailand“ (313), das den Christen Kultfreiheit im gesamten Imperium zugestand und so die Einrichtung der Kirche als Korporation garantierte. Nach dem Erringen der Alleinherrschaft durch den Sieg über Licinius (324) berief der Kaiser zur Wahrung der Einheit des Glaubens und zum Kampf gegen Häresie das, wie es später charakterisiert und eingeordnet wurde, erste ökumenische Konzil nach Nicäa, um über die Häresie des Arius, Christus sei nicht Gott, sondern dessen vornehmstes Geschöpf, zu urteilen. Die Lehre des Arius wurde zwar vom Konzil als Irrlehre verdammt, allerdings fand diese bis über die Schwelle zum Mittelalter weiterhin Anhänger, insbesondere im westlichen Reichsteil, sogar „staatliche“ Unterstützung in germanischen, in erster Linie gotischen Nachfolgestaaten im Rahmen der Völkerwanderung.

Nun erst, um so auf die Fragestellung des Titels einzugehen, war im Christentum, bildlich gesprochen, die Tür geöffnet, durch die auch die Gewalt in die Kirche eintrat. Der Kaiser selbst und mehr noch und intensiver seine Nachfolger liehen nun der sich allmählich ausbildenden „Reichskirche“ ihren „Schwertarm“ im Kampf um den rechten Glauben, die „Orthodoxie“, gegen Häretiker, gegen die „Heiden“ und auch, wenn auch noch nicht generell, gegen die eine Bekehrung ablehnenden Juden, die in Christus nicht den Messias sehen und anerkennen konnten.

Theodosius (379-395) - nach seinem Tode wurde das Imperium geteilt - erhob das Christentum, wie es vom Bischof von Rom,

in Nachfolge des heiligen Petrus, und von dem Bischof in Alexandria ausgeübt wurde, zur Staatsreligion. Den Abweichlern, „Häretikern“, nun auch schon als „Verrückte“ und Wahnsinnige“ abqualifiziert, wurden kirchliche und weltliche Strafen angedroht, die „Heiden“ so zur Verfolgung gewissermaßen „freigegeben“. Nun erst brannten auch Synagogen und wurden heidnische Tempel zerstört.

Augustinus und die Legitimierung der Gewalt

Als einer der ersten begrüßte der Kirchenvater und -historiker Eusebius als Zeitgenosse die Konstantinische Wende. Er „betrachtete die Monarchie, die Herrschaft eines Einzelnen (*monos*), als die natürliche Folge des Monotheismus. Es gab nur noch einen Gott, ein Reich und einen Kaiser (...) Indem er eine imperiale Christenheit erkannte und formulierte (...), hatte Eusebius die ursprüngliche Botschaft Jesu vollkommen auf den Kopf gestellt“, wie die heutige Kirchenhistorikerin Karen Armstrong dezidiert urteilt (Impr., H. 3, (2015), S. 150).

Kritik von einzelnen Bischöfen an dieser – man muss jetzt schon sagen – „staatskirchlichen“ Anwendung von Gewalt, die sukzessive bis in das 7. Jahrhundert, kulminierend bei Justinian, ausgebildet wurde und sich verfestigte, war sehr verhalten und partiell, so etwa bei dem Mailänder Bischof Ambrosius, der einzelne Maßnahmen des Kaisers Theodosius rügte und beanstandete.

Die deutlichste Stellungnahme, hier die Legitimierung, der Gewalt gegen Häretiker, findet sich indes in der Auseinandersetzung des Kirchenvaters Augustinus (354-430) mit den Donatisten, eine Abspaltung von der Kirche, die fast hundert Jahre lang in Nordafrika Anhänger fand und gegen die schon Konstantin gewaltsam vorgehende Soldaten eingesetzt hatte (Impr., H. 1, (2016), S. 17 ff.). Formal ging es bei diesem Streit theologisch um die gültige Spende von Sakramenten durch abgefallene und nicht rechtgläubige Priester.

In mehreren Briefen, die bis heute noch nicht systematisch ausgewertet zu sein scheinen, legitimierte Augustinus die Anwendung von Gewalt gegen die Donatisten: Mit Konstantins Hinwendung

zum Christentum habe ein neues Zeitalter begonnen. Christliche Herrscher könnten und sollten nunmehr dem Herrn dienen, auch durch den Schrecken der Gesetze (*legum terror*), um die Häretiker zum wahren Glauben zurückzubringen. An anderer Stelle heißt es bei Augustinus, die Kirche dürfe legitimer Weise Gewalt anwenden, indem sie die Gegenseite zu deren eigenem Besten in Schrecken versetze und nötige, um sie vor der Verdammnis zu bewahren und zur Einheit zurückzuführen (Impr., H. 1, (2016), S. 18).

Die theologische Rechtfertigung der Gewalt durch Augustinus erhielt ihre kanonische Geltung dadurch, dass ihre Grundsätze (s. u.) im 12. Jahrhundert in die kirchenrechtliche Sammlung Gratians, das so genannte Decretum Gratiani, aufgenommen wurden und seitdem die rechtliche Grundlage für die Ausübung von Gewalt gegen Häretiker bildeten.

Gewalt und Mission

Im frühen Mittelalter, herausragend durch das karolingische, folgend durch das ottonische Kaisertum, gehörte staatliche Gewalt zum Alltag des Verhältnisses von Staat und Kirche.

Karls Königtum und Kaisertum, seine Stellung und sein Selbstverständnis als Herrscher, hier paradigmatisch angeführt, waren zutiefst religiös geprägt (Impr., H. 1, (2015), S. 11 ff.). Im Rückgriff auf die Bibel, insbesondere das Alte Testament und hier die Königszeit, und auf Augustinus, vermittelt durch seinen Berater Alcuin, gewann Karl eine bis dahin nicht gekannte und, was wichtiger erscheint, auch praktizierte Vorstellung von Herrschaft: Als „Neuer David“ wollte er „rector“ und „doctor“, Lenker und Lehrer des Gottesvolkes sein, für „Pax“ und „Concordia“ der Untertanen und für „Iustitia“ in seinem Reich sorgen. In einer Fülle von Kapitularien, also Verordnungen und Gesetzen, versuchte er, dieses Programm umzusetzen und die Gesellschaft zu reformieren.

Allen voran ist hier die große, so genannte „Admonitio generalis“ – wiederum von Alcuin inspiriert – zu nennen, ein Bildungs- und Staatsprogramm sui generis von 789. Das in zahlreichen Exemplaren überlieferte Dokument bezeugt schon in der Form der Titulatur die spezifische

Funktion des fränkischen Königs: Karl versteht sich zugleich als „rex“ und „rector“ des „regnum Francorum“ und „defensor“ und „adiutor“ der Kirche, auch die Mission der Heiden ist Aufgabe des Herrschers. Ein Rückgriff auf das alttestamentarische Vorbild des Königs Josias sollte den Eingriff des Königs in kirchliche Angelegenheiten legitimieren und war als Argument gegen die gedacht, die das Ansinnen des Königs als anmaßend ansahen.

Auch die Antwort Karls des Großen auf die Wahlanzeige des neuen Papstes, Leo III., vom Jahre 796, als deren Verfasser Alcuin ausgewiesen ist, belegt dieses für das Frühmittelalter neue Herrscherethos: In diesem Schreiben bekräftigte der angehende Kaiser gegenüber dem Papst das unverletzliche Bündnis der Treue und Liebe und stellte seine Pflicht als Defensor der Kirche heraus. Für sich beanspruchte er die Aufgabe, die Kirche nach außen – „foris“ – gegen die Heiden – damit war wohl auch, vielleicht sogar in erster Linie die „gewaltsame“ Sachsenmission gemeint – mit Waffengewalt zu verteidigen und im Inneren – „intus“ – zur Festigung des rechtmäßigen Glaubens beizutragen, auch durch Anwendung von Gewalt gegen Häretiker. Die Rolle, die der fränkische König dabei dem Papst zuwies, symbolisierte ein aus dem Alten Testament übernommenes Bild: Dem Papst sei vorbehalten, wie Moses mit erhobenen Händen für den Erfolg der Waffen zu beten, damit das christliche Volk schließlich den Sieg erringe.

Dieses Programm eines „politischen Augustinismus“, wie man es bezeichnet hat, zielte auf nichts weniger als auf eine Fundamentalchristianisierung einer in vielen Bereichen und Regionen noch halbarchaisch-paganen Gesellschaft. So wurde auch in Bezug auf den Zusammenhang von „Gewalt und Religion“, auch von „Gewalt und Missionierung“, die karolingische Zeit, dabei spezifisch Karl der Große, zur Leitepoche bzw. Leitfigur des Abendlandes, bis Aufklärung und Französische Revolution die Legitimierung der Monarchie durch Gott selbst – Gratia Dei – theoretisch und „gewaltsam“ – praktisch beendeten.

Biblische Begründung von Gewalt im Investiturstreit und zur Zeit der Kreuzzüge

Schien die Anwendung von Gewalt bis ins 11. Jahrhundert dadurch zumeist manifest, dass Gewalt von außen gewissermaßen der Kirche geliehen erschien, so erhob die Kirche im Zusammenhang mit dem Investiturstreit, durch Gregor VII. „neue Geltungsansprüche“ und lieferte zugleich deren „biblische Begründung“ (Impr., H. 1, (2017), S. 90 ff.).

Dieser Papst sieht sich als Nachfolger Petri im Besitz der Wahrheit, die mit der „Übertragung der Binde- und Lösegewalt“ auf ihn, Gregor, gelangt sei. Diese Wahrheit Christi, an der Gregor als Vicarius Christi teilhabe, ist Grundlage für die angestrebte päpstliche Vorherrschaft (Suprematie) in Kirche und Welt (Gerd Althoff, Selig sind (...) Päpste und Gewalt im Mittelalter, Stuttgart 2013, S. 39 ff.).

Zu der „neuen Gewalttheorie“ indes führt ein alttestamentliches Exempel, das Gregor mehrmals heranzog, um die Anwendung der Gewalt wegen Ungehorsams gutzuheißen: Gemäß 1 Samuel 15 hatte Gott durch den Propheten Samuel an König Saul den Befehl erteilt, einen „Vernichtungsbann“ zu vollziehen, d. h. König und Volk der Amalekiter zu töten und auch deren gesamtes Vieh zu vernichten. König Saul aber missachtete diese strikte Anordnung, ließ den Amalekiterkönig am Leben, und auch die besten Stücke Vieh blieben als mögliche Opfertiere verschont. Samuel bezichtigte deshalb im Auftrag Gottes König Saul des Ungehorsams, des Trotzes und der Widerspenstigkeit und erklärte ihn im Namen Gottes für abgesetzt („Weil du das Wort des Herrn verworfen hast, verwirft er dich als König“.). Die „Entdeckung und Verwendung“ des Zitats ist als eine „originäre Leistung des Gregor-Kreises“ (S. 52) anzusehen und basiert auf dem rigorosen „Vernichtungsbefehl“ und der „Bannideologie“ des Alten Testaments (S. 52), durch die Ungehorsame als Häretiker stigmatisiert und vernichtet werden konnten.

War die „Gewalttheorie“ Papst Gregors VII. für alle Gläubigen konzipiert, die sich, Fürsten, Könige und den Kaiser eingeschlossen, ungehorsam gegenüber

dem Papst gezeigt und damit als Häretiker indiziert waren, so war eine Generation später, unter Urban II., „die „Hinwendung der Kirche zur Gewalt“ (S. 121) in der Kreuzzugsbewegung gewissermaßen nach außen gegen die Heiden im Heiligen Land vollzogen: Im Jahre 1095 hatte Papst Urban II. für die europäische Christenheit durch eine Predigt in Clermont-Ferrand den ersten Kreuzzug ausgelöst und sich dabei ebenfalls argumentativ auf das Alte Testament berufen. Mit dem Massaker von 1099 – fast die gesamte jüdische und muslimische Bevölkerung Jerusalems wurden in einem Blutbad hingestreckt – fand der 1. Kreuzzug seinen Höhepunkt und Abschluss, vergleichbar dem „Vernichtungsbann“ des Alten Testamentes, wo Jahwe dem Volke Israel befohlen habe, eine Stadt oder ein Königreich völlig auszurotten (vgl. Impr., H. 3, (2016), S.171). „Zeitgenössische wie spätere Quellen“ erlauben das Fazit, dass der Papst „mithilfe alttestamentlicher Textstellen und Vorstellungen ein Modell entwickelt, das die gewaltsame Befreiung der heiligen Stätten aus der Hand der Ungläubigen dadurch legitimierte, dass deren Riten diese heiligen Stätten verunreinigt hatten und dies eine Beleidigung Gottes bedeutete, die Gott erzürnt habe. Um diesen Zorn Gottes zu besänftigen, war es nach Psalm 79 und anderen Stellen des Alten Testamentes folgerichtig, dass diejenigen mit ihrem Blute büßten, die diese Verunreinigung verursacht hatten. Wer als Werkzeug Gottes diese Sühne durch Blut ins Werk setzte, handelte Gott wohlgefällig und verdiente sich himmlischen Lohn. *Deus lo vult*, Gott will es“ (S. 140).

Gewalt – im Decretum Gratiani kirchenrechtlich zementiert

Die „Gewaltdiskurse“ (S. 147) des Investiturstreits, von „diametral unterschiedlichen Weltansichten“ geprägt, schienen indes auch einen „Verrechtlichungsprozess in Kirche und Welt“ gewissermaßen zu provozieren, um aus den bestehenden Aporien herauszuführen (S. 147). In der Mitte des 13. Jahrhunderts intendierte dies eine Sammlung kirchenrechtlicher Entscheidungen, das so genannte Decretum Gratiani – die Autorschaft einer Person oder einer Gruppe ist noch nicht

identifiziert –, um „systematisch“ die „Leitfrage nach den Bedingungen“ zu beantworten, „unter denen die Kirche Gewalt anwenden dürfe“, somit „Gewalt erlaubt und Gott wohlgefällig sei“ (S. 155). Gratian erörterte dazu die widersprüchlichen Zeugnisse aus dem Alten und Neuen Testament, der Kirchengeschichte, Zitate der Kirchenväter, Augustinus vor allem, usw., um seine „Tendenz der Argumentation“ (S. 161) zu erarbeiten: Diese endet „so gut wie immer mit dem Ergebnis, dass Strafe, Vergeltung, Tötung legitime Mittel sind, um die Bösen zum Guten zu zwingen und damit ihre Interessen und die der Kirche zu wahren“ (S. 161).

In seiner Monographie über „Päpste und Gewalt im Hochmittelalter“ gelingt es Gerd Althoff in überzeugender Weise darzustellen, wie die Gewalt in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts gewissermaßen endgültig in das Christentum eingezogen war und dort bis heute unaufgearbeitet – zumindest theologisch und kirchenrechtlich abgesichert – blieb: Gregor VII. für die Kirchenreform und Urban II. für den ersten Kreuzzug legitimierten, gestützt auf eine neue Interpretation des Petrusamtes in der Nachfolge Christi, die Anwendung von Gewalt gegen Reformgegner = Häretiker und die Befreiung des Heiligen Landes von den Heiden. Dabei beriefen sie sich auf Exempla des Alten Testamentes, wie sie die so genannte „Bannideologie“ entwickelt hatte: Der Pentateuch und das deuteronomistische Geschichtswerk kennen, wie jüngst erst Rüdiger Schmitt herausgearbeitet hat und den Gerd Althoff zustimmend anführt und rezipiert, einen gewissermaßen „gewaltsamen“ und strafenden Gott (Impr., H. 3, (2016), S. 170 ff.). Er firmiert zugleich als Kriegsgott, der von dem Volk Israel unbedingten Gehorsam bei der Vernichtung von Städten und Völkern verlangte (Rüdiger Schmitt, *Der „Heilige Krieg im Pentateuch und deuteronomistische Geschichtswerk ...*, Münster 2011). Erst während und nach der Babylonischen Gefangenschaft indes – und das gilt es historisch-hermeneutisch und kritisch aufzuarbeiten, zu relativieren und zu problematisieren – haben die Redaktoren der heute kanonisch anerkannten Bibel dieses Gottesbild, wie es in der assyrischen Historiographie und in

der altvorderasiatischen Herrscherideologie ausgeprägt war, in das Alte Testament eingefügt und ihm angepasst. Es hat daher auch keine genuin jüdischen Wurzeln, und jede kritische theologische Aufarbeitung der Gewaltproblematik im Christentum hat deshalb zu thematisieren, ob diesen Teilen des Alten Testaments noch kanonische Geltung zukommt und noch Offenbarungscharakter zuzusprechen ist. Die „biblischen Kriegstexte als kanonisch gewordene Heilige Schrift“ haben „im Abendland eine unheilige Wirkungsgeschichte“ entfaltet (S. 50).

„Sakralisierung des Krieges“ – „Herem“

Dem Buch Deuteronomium weist Rüdiger Schmitt in der „Traditionsgeschichte des ‚Heiligen Krieges‘“ eine besondere Rolle zu, nämlich als „Trägerin der Kriegsideologie des Alten Testaments“ zu gelten (S. 51), hier insbesondere der „Propagierung der Vernichtungsweihe, des herem“ (S. 55). Dieser verdient, ausführlicher referiert und zitiert zu werden (Deut 20,10-18): Lehnt eine Stadt bei einer Eroberung durch das Volk Israel eine Übergabe ab, so darf dieses die Stadt belagern und nehmen.

„Wenn der Herr, dein Gott, sie in deine Gewalt gibt, sollst du alle männlichen Personen mit scharfem Schwert erschlagen. Die Frauen aber, die Kinder und die Greise, das Vieh und alles, was sich sonst in der Stadt befindet, alles, was sich darin plündern lässt, darfst du dir als Beute nehmen (...) So sollst du mit allen Städten verfahren, die sehr weit von dir entfernt liegen und nicht zu den Städten dieser Völker hier gehören. Aus den Städten dieser Völker jedoch, die der Herr, dein Gott, dir als Erbesitz gibt, darfst du nichts, was Atem hat, am Leben lassen. Vielmehr sollst du die Hetiter und Amoriter, Kanaaniter, Hiwiter und Jebusiter der Vernichtung weihen, so wie es der Herr, dein Gott, dir zur Pflicht gemacht hat, damit sie euch nicht lehren, alle Greuel nachzuahmen, die sie begingen, wenn sie ihren Göttern dienten, und ihr nicht gegen den Herrn, euren Gott, sündigt.“

Der Herem ist somit nicht nur eine, sondern die Grundlage des alttestamentlichen Bundes, den Jahwe mit

dem Volke Israel geschlossen hat: Israel ist das von Jahwe auserwählte Volk. Gott gibt diesem Volk, solange es ihm treu ist und seine Gebote befolgt, das „gelobte Land“, die Städte der genannten Völker, die von Jahwe zur Vernichtung geweiht, d. h. gebannt und an denen der Herem vollzogen werden muss. Dieser stellt, im modernen heutigen Sinne verstanden, einen „Genozid“ dar und ist als solcher zu qualifizieren. Gott wird seinem Volk seine Gunst entziehen, wenn es gegen diese Vereinbarung verstößt, also auch den Herem nicht vollstreckt, wie etwa am Beispiel des Königs Saul demonstriert und exemplifiziert wird.

Der Herem ist auch Teil der „Kriegsgesetze des Buches Deuteronomium“, die – so die These von Rüdiger Schmitt – den „Dreh- und Angelpunkt der biblischen Konzeptualisierung des Krieges“ darstellt (S. 209), allerdings in einer Form, die erst im so genannten „deuteronomistischen Geschichtswerk“ ausgebildet wurde, das in der Zeit des Exils und nach diesem, also erst nach der Eroberung Jerusalems und der Vernichtung des jüdischen Königtums im Jahre 597 v. Chr. entstanden ist. Es hat redaktionell die heute nicht mehr erhaltenen diversen biblischen Vorlagen rezipierend bearbeitet und den Herem gleichsam als roten Faden – bildlich gesprochen – in die Textur der Bibel eingeflochten. Er hat somit selbst im Rahmen der Thora seine kanonische Geltung eigentlich bis heute bewahrt. Hätte man zumindest hier erwartet, dass der Autor – wie er einleitend programmatisch angekündigt hat –, die „Trägergruppen und Adressaten in ihrer Lebenswelt“ benennt und profiliert, die diese Texte der „Kriegsideologie bzw. Kriegstheologie“ (S. 209) in exilischer und nachexilischer Zeit verantwortet haben, so gibt er nur allgemeine und summarische Vermutungen. Sie lassen allerdings die Intentionen dieser Redaktoren im Kern erahnen: Diese modellierten und schufen in der Zeit eines gleichsam „totalen“ Verlustes der national-jüdischen Identität und Staatlichkeit eine – wie Rüdiger Schmitt den Begriff von Jan Assmann übernimmt – „kontrapräsentische Geschichtskonstruktion, die die eigene exilisch-nachexilische Gegenwart durch den Rückbezug auf die glorreiche Vergangenheit zu transzendieren sucht

und ebenso den Besitzanspruch auf das Verheißungsland mit der Mytho-Historie der gewaltsamen Landnahme begründet“ (S. 209). Israel kann aber so, auf die Zukunft bezogen, nach der staatlichen Niederlage neue Hoffnung schöpfen, aber nur, wenn es künftig den Geboten Jahwes bedingungslos gehorcht.

Auch die spannende Frage, in welchen Abhängigkeiten und Traditionen die Redaktoren des deuteronomistischen Geschichtswerkes sich damit befanden, ist bei Rüdiger Schmitt eher durch allgemein-summarische Hinweise beantwortet, die künftig ausführlicher zu recherchieren und darzustellen sind: Die „benutzte militärische Terminologie und ihre Semantik hat (sic!) deutliche Parallelen zumal in der assyrischen Historiographie und den westsemitischen Königsinschriften. Auch die deuteronomistischen Kriegsgesetze mit ihrer *herem*-Theologie fußen auf dem Boden des Symbolsystems der altvorderasiatischen Herrschertheologie“ (S. 213). Sie haben also auch keine genuin jüdischen Wurzeln. In diesen Kontext der assyrisch-persischen Herrscherideologie, -theologie und -philosophie ist auch die Entstehung und Modellierung des nun erst sich formenden jüdischen Monotheismus zu verorten: Nicht Moses hat den Monotheismus „erfunden“, sondern dieser ist eine Adaptation durch die Redaktoren des deuteronomistischen Geschichtswerkes.

Dieser „gefährliche und religiös legitimierte Gewalt begründende Aspekt der biblischen Kriegstexte darf auf keinen Fall“ – so das zu Recht apodiktische resümierende Urteil von Rüdiger Schmitt – „wegdiskutiert werden und kann auch“ – so die notwendige Folgerung des Autors – „durch keine hermeneutischen und theologische Kunstgriffe relativiert werden. Dies gilt ebenso für das Gottesbild der Kriegsgesetze und Landnahmeerzählungen: Jahwe ist durch und durch Kriegsgott in der Tradition der altvorderasiatischen Kriegsgötter, der unbedingten Gehorsam und die erbarmungslose Ausrottung der Feinde fordert“ (S. 210).

Prekäre Rezeptiongeschichte

Das deuteronomistische Geschichtswerk bildete und pointierte in Bezug auf Gewalt und Krieg nicht nur den Kanon des Alten

Testamentes, sondern es gewann auch durch die Übernahme in die Heiligen Schriften des Christentums normative Geltung, eigentlich bis in die Gegenwart: Die „biblischen Kriegstexte sind in der Geschichte des christlichen Abendlandes auf vielfältige Weise zur religiösen Legitimierung, aber auch“ – wenn auch weit weniger, so möchte man relativierend ergänzen – „zur Delegitimierung von Kriegen herangezogen worden“ (S. 213). Rüdiger Schmitt differenziert dabei – künftige Forschungen haben dort ein noch sehr weites Exerzierfeld – „typische Rezeptionsmuster“: So galten etwa die „biblischen Kriegstexte“ als „typologische Präfiguration“ (Kreuzzüge und Frühe Neuzeit), als Allegorie des geistlichen Kampfes“ (Luther, Calvin), sind etwa als „unmittelbare Handlungsanweisung im Literalsinn“ (Kreuzzüge, Thomas Müntzer) verstanden worden, werden sogar „als den Krieg deligitimierend“ ausgelegt, wenn etwa Luther den Krieg der Bauern (1525) als Krieg gegen die gottgewollte Obrigkeit ablehnt und denunziert (S. 213 f.).

Rüdiger Schmitt hat mit seiner Monographie zum „Heiligen Krieg“ sicher ein neues Kapitel in der Diskussion: „Religion und Gewalt“ aufgeschlagen, das künftighin die Theologie provozierend beunruhigen sollte. Er indiziert im deuteronomistischen Geschichtswerk einen „Gott der Gewalt“, der von seinem auserwählten Volk bei der Landnahme nach dem „Exodus“ in bestimmten Situationen die „Vernichtungsweihe“, den Herem, einen Genozid an der indigenen Bevölkerung, verlangt, als Treuebeweis in seinem Bündnis mit Israel.

Da das deuteronomistische Geschichtswerk zum Kanon des Alten Testamentes gehörte, gewann der „Kriegsgott“ Jahwe auch im Christentum kanonische Bedeutung und legitimierte in dessen Geschichte auf vielfältige Weise Krieg und Gewalt. Allerdings ist zu bedenken, dass die Zugehörigkeit zum christlichen Kanon nur auf der Basis einer *interpretatio christiana* gilt – und nicht im Wortsinn (was aber Missbrauch nicht ausschloss).

Der Berliner Theologe Notger Slenczka hat neuerdings eine Diskussion darüber ausgelöst, ob das Alte Testament generell vom Christentum traditionsbildend zu übernehmen sei oder ob manche Teile gerade nicht als „Offenbarung Gottes“ zu

gelten hätten. Die von Rüdiger Schmitt zum „Heiligen Krieg“ vorgelegten Forschungsergebnisse können in dieser Auseinandersetzung gewichtige Argumente beisteuern.

Dokumentation der imprimatur-Beiträge zur Thematik: Christentum und Gewalt

Johannes Schmitt, Religion und Gewalt: „Schwertmission“, in: *imprimatur*, H. 1, (2015), S. 11-13.

Johannes Schmitt, Gott der Gewalt? Zur Monotheismus-Debatte, in: *imprimatur*, H. 2, (2015), S.80-85.

Johannes Schmitt, Wie die Gewalt in das Christentum kam. Religion und Gewalt: Constantin und Augustinus, in: *imprimatur*, H. 1, (2016), S.15-18.

Johannes Schmitt, „Heiliger Krieg“. Wie die Gewalt in das Alte Testament kam. Zu: Rüdiger Schmitt, Der „Heilige Krieg“ im Pentateuch und im deuteronomistischen Geschichtswerk, in: *imprimatur*, H. 3, (2016), S.170-172.

Johannes Schmitt, „Selig sind, die Verfolgung ausüben...“ Wie die Gewalt endgültig ins Christentum kam, in: *imprimatur*, H. 1, (2017), S. 90-92.

Hermann Häring

Das Darknet der römisch-katholischen Reaktion

Was wir über den Zustand unserer Kirche erfahren konnten

„Der Zugang in Darknet bleibt für Viele im Verborgenen“, so ist im Internet zu lesen. Dem deutschsprachigen Katholizismus hat es sich in den vergangenen Wochen unerwartet offen präsentiert, und seine Vorgeschichte ist weithin bekannt. Seit den 1970er Jahren hat sich die römisch-katholische Amtskirche eingeeigelt, und mit Erfolg hat sie unter den Gläubigen mit einem System von Verdächtigungen, Denunziationen und demütigenden

Sanktionen eine lähmende Dreiteilung zwischen Amtstreuen, kritisch agierenden Erneuerern und enttäuschten Emigranten gefördert. Seit März 2013 versucht Papst Franziskus, den inneren Aufbruch zu einer menschlichen und solidarischen Kirche anzustoßen, doch in der Kurie und bei den meisten Bischöfen der Weltkirche stößt er auf zähen Widerstand; das Tauwetter lässt auf sich warten. Zudem tauchten in den vergangenen Monaten aus der Vergangenheit immer wieder bedrohliche Schatten auf, als hätte ein böser Dämon sie bestellt, um alle Hoffnungen zu zerstreuen. Ich möchte (I.) das Szenario dieser schwarzen Schatten kurz benennen, (II.) an ihren beängstigenden inneren Zusammenhang erinnern, (III.) daraus für eine Neuorientierung unserer Reformbewegungen einige Folgerungen ziehen und (IV.) den Problemknoten besprechen, an dem bislang alle Erneuerungen scheiterten.

I. Sehen: Fünf Ereignisse und fünf Entdeckungen

(1) Vier Kardinäle im Widerspruch
Ich beginne mit den aktuellen römischen Wirrungen. Seit der Veröffentlichung des päpstlichen Schreibens *Amoris Laetitia* über die *Liebe in der Familie* (8.4.2016) sind reaktionäre Kirchenbosse im Aufruhr, obwohl das Schreiben mit dem Ergebnis der vorhergehenden Bischofssynoden (2014 und 2015) weitgehend übereinstimmt. Bislang waren die Reaktionen verschiedener Bischofskonferenzen unterschiedlich, was die genannten Kardinäle in ihrem zweiten Brief zur spitzen Bemerkung ermutigte: „Und so geschieht es – und wie schmerzlich ist es, das zu sehen – dass etwas, was in Polen eine Sünde ist, in Deutschland gut ist, und das, was in der Erzdiözese Philadelphia verboten ist, auf Malta erlaubt ist. Und so weiter. Man erinnere sich hier an die bittere Beobachtung von B. Pascal: ‚Gerechtigkeit auf dieser Seite der Pyrenäen, Ungerechtigkeit auf der anderen; Gerechtigkeit am linken Ufer des Flusses, Unrecht auf dem rechten Ufer.‘“ Weithin bekannt wurde die vorbehaltlose Zustimmung der Bischöfe der Region Buenos Aires (Argentinien), da der Papst ihre Zustimmung ausdrücklich gutgeheißen hat. Andere Bischofskonferenzen verhielten

sich auffallend zögerlich. Die Deutsche Bischofskonferenz brauchte über neun Monate, um zu einer recht mühsamen und verklausulierten, wenn insgesamt auch positiven Stellungnahme zu kommen. Über die Gründe dieser zögerlichen Haltung wird offen diskutiert.

Zurück zu den vier (als streng konservativ bekannten) Kardinälen, die in einem öffentlichen Brief vom September 2016 an den Papst ihre „Zweifel“ darlegen. Da sie keine Antwort erhalten, folgt ein Jahr später ein zweites Schreiben an Papst Franziskus³³, und vergessen wir nicht, dass Kardinal Müller, ehemals Präfekt der Glaubenskongregation, seinen Widerspruch zu *Amoris Laetitia* faktisch aufrechterhält.³⁴ Allem Anschein nach ist dieser Streit noch nicht ausgestanden. Die innerkirchliche Öffentlichkeit hat diese Intervention von Kardinälen meist als einen ungeheuerlichen Vorgang, als ein Zeichen der Unbotmäßigkeit wahrgenommen und sah alle vorhergehenden Berichte über vatikanische Frontbildungen gegen den Papst nur noch bestärkt. Auch wer der Linie des Papstes entschieden zustimmt, stellt sich jetzt die Frage, warum dieser Widerstand und sein Echo in der Kirche so unkontrolliert weiterwuchern. Befriedigende Antworten auf diese Frage konnte ich bislang nicht finden. Stehen wir, den Piusbrüdern vergleichbar, am Beginn einer neuen langfristigen Frontbildung? Man hat den Eindruck, dass diese Auseinandersetzung unkontrolliert weiter schwelt. Doch der Papst greift ein.

³³ Die vier Kardinäle sind: Walter Brandmüller (geb. 1929), Raymond L. Burke (geb. 1948), Carlo Caffara (geb. 1938) und der inzwischen verstorbene Joachim Meisner (geb. 1933). Der Brief ist vom 19.9.2016 datiert und wurde am 14.11.2016 veröffentlicht, nachdem der Papst nicht geantwortet hatte. Am 25.4.2017 hat Caffara auch im Namen der drei anderen Kardinäle an den Papst einen weiteren Brief geschrieben.

³⁴ Kard. Müller hat in seinem Papstbuch (2017) seinen offiziellen Beitrag zur Bischofssynode 2015 unverändert abgedruckt, wenn auch unter einem sachfremden Titel versteckt. Darin heißt es: „Gottes Barmherzigkeit kann generell nicht als Hinwegsehen über die Sünde oder hier speziell als Erlaubnis einer zweiten eheähnlichen Verbindung interpretiert werden, wenn nach menschlichen Maßstäben das eheliche Zusammenleben unerträglich oder langweilig geworden ist.“ (Gerhard Kardinal Müller, *Der Papst. Sendung und Auftrag*, Freiburg 2017, 101-105; Zit. 104).

(2) Der Glaubenspräfekt verliert sein Amt

Am 1. Juli 2017 wird ein zweites Netz sichtbar. Es wird bekannt, dass Franziskus das Amt des Präfekten der Glaubenskongregation nicht verlängert, der Vertraute des Papstvorgängers Benedikt verliert sein Amt. Niemand hätte diesen Vorgang für möglich gehalten. Doch in Deutschland ruft diese Nachricht unangenehme Erinnerungen an Müllers Amtszeit in Regensburg wach, die demütigende Behandlung vieler Angehöriger im Bistum, sein nachlässiger, zunächst vertuschender Umgang mit den Missbrauchsfällen, seine anmaßende Sprache und Selbstüberschätzung, seine Invektiven auf Neuzeit und säkulare Gegenwart.³⁵ Insgesamt aber steht er paradigmatisch für eine eitle und selbstverliebte Hierarchie, die noch immer in einer autoritären Welt lebt. Wiederholt verteidigte er den ehemaligen Limburger Bischof Tebartz-van Elst, beklagte sich öffentlich über seine drei Umzüge in Rom, bis er endlich eine ihm angemessene Wohnung fand.³⁶ Er ist nach wie vor der Überzeugung, dass er die Befreiungstheologie angemessen verstanden hat und imstande sei, den Papst ausgerechnet im Streit mit den vier widerständigen Kardinälen kompetent zu beraten. Jetzt fühlt er sich durch den Papst gedemütigt - ausgerechnet er, der sich durch seinen verletzenden Umgang mit Untergebenen einen traurigen Ruhm erworben hat. Man hat den Eindruck, dass sich viele Hierarchen nach wie vor für eine besondere, von Gott auserwählte, den übrigen Menschen überlegene Klasse halten.

(3) Kardinal Meisner stirbt

Wenige Tage darauf, am 15.7.2017, wurde der unerwartet verstorbene *Kardinal Meisner* zu Grabe getragen. Seine Beerdigung demonstriert, welch mächtigen Eindruck ein autoritär auftretender Kirchenapparat auf die Öffentlichkeit noch ausübt. Nach wie vor versteht es dieser Apparat, die archaische Sehnsucht nach einer sicher geordneten Welt und einer geheiligten Autorität anzufachen. Kard.

³⁵ Man lese nur die zahlreichen Reaktionen in *Pipeline. Mitteilungsblatt des AKR* 1/53 vom 17. Juli 2017 mit dem Hauptthema „Der Fall Müller“.

³⁶ Passauer Neue Presse vom 5.7.17.

Meisners Person und Wirken in Köln stehen nun mal für einen reaktionären Regierungsstil mit öffentlichem, über alle demokratischen Organe erhabenem Geltungsanspruch, und dieser spiegelt sich perfekt in der Gestaltung der Abschiedsfeierlichkeiten wider. Der Leichenzug von St. Gereon zum Dom bietet die Kulisse für die ganze hierarchische Pracht, derer die römisch-katholische Kirche in Deutschland (und im Vatikan) noch fähig ist. Dazu gehören ein durch seine Hoheitszeichen (Bischofsring und Pallium, Brustkreuz und Mitra) geadelter Leichnam, jener verblichene öffentliche Körper des machtvollen Kirchenherrn. In ihm erkennt – mittelalterlichen Königen vergleichbar – jetzt die hoheitsvolle Ortskirche Köln nicht nur den Verblichenen, sondern letztlich auch sich selbst in ihrer ganzen erhabenen Würde.³⁷ Dazu gehören gemäß offiziellem Protokoll: Ministranten und die Fahnenträger vieler Vereine, Seminaristen, Diakone, Priester, Domkapitel, Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle, Kardinal Woelki als sein Nachfolger. Den Sarg säumen Malteser, Grabesritter und Vertreter des Deutschritterordens, schließlich folgen Meisners engste Mitarbeiter, sein Sekretär und sein Chauffeur. Meisners Krummstab wird, zu heiligem Schauer einladend, mit „nach unten gerichteter Krümme“ mitgetragen. Er erinnert daran, dass seine irdisch-himmlische Macht inzwischen weitergereicht wurde.

Die Straßen werden von etwa 15.000 Menschen gesäumt. Doch man kann in diesem Augenblick, der zur Ehrlichkeit ermahnen sollte, eben nicht die Umstände verschweigen, unter denen Meisner im Dezember 1988 zum Bischof von Köln gewählt wurde. Juridisch geschulte Leute sprachen von einer Wahlmanipulation, die der Vatikan eingefädelt hatte. Man kann auch nicht die unglückliche Rolle ignorieren, die Meisner beim Konflikt um die Schwangerschaftskonfliktberatung spielte, der 1998 seinen Höhepunkt erreichte³⁸, ebenso wenig seine Kritik an der europäischen Werteordnung, die durch

³⁷ Vgl. E. H. Kantorowicz, *Die zwei Körper des Königs: eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*, Stuttgart 1992.

³⁸ Johannes Reiter (Hg.), *Der Schein des Anstoßes. Fakten-Dokumente- Perspektiven*, Freiburg 1999.

Drogensüchtige, Terroristen und Wissenschaftsgläubige gefährdet sei (Okt. 2003). In Erinnerung sind seine Polemik gegen Frauenpriestertum, sein Vergleich von Abtreibungen mit dem Holocaust und dem Kindermord von Herodes (Jan. 2005), seine Identifikation einer säkularen mit einer „entarteten“ Kultur (Sept. 2009), sein Schwadronieren von einer „Katholikenphobie“ in Deutschland (Febr. 2013)³⁹, und man erinnert sich an zahllose weitere Fehlentscheidungen und Fehläußerungen, die den Widerspruch vieler Mitchristen hervorriefen. Sattdessen wurde jetzt das Bild von einem Heroen und dem aufrechten Kämpfer gezeichnet, der offen für die Wahrheit einstand. Vielen gilt Meisner plötzlich als ein herausragender Gestalter des deutschen Katholizismus, Kardinal Marx nennt ihn „eine beeindruckende Persönlichkeit“, und die Konkurrenz der beiden Grußadressen, des gegenwärtigen und des ehemaligen Papstes und seines Vorgängers (von Erzbischof Gänswein vorgetragen) lässt die ganze Dramatik des vatikanischen Streits aufblitzen, in den auch Meisner verwickelt war. Genau hier stellt sich das bedrückende Unbehagen ein, weil es eine unversöhnliche Kirche präsentiert, die von der Bescheidenheit eines Franziskus noch nichts gelernt hat, stattdessen ihre Streitigkeiten seit über 50 Jahren ungelöst perpetuiert und noch immer meint, liturgische Prunkentfaltung könne sie überwinden. Welche Täuschung! Die im Dom dem Sekretär Ratzingers Beifall klatschende Menge zeigt, wo das Herz des bodenständigen katholischen Kölners schlägt. Es scheint im Netz der hierarchischen Kirche in tiefstem Frieden zu leben.

(4) Das Elend der Regensburger Domspatzen

Am 18.7.2017 stellt sich ein weiterer schwarzer Tag ein. Rechtsanwalt Ulrich Weber in Regensburg legt den Abschlussbericht zu Züchtigung und Missbrauch von 547 Jungen in der Vorschule der Regensburger Domspatzen vor. Die Taten sind verjährt, die Dunkelziffern hoch. Umso mehr Schrecken verursacht der Bericht angesichts der

³⁹ Beispiele sind der *Berliner Zeitung* vom 5.7.2017 entnommen.

Verletzungen, die das Leben von Betroffenen bis heute massiv schädigten. Dieser Skandalbericht reiht sich ein in die endlos lange Reihe von skandalösen Missständen in den USA, in Irland, Australien und anderen Ländern, schließlich auch in Deutschland, nicht nur außerhalb, sondern immer auch innerhalb der römisch-katholischen Kirche, in Bistümern und Ordensgemeinschaften, in Schulen und Pfarreien. Wo liegen die strukturellen Ursachen für diese verborgene Pest? Bekannt sind die oft ungenügenden Reaktionen der Kirchenleitungen, die zunächst leugneten und der Justizministerin ein Ultimatum stellten, sich dann über die Vorwürfe empörten, abstritten, verharmlosten und allmählich gestehen mussten, welches Grauen in manchen ihrer Institutionen herrschte. Unklar bleibt nach wie vor die Rolle von Papst Benedikt als Erzbischof von München und als Präfekt der Glaubenskongregation. Lange Zeit vertritt man die Meinung, die Verfehlungen gingen die weltlichen Gerichte nichts an.

In unserem Zusammenhang geht es nicht um das moralische Versagen der klerikalen Übeltäter, sondern um die systemischen Zusammenhänge, um die innerkirchlichen, auch psychologischen Strukturen, die ein solches Verhalten bis heute fördern.⁴⁰ Bis heute spielen die Menschenrechte im Kirchenrecht nur eine marginale Rolle; so hat im Kirchenrecht deren Verletzung bis heute keinen systematischen Ort.⁴¹ Gemäß ihrer systematischen Einordnung in dieses Rechtssystem sind Missbrauchstaten nur deshalb strafwürdig, weil sie das Priester-sakrament schänden.⁴² Das führt zur

⁴⁰ Hermann Häring und Anne Dyer, *Sexuelle Gewalt in der katholischen Kirche I. Zur Situation der Täter und ihrer Opfer*, in: Klöcker/Tworuschka, Handbuch der Religionen I – 14.6.2.1, S.1-225-8; Hermann Häring, ebd. II. *Bedingungen sexueller Gewalt in der katholischen Kirche. Zur Erneuerung von Strukturen und Köpfen*, in: Klöcker/Tworuschka, HdR II – 14.4.2.2, 1-21.

⁴¹ Seit Konzilsende wird die Ausarbeitung eines kirchlichen Grundgesetzes blockiert: Alberto Abelli, *Ein Grundgesetz der Restauration? Zum Entwurf einer „Lex fundamentalis“ der Kirche*, in: Herder-Korrespondenz 33 (1979), 36-43.

⁴² Die Texte der Kardinäle del Val und Ottaviani ahnden das „Vergehen der Verführung“ als eine Verführung im Zusammenhang mit dem Beichtsakrament. Dies gilt auch für homosexuelle und pädophile Vergehen. 2001 will J. Ratzinger vom sakramentalen Kontext loskommen, doch

Frage, wie tief im Rechts- und im moralischen Bewusstsein der Kirche deren Solidarität mit Menschen und Menschheit überhaupt als Eigenwert verankert ist. Offiziell ist diese Institution noch immer an ihrem Anspruch auf eine *göttliche* Wahrheit und *göttliches* Heil orientiert. Zahllose Äußerungen von Benedikt XVI. zeigen, dass diese Auffassung unabdingbare Menschenrechtsforderungen immer noch relativiert.⁴³

(5) „Ehe für alle“

Das niederdrückende und von unterschwelligem Konflikten durchzogene Szenario erhält einen geradezu gespenstischen Hintergrund, als der Deutsche Bundestag am 30.6.2017 in einem überraschenden, zugleich konsequenten Beschluss für gleichgeschlechtliche Paare die Möglichkeit der Eheschließung eröffnet. Seine Überprüfung durch das Bundesverfassungsgericht steht noch an, doch jetzt schon lässt er Frontlinien aufbrechen, die bislang eher verdeckt blieben. Eine sachgemäße Diskussion und differenzierte Beurteilung der neuen Situation ist wohl deshalb kompliziert, weil diese rechtliche Regelung in die hochemotionale Sphäre zwischenmenschlicher Liebe und Sexualität eingreift. Aber statt die komplexe Sachlage zu entwirren und ein differenziertes Diskussionsfeld vorzubereiten, bedauert Kardinal Marx schon vor dem Beschluss, dass der christliche Ehebegriff „aufgelöst werden soll und damit die christliche Auffassung von Ehe und das staatliche Konzept weiter auseinandergehen“. Am 14.7. wird bekannt, dass er der Bayerischen Staatsregierung zu einer Verfassungsklage gegen den Beschluss riet.⁴⁴ Bedacht hat er wohl nicht, welchen tiefen Wandel die Ehevorstellungen allein schon vom 19. Jahrhundert bis heute durchlaufen haben, dass das 2. Vatikanische Konzil die gegenseitige Liebe

greift er unausgesprochen auf denselben Zusammenhang zurück. (Hermann Häring, a.a.O., 14.6.2.2, S.5-8.

⁴³ Hermann Häring, *Ein Intellektueller auf dem Papstthron? Zum geistigen Profil von Joseph Ratzinger*, in: Richard Faber (Hg.), *Was ist ein Intellektueller? Rückblicke und Vorblicke*, Würzburg 2012, 209-238; bes. 234f.

⁴⁴ Informationen aus der KNA.

vorrangig als Eheziel benannte.⁴⁵ Schon dort wird eine Dynamik in Gang gesetzt, die nahe an das Modell auch eines gleichgeschlechtlichen Eheschlusses hinführt.

Auch trotz der aktuellen ökumenischen Euphorie wird eine Abstimmung mit der EKD, die den Rechtsraum für homosexuelle Paare öffnen will, gleich gar nicht versucht. So zieht sich die römische Amtskirche (der AfD vergleichbar) auf einen Standpunkt zurück, der keine offene Diskussion zulässt. Nicht ihre Sonderposition scheint mir das Problem, sondern ihr Unwille und ihr selbstaufgelegtes Unvermögen, auf den aktuellen Diskurs der Gesellschaft offen einzugehen. Ausdrücklich lässt sie sich von ihrem dogmatischen Erbe leiten, das (wie W. Kasper im Blick auf Trient unverblümt zugibt) beim 12. Jahrhundert stehen blieb⁴⁶. So hat sie sich festgelegt, deshalb braucht sie sich auch nicht um die exegetischen Einwände Martin Luthers, schon gar nicht um den aktuellen konfessionsübergreifenden Diskussionsstand der wissenschaftlichen Exegese zu kümmern. Dies ist eine ernüchternde Erfahrung, die schon bei den Bischofssynoden 2014 und 2015 zu machen ist.

Ein Aufenthalt in Kalifornien bringt mich zum erhellenden Vergleich mit dem Andreasgraben, in dem die Pazifische Erdplatte schon Hunderte von Kilometern an der Nordamerikanischen Platte vorbeigedriftet ist und immer wieder verheerende Erdbeben auslöst. So geht der offizielle römische Katholizismus seine eigenen Wege und wundert sich, dass er von einem Beben in das andere taumelt. Dieses geschlossene Lehr-, Handlungs-, Leitungs- und Sakralsystem hat sich verselbständigt. Kontinuierlich verabschiedet es sich von der Gesellschaft und kann sich nicht mehr vor ihrer Selbstzerstörung schützen. Wie sich eine solche Behauptung mit den hoffnungsvollen Initiativen und der kulturellen

⁴⁵: „Die innige Gemeinschaft des Lebens und der Liebe in der Ehe, vom Schöpfer begründet und mit eigenen Gesetzen geschützt, wird durch den Ehebund, d.h. durch ein unwiderrufliches personales Einverständnis, gestiftet.“ (*Gaudium en Spes* Nr 48).

⁴⁶ Walter Kardinal Kasper, *Das Evangelium von der Familie*, Freiburg 2014, 40.

Pluralität der katholischen Kirche verträgt, wird später zu klären sein.

Ich fasse zusammen: Wie die geschilderten Ereignisse zeigen,

[1] hat die römisch-katholische Kirche ihre Fixierung auf einen unbeweglichen Dogmatismus nicht überwunden, ihre Lehre folgt nach wie vor einem antimodernistischen und geschichtsfernen Rationalismus,

[2] wird ihre Erstarrung von autoritären Amtsträgern noch immer massiv verteidigt, sie leidet unter einer hochautoritären, autistischen Ämterstruktur,

[3] beeindruckt ihre Selbstdarstellung und Liturgie nachhaltig eine verunsicherte und erlebnishungrige Öffentlichkeit, wie eh und je lebt sie von der Vorspiegelung eines überirdischen und weltüberlegenen Erlösungsangebots,

[4] ordnet sie ihre Sorge um sich selbst faktisch der Sorge für die Menschen und ihrer Solidarität mit ihnen vor, sie produziert eine überweltliche Sakralität, vor der eine zwischenmenschliche Ethik verblasst,

[5] hat sie sich weit von Welt und Gesellschaft entfernt, statt sich in einen neuen Dialog mit ihnen einzuüben, entzieht sie sich ihren Erfahrungen, Fragen und Nöten.

II. Urteilen: Fünf Missstände im Zusammenhang

Wer diese Institution insgesamt erneuern will, steht vor dem Problem eines Zahlenschlosses, bei dessen Öffnung alle Zahlen zugleich richtig einzustellen sind. Es funktioniert nach dem Motto eines Alles-oder-Nicht. Es ist einem kybernetischen System vergleichbar, in dem jeder irritierende Einzelfaktor auch die anderen Faktoren verfälscht, oder ähnlich einem Orchester, dessen Qualität sich erst aus dem Zusammenklang *aller* Instrumente ergibt. In allen anderen Fällen wird das Gesamtorchester zu einem quälenden Dissonanzkörper, weshalb es besser ist, alles beim Alten zu lassen.

Deshalb versagt, um ein Beispiel zu nehmen, die bloße Kritik an Inhalt und Verständnis der tragenden Wahrheit nicht aus, denn diese wird von autoritären Amtsträgern vertreten und ausgelegt, denen sie auf den Leib geschrieben ist. Sie können keine Änderung zulassen, wenn sie

sich selbst nicht aufgeben wollen. Zugleich wird die überlieferte Wahrheit von Gebet und Liturgie sanktioniert und in eine kohärente archaische Welterfahrung eingebettet; bei inhaltlichen Änderungen steht die Gesamtorientierung in Gefahr. Im selben Augenblick blockiert ein überweltlicher Hoheitsanspruch alle neuen Justierungen dessen, was von außen nicht mehr falsifiziert werden kann.

Ebenso wenig nützt allein die Kritik an einer unbelehrbaren Hierarchie (durch wissenschaftliche Hinweise, Bitten oder Forderungen, seien sie öffentlich oder privat, unhöflich oder freundlich). Denn in erster Linie leiden die Hierarchen an keinem psychologischen Problem, vielmehr sind sie indoktriniert, verstehen sich als die ausschließlichen und

letzterverantwortlichen Hüter einer rigiden Wahrheit und sehen sich – trotz manch menschenfreundlicher Regung – dazu im Gewissen verpflichtet. Sie nehmen jede Einflussnahme von unten als Ablenkung von ihrem genuinen Verkündigungsauftrag, als mögliche Aufweichung der Wahrheit wahr. Seit den 1860er Jahren ignorieren sie sogar die klassische Doppelung des Lehramts zwischen Bischöfen und Theologie. Kein Wunder, dass seitdem die Hierarchie nur noch um sich und ihre Amtsinteressen kreist. Nach dem 2. Vatikanum zeigt sich auch, dass alle Versuche einer liturgischen Erneuerung auf strenge Grenzen stoßen, denn Liturgien schließen den Regelkreis zwischen Wahrheit, Amtsautorität und sakraler Legitimation in einem Kurzschluss ungebremster Selbstbestätigung zusammen. Schließlich erfahren wir in Liturgien göttliche Wahrheit auf einer vor-reflektierten Ebene. Dies demonstriert uns die liturgische Fixierung der Piusbrüder ebenso wie die liturgische Nostalgie von Benedikt XVI.

Noch katastrophaler und ebenfalls ganzheitlich wirkt die bei vielen Katholiken tief eingefleischte Überzeugung, die Wahrheit des Christentums sei göttlich im Sinne eines unangreifbaren Mehrwerts, der alle Menschennähe und Menschlichkeit faktisch unterläuft. Dieser Resonanzmechanismus des „Übernatürlichen“ fördert ein kirchlich-institutionelles Selbstinteresse, das gegenüber den Interessen von Mensch und

menschlichem Leben abgestumpft und taub wird. Diese Abstumpfung der Achtsamkeit ist allenthalben zu beobachten. Wo man auch hinschaut, wird die Berufung auf Humanität und Menschenrechte mit Argusaugen betrachtet und mit dem Verdacht des verderblichen Zeitgeistes belegt. Das zeigen die zahllosen Debatten um Sexualität, Homosexualität oder einen erlösenden Opfertods, der für viele zur Grundideologie des christlichen Priestertums geworden ist. Folge dieser in sich verflochtenen, in zahlreichen Knoten verhängten Deformationen dieses destruktiven Darknets ist das genannte Phänomen des Andreasgrabens, der reformorientierte Katholikinnen und Katholiken in ihrem Alltag oft zerreibt. Ständig redet ihnen das lehrfixierte System ein, ihr Glaube sei geschwächt oder erstorben, sie glaubten nicht mehr richtig an Christus, an die Gnade oder das Ewige Leben, die öffentliche Moral zerfalle wegen des Glaubensmangels. Dabei ist auch vielen Reformorientierten nicht bewusst, wie man sie in die Illusionen einer Glaubenserosion hinein verkündet. Natürlich gib es sie, aber die Kirchenleitungen suchen sie an der falschen Stelle. Unbemerkt verstehen so die Reformwilligen ihre Weltoffenheit als Glaubensverlust, obwohl sie auf die tiefgreifenden Umbrüche unserer Gesellschaft sachgemäß reagieren.⁴⁷

Was folgt aus diesem komplexen Befund? Oder einfacher gefragt: Welche Schlussfolgerungen ziehen wir aus einer fünfzigjährig frustrierenden Reformarbeit? Vergessen wir nicht: Natürlich haben die Reformgruppen in diesem halben Jahrhundert eine enorme, nur schwer zu objektivierende Bewusstseinsarbeit

⁴⁷ Ein Musterbeispiel dieses irritierenden Bekehrungseifers scheint mir der jungenhaft sympathische Bischof Stefan Oster zu sein. Bekannt ist sein Ausspruch: „Wenn wir morgen Frauen an den Altar stellen, Homosexuellen-Paare segnen, wiederverheiratet Geschiedenen die Kommunion geben, den Zölibat aufheben, Sexualmoral liberalisieren, dann ist übermorgen noch nicht einer mehr in der Kirche, weil er Jesus mehr liebt.“ In diesen Fragen stehe das Evangelium „einfach quer zum Geist der Zeit“ Man hat den Eindruck, dass das Selbstbewusstsein solch strammer Aussagen im Maße ihrer Welt- und Theologieferne steigt. Die Mischung von einer überholten Theologie und massiv diskriminierenden Unterstellungen ist es, die auf verunsicherte Katholiken verheerend wirkt.

geleistet. Dennoch haben sie ihre breit gefächerten Reformziele nicht erreicht. Was ist der Grund für diesen Misserfolg?

Aus der Rückschau lässt sich vielleicht sagen: Wir haben zu sehr Symptomarbeit betrieben, statt den Defekten auf den Grund zu gehen. Man engte sich auf Einzelpostulate ein, obwohl man auf neuen Zusammenhängen hätten bestehen können. Hoch im Kurs stand die Suche nach immer neuen (gemeinsamen) Nennern, obwohl ein kompromissloser Gegner, sozusagen ein Prinzipienreiter gegenüberstand. Dadurch ist die Entwicklung den Reformern, uns – ähnlich wie den Bischöfen –, davongelaufen.

Das ist verständlich, denn so hierarchisch sich die römisch-katholische Kirche auch gibt, so unhierarchisch transportiert sie Wissen und Erwartungen, Emotionen und Lebenswelten nicht primär durch den Katechismus, sondern in vorbewusster Weise, über Eltern und Medien, die Emotionen und die Sprache des Alltags, über kleine Gruppen und außerordentliche Events. Sie wirken nicht geplant oder hierarchisch, sondern unkontrollierbar, aus chaotischen Systemen heraus und über die Kraft eines unstrukturierten Wurzelwerks.⁴⁸ Auch unsere Aufklärungsarbeit mag noch so stabsplanmäßig von statten gehen, berechenbare Ziele, gar deren Kontrolle kann sie nie erreichen.

Wer sich z.B. nur auf die Erneuerung der Liturgie konzentriert, lässt außer Acht, dass junge Menschen schon längst andere Gottesdienste und spirituelle Zeichen erwarten, als wir sie kennen.⁴⁹ Wer von den Bischöfen eine partizipative Kirchenleitung einfordert, bestätigt unfreiwillig schon durch seine Petition das alleinige Entscheidungsrecht der Bischöfe. Das Verlangen nach Frauenordination

allein unter Berufung auf Menschenrechte verliert meist die breiten Problemfelder von kirchlicher Autorität, Sakramentalität und kirchlichem Klerikalismus aus dem Blick. So produzieren alle Einzelforderungen zugleich auch Selbstwidersprüche, denn alle zwängen sich durch die Tür eines hierarchischen Monopols, das keinen Dialog akzeptiert. Dieses Nadelöhr hinterlässt seine Spuren. Dies war ja der Grund, weshalb der 2011 begonnene „Gesprächsprozess“ (2011-2015) in Deutschland nicht, wie ursprünglich vorgesehen, „Dialogprozess“ heißen durfte. Dennoch folgten die in der Einladung Degradierten den recht erfolglosen Einladungen mit Begeisterung.⁵⁰

Unter diesen Umständen kommt einer Erneuerung höchstens näher, wer aus eigener Kompetenz eine neue ganzheitliche konkrete Glaubenspraxis initiiert, also *in einem Atemzug* [1] den Glauben konsequent als vorbehaltlosen Vertrauensprozess begreift, [2] sich von autoritären Verhältnissen nicht mehr verbiegen lässt, [3] eine weltoffene und mitteilbare Liturgie feiert, [4] sich den übernatürlichen Charakter der christlichen Botschaft aus dem Kopf schlägt und [5] die Stimme Gottes in der aktuellen Gesellschaft hört. Jede Halbheit wird mit Blockaden quittiert. Das gilt für alle christlichen Gruppen (Gemeinden, Gemeinschaften, Gruppierungen), die das Konzil mit „Gottesvolk“ umschrieben hat. Letztlich lassen sie sich weder von rechts noch von links, auch nicht von oben oder von unten steuern. Deshalb können wir höchstens zwei Dinge tun: Blockaden ganzheitlich, d.h. mit all ihren Konsequenzen ignorieren und konkrete ganzheitliche Impulse setzen. Die Charismenlehre des Paulus gibt dazu wichtige Hinweise⁵¹, und die Folgerungen für unser Handeln sind klar.

⁴⁸ Gilles Deleuze, Félix Guattari, *Rhizom*, Berlin 1977; Frank Hartmann, *Medienphilosophie*, Wien 2000; Kurt Röttgers, *Rhizom*, in: Lexikon der Raumphilosophie. Hg. v. Stephan Günzel, Darmstadt 2012, 344.

⁴⁹ Wir wissen inzwischen, dass junge Menschen die Ewige Anbetung oder eine Fronleichnamsprozession nicht mehr in ihren historischen Zusammenhängen oder exegetischen Probleme verstehen, sondern als elementaren Akt innerer Gottesverehrung. Zu den Erwartungen der Generation Y: soundcloud.com/fishermanfm/generation-y-und-der-glaube-beat-altenbach-sj.

⁵⁰ Hermann Häring, „*Neu: gemeinsam und zielgerichtet*“. Was ist vom Gesprächsprozess zu erwarten?, in: 24. Ökumenisches Netzwerk von unten, November 2011, 32-33; ders., *Mehr als nur Reparaturen? Mannheim in Rück- und Vorschau*, in: *imprimatur* 6, 2011, 244-250: Wir sind Kirche, Wann sind die Bischöfe endlich zu partizipativen Strukturen bereit? www.wir-sind-kirche.de/?id=128&id_entry=6359

⁵¹ Hermann Häring, *Autoritärer Dualismus. Zum Schreiben der Glaubenskongregation über Charismen und charismatische Bewegungen*, in: *imprimatur* 3, 2016, 162-166.

Wie aber soll im römisch-katholischen Kirchenverband ein Neuanfang möglich sein? Ich vermute, dass dies in Deutschland besonders schwer fällt, denn trotz ökumenischer Gesinnung ist bei uns, den täglichen Nachbarn von Protestanten und Altkatholiken, die Angst vor einer Kirchenspaltung tief verankert. Ich halte diese Angst nicht für begründbar, denn weder die Reformatoren noch die Kritiker von 1870 (unter ihnen auffallend viele Frauen⁵³) haben aktiv Spaltungen in Gang gesetzt. Hingegen blieben reformorientierte Theologen wie Karl Muth (1867-1944), Peter Wust (1884-1940) und Romano Guardini (1885-1968) auf die Neubelegung und Bewahrung des Katholischen im Rahmen der vorgegebenen Ordnungsbedingungen und Kultur ausgerichtet. Ihr Wirken erwies sich später für die sanft verbindlichen Reformkurse als stilbildend. Weiter gingen mit ihren kritischen Ansätzen Walter Dirks (1901-1991), Eugen Kogon (1903-1987), Heinrich Mertens (1906-1968) oder Ernst Michel (1889-1964). Doch sie wurden mit ihren Fragen nach Krieg und Frieden, Kapitalismus und Sozialismus, Faschismus und Shoah an den Rand gedrängt. Der späte Guardini arbeitete eher an einem existentiell verinnerlichten Christsein. Bis heute hat sich diese Gesamtkonstellation kaum geändert.

Wie anders präsentierte sich dagegen die Katholische Kirche Frankreichs, die 1943 das Konzept der „Arbeiterpriester“ entwickelte und damit gegen ein bürgerlich wohl eingebettetes Priestertum einen unversöhnlichen Akzent setzte. Zwar hat Rom diese Bewegung 1954 jäh abgewürgt, doch bis heute zeigen sich Nachwirkungen. Die Priester hätten, wie es 1959 hieß, nicht durch Arbeit, sondern durch die Verkündigung des Evangeliums zu wirken. Ganz ähnlich argumentierte Josef Ratzinger gegen die Befreiungstheologie (1984), jene zweite exemplarische Bewegung, die gegen Rom einen Neuanfang wagte und langfristig eher Nutzen und ein hohes Ansehen aus ihrer Verurteilung schöpfte und bis heute ihre

Nachwirkungen zeigt.⁵³ Mit dem Entzug der Lehrerlaubnis von Hans Küng 1979/80 statuierte Rom in Deutschland seinen exemplarischen Fall. Die deutsche Hierarchie und die führenden Vertreter der systemischen Theologie knickten ein. Das hatte für die Erneuerungsbewegungen Folgen. Mit der ausdrücklichen Erarbeitung eines alternativen Gemeinde- oder Kirchenmodells war es vorbei.

III. Handeln: ganzheitlich und konsequent

Doch diese Machdemonstration von Johannes Paul II. konnte das Grundproblem nicht aus dem Weg schaffen. Auch heute, 63 Jahre nach den Arbeitspriestern, 37 Jahre nach der Sanktionierung von Hans Küng und 33 Jahre nach dem missglückten Todesstoß gegen die Befreiungstheologie kann nur ein Neuanfang auf Augenhöhe die Schattengespinste der Vergangenheit vertreiben. Seit dem 2. Vatikanum hatte sich ja in Deutschland eine ganze Reihe von intensiven Reformbewegungen herausgebildet. Sie konzentrierten sich entweder auf Fragen der Kirchenstruktur (Mitspracherechte, ökumenische Versöhnung, Beschäftigung mit der Schrift, Gestaltung des Gottesdienstes, Reform der klerikalen Struktur) oder auf die soziopolitische Weltsituation. Es folgten die Forderungen nach der Gleichberechtigung von Frauen (feministische Theologie) und schließlich kontextuelle Theologien, die auf Fragen der einseitigen Europäisierung und der mangelnden Integration in andere Kulturen hinwiesen.

Natürlich waren diese von Anfang an eng miteinander verwoben, obwohl die je jüngeren Impulse immer einen Fortschritt an Radikalität und Zukunftsfähigkeit beanspruchten und die älteren Impulse es verstanden, jüngere Bewegungen zu integrieren. Dennoch blieb das Ergebnis dieser jahrzehntelangen Bemühungen enttäuschend. Schlüsselforderungen haben keine Antwort gefunden (Amtszölibat,

⁵³ Angela Berlis, *Frauen im Prozeß der Kirchwerdung. Eine historische-theologische Studie zur Anfangsphase des dt. Alt-Katholizismus (1850-1890)*, Frankfurt a.M. u.a., 1998.

⁵³ Zu diesen Zusammenhängen s. H. Häring, *Ein Intellektueller auf dem Papstthron? Zum geistigen Profil von J. Josef Ratzinger*, in: Richard Faber (Hg.), *Was ist ein Intellektueller? Rückblicke und Vorblicke*, Würzburg 2012, 209-238, bes. 218-221; Josef Nadler, *Hochlandkämpfe Gestern und Morgen*, in: Max Ettliger u.a., *Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland*, München 1927, 59-70.

Interkommunion, konfessionsverbindende Ehen, Bischofsernennungen und Mitwirkungsrechte bei Bischofswahlen, Finanzgebaren der Bistümer, später Frauenpriestertum, Homosexualität, Recht auf Eucharistie). Die Argumente drehen sich im Kreis. Die inzwischen ritualisierten Petitionsschübe haben ihre mobilisierende Kraft verloren, und nach wie vor gelingt es, die Leidenschaft für Erneuerung als Kirchenkritik zu diffamieren. Weniger sind die vielfältigen Reformaktivitäten betroffen, die sich nach außen verlagert haben (soziale Projekte vor Ort, Mitarbeit in der zivilen Gesellschaft, Sozialarbeit vor Ort, Sorge für Flüchtende und Kirchenasyl, Projekte in der Dritten Welt). Viele dieser Gruppen finden ihre Bestätigung, doch überall dort, wo die kirchliche Identität in Frage steht, sind die Blockaden strikter denn je. Der den Bischöfen gewährte Vertrauensvorschuss ist aufgebraucht, und die Reformsignale werden alarmistischer: „Es ist höchste Zeit“, „Lass endlich Taten sehen“, „Zeit zu handeln.“ „Ist die Kirche noch zu retten?“ Schlagworte wie „aktueller Glaubensschwund“ und „tiefgreifende Entchristlichung der Gesellschaft“ sind keine Ausnahme mehr. Wie kann es weitergehen?

Ich möchte meine Vorstellungen über ein neues Handeln der Reformgruppen unter drei Schlagworten stellen: Ganzheitlichkeit, weltoffene Konsequenz und Kritik auf Augenhöhe.

3.1 Ganzheitlichkeit

Die alte Weisheit: „Worte belehren, Beispiele reißen mit“ wird meistens moralistisch gedeutet: Nur wer tut, was er sagt, kann überzeugen. Allerdings kann man mit diesem Grundsatz auch alle Versuche ins Unrecht setzen, die nur mit Argumenten agieren, statt zu handeln. Die von mir gezogene Lehre lautet: Nicht abstrakte Analysen initiieren ein neues Handeln, sondern eine neue, vom alten Denkwang und Autoritarismus, Überlegenheitsanspruch und neuer Weltferne unabhängige Praxis. Natürlich waren und sind die seit 1965 entwickelten Reformstrategien nicht einfach falsch, schon gar nicht die vielen einfachen und gezielten Regelverletzungen, die später akzeptiert wurden.

Doch die Gesamtsituation wurde komplexer. Am Anfang beeinflussten sie die

noch geschlossenen katholischen Milieus und die noch relativ geschlossenen Pfarrgemeinden. Doch diese Zirkel mit ihren messbaren Rückkopplungen haben sich aufgelöst, die Kontexte der wohlbekannteren Erwartungen sind diffus geworden und dringen nicht mehr in die Erfahrungswelt kommender Generationen ein. So sind die Reformkreise mit der Folge neuer dramatischer Abwärtsspiralen vergeist. Neue Lebensstile und Gottesdienstformen, eine neue Spiritualität und Gemeinschaftspraxis werden nicht mehr für eine innerkirchliche Öffentlichkeit, sondern nur noch für Sondergruppen entwickelt. Wir in Deutschland können Taizé, die Bewegung von San Egidio in Rom und neue Aufbrüche in Lateinamerika nur bewundern.

Deshalb reicht es nicht mehr, sich als die „loyale Opposition“ seiner Heiligkeit zu begreifen. Umgekehrt bietet der aktuelle Zusammenbruch der klassischen Seelsorge eine ausgezeichnete Chance. Gemeinden oder Gemeindegruppen können ohne Gängelung zusammenkommen, und bisherige Erfahrungen stimmen hoffnungsvoll. Neue spirituelle und praktizierte Erfahrungsräume lassen sich öffnen. Wer zu handeln weiß und etwas zu sagen hat, wird ernst genommen. Ich schlage vor, dass sich reformorientierte Gemeinden konkreten Zielen zuwenden, in denen die prophetische Leidenschaft Jesu sichtbar wird. Die Basisgemeinden der ersten Stunde haben uns das vorgemacht. Wer sich in der christlichen Alltagspraxis auf kein konkretes Ziel einlässt, überlässt das, was man „christlichen Glauben“ nennt, einer weiteren anonymen Vernebelung, die eng mit den diffusen Säkularisierungsprozessen unserer Gesellschaft korrespondiert. Säkularisierung meint ja auch die Distanzierung von allem Allgemeinen, das undefinierbar fordert und unverbindliche Ziele vorgibt. Die Menschen innerhalb und außerhalb der christlichen Gemeinden haben ein Recht, möglichst konkret von uns zu erfahren, was wir eigentlich wollen⁶⁴. Natürlich sollten sich Reformgruppen nach wie vor als spirituell inspirierte Kerngruppen begreifen, aber sie müssten sich an der Klarheit ihrer Impulse und an ihrer sozialen Kompetenz messen

⁶⁴ (Beispiele nennen)

lassen. In erster Linie sind es nicht mehr biblische, theologische oder anthropologische Einzelargumente, die das Handeln leiten, sondern die Menschenfreundlichkeit einer Atmosphäre, die von der Erinnerung und Nachfolge Jesu geprägt ist.

3.2 Erfahrungsoffene Konsequenz

Allerdings ist dieser ganzheitliche Entwurf nicht mit einem endgültigen Gemeindemodell zu verwechseln. Ein Neubeginn verlangt Freude am Experiment. Als Beispiel können die Biographien von Franz von Assisi oder von Ignatius von Loyola dienen. Vom ersten Bekehrungserlebnis bis zu einer ausgereiften Lebensform gingen sie schwierige Wege, bis neue Erfahrungen und stimmige Lebensregeln zusammenfanden. Heute verändern sich die Bedingungen unseres Zusammenlebens in atemberaubender Geschwindigkeit, und junge Menschen entwickeln von Generation zu Generation neue Ausdrucksformen, auch sie müssen ihre Gottesdienste selbst entwickeln. Deshalb unterliegen reformorientierte Modelle einer ständigen Nachjustierung und Revision. Die Konsequenz unseres Neubeginns muss konsequent *bleiben*.

Umso nachdrücklicher muss uns bewusst werden, dass der konservative und defensive Grundzug unseres ererbten katholischen Christentums ausgedient hat. Ohnehin meint Nachfolge Jesu primär kein ethisches überzeitliches Programm (der Nächstenliebe, Solidarität, Opferbereitschaft usw.), sondern eine mentale, immer neu suchende Inspiration. Schritt um Schritt wurde sie in der neuzeitlichen Jesusforschung wieder entdeckt, und in der lateinamerikanischen Befreiungstheologie erhielt sie eine erste Aktualisierung.

Ich meine den jüdisch-prophetischen Zukunftshorizont, der in Jesus leidenschaftlich zur Geltung kam und kommt. Christinnen und Christen, die aus dieser Inspiration leben, erschöpfen ihre Lebenspraxis nicht im Ja zu einer vorgegebenen Gegenwart, auch nicht in der Akzeptanz bestimmter kirchlicher Strukturen. Vielmehr brennen sie nach der großen Zukunft einer in Gerechtigkeit versöhnten Menschheit, die den Raum christlicher Kirchen in jedem Fall

überschreitet. Diese Zukunftserwartung schafft den unstillbaren Durst nach neuen Erfahrungen, belebt die spirituelle Tiefe menschlichen Zusammenlebens und schafft zugleich eine Brücke zu den religiösen Quellen anderer Religionen.

Zu dieser Konsequenz gehört eine gerne verdrängte Entwicklung. Zahllose reformorientierte Mitstreiterinnen und Mitstreiter haben dem real existierenden Katholizismus den Rücken gekehrt oder verharren nur noch aus sekundären Gründen in ihrem Rechtsverband.

Umgekehrt leben diese innerlich oder auch äußerlich Emigrierten ihr Christsein so authentisch und intensiv, dass sie – ohne innere Verluste zu erfahren – ihre früheren autoritären Bindungen an eine kirchliche Hierarchie schlicht vergessen oder sich von ihr verabschiedet haben. Man denke an solche, die in einer konfessionsverbindenden Ehe leben, oder andere, die wegen ihres christlichen Engagements innerhalb der Kirche marginalisiert wurden, an diejenigen, denen in diesem dogmatisch verhärteten System allmählich der Atem wegblieb. Oder die – vielleicht unter dem Anschein der Säkularen – in eine größere Aufgabe hineinwuchsen, in der die Zukunft einer versöhnteren Menschheit vorbereitet wird.

Zunächst kann man im berühmten Augustinuswort Trost suchen: „Viele, die draußen zu sein scheinen, sind drinnen. Und viele, die drinnen zu sein scheinen, sind draußen.“ Doch dieser Trost hilft nicht über die Auflösungserscheinungen und den ungeheuren Vertrauensverlust hinweg, den die römisch-katholische Kirche spätestens seit den 1980er Jahren erfahren hat. Wer in ihr verharrt, läuft inzwischen Gefahr, unglaubwürdig zu werden. Deshalb scheue ich schon lange nicht mehr davor zurück, als Außenstehender apostrophiert zu werden, denn die Fraktion der Mitbetroffenen braucht sich nicht zu schämen. Unter den gegebenen Umständen ist eine glaubwürdige Nachfolge einer formalen Kirchlichkeit vorzuziehen; das gilt trotz der lobenswerten Impulse, die Papst Franziskus gegenwärtig setzt, denn zu einer widerspruchsfreien Klärung ihres Wertesystems hat er sich noch nicht durchgerungen. Allmählich geraten diejenigen unter Rechtfertigungszwang, die der Institution Kirche ihre Treue halten.

3.3 Kritik auf Augenhöhe

Allerdings, unter der Voraussetzung eines gelingenden, in sich konsequenten Neubeginns wäre es unklug, die Kontakte mit den hierarchischen Institutionen einfach abzubrechen. Nach wie vor ist ihr Einfluss in diesem *global player* mit seinen 1,3 Milliarden Mitgliedern ungeheuer groß, und in den meisten Kulturkreisen ist von Säkularisierung nichts zu spüren. Wer aber selbst einen neuen Lebensstandpunkt gewonnen hat und ihn glaubwürdig verwirklicht, kann in innerer Unabhängigkeit an der real existierenden Kirche fundamentale Kritik formulieren. Er ist ja nicht mehr auf die pragmatische Zufälligkeit angewiesen, von der ein aktuelles, stets reagierendes Protestverhalten gesteuert wird. Wenn man uns mit Taubheit begegnet, trifft dies keine Abhängigen mehr.

Nehmen wir als Beispiel das Ordinationsverbot von Frauen. Keiner der aktuell residierenden Bischöfe lässt sich durch exegetische, historische oder streng theologische Argumente bedrängen; sie schließen sich um vor-eingenommene Standpunkte zusammen. Wir wissen das und bitten deshalb auch nicht um Abhilfe. Wir können aber auf die wachsende Unabhängigkeit von Gemeinden verweisen, die in eigener Vollmacht ihre Gottesdienstfeiern regeln und um die theologische Hohlheit der offiziellen Verbote wissen.

Oder nehmen wir als Beispiel den konziliar definierten Unfehlbarkeitsanspruch von Papst und Bischöfen. Unter den bisherigen Umständen war es nach Küngs Maßregelung vielleicht nicht mehr sinnvoll, darüber einen abstrakten Streit vom Zaun zu brechen. Letztlich hätte er doch nur zu hochkomplizierten (aber sinnlosen) wissenschaftstheoretischen Subtilitäten geführt. Wer aber den kirchenamtlich erzwungenen Gehorsam durchbrochen hat und offen lebt, hat diesem Anspruch schon vor jeder Auseinandersetzung das Genick gebrochen. Jetzt kann er ihn ohne Selbstwidersprüche auch theoretisch abweisen und die innere Inkonsequenz der zahllosen Theologen seit 1970 bloßlegen, die eines Karl Rahner etwa. Er konnte ja großzügig erklären, jede Wahrheit sei mit Irrtum amalgamiert und den Unfehlbarkeitskritiker Küng zugleich als liberalen Protestanten diffamieren. Wer den

Schritt über den Arno der inneren Unabhängigkeit gegangen ist, kann offen aussprechen: „*Quod non*, eure Theologie ist durch Machtansprüche korrumpiert, vom Einspruch M. Luthers habt ihr bis heute nichts gelernt und ihr meint immer noch, ihr könntet die Schrift mit der Brille hierarchischer Interessen interpretieren.“ Johanna Rahner kommt nach einer höchst komplexen Präsentation der Unfehlbarkeitsproblematik zum Schluss, man könne den Ausnahmecharakter der Zeit nach 1870 als solchen zur Kenntnis nehmen und wieder zur Normalität zurückkehren. Dann kann man gleich die auch formal höchste fragwürdige Entscheidung von 1870 schlicht korrigieren. Aber nichts fällt dem Kirchenapparat schwerer als solch ein Eingeständnis. So kommt J. Rahner zu einem Schluss, der die ganze in sich verquere Problematik der aktuellen Situation zum Ausdruck bringt: „das Zugleich von ‚Verbindlichkeitsanspruch‘ und ‚Verbindlichkeitsvorbehalt‘.“⁵⁵ Unter diesen Umständen kann ich persönlich nur noch dem Kritiker Ingo U. Dalferth zustimmen, den J. Rahner immerhin auch zitiert: Im Blick auf *Dominus Iesus* schreibt er: „Realistisch sind ökumenische Bemühungen aus römischer Sicht nur, wenn sie diesem Ziel dienen [...] Warten, bis die anderen kommen, lautet die gelassene Devise Roms. Das macht protestantische Ökumeneeiferer fassungslos.“⁵⁶

Schluss: Amoris Laetitia

Innere Konsequenz kann schwierig sein, wie sich am Beispiel von *Amoris Laetitia* illustrieren lässt. Verbindlichkeitsanspruch oder Verbindlichkeitsvorbehalt? Beides zusammen funktioniert offensichtlich auf keiner Seite. Dabei sei noch einmal gesagt: Das päpstliche Bemühen um verständnisvolle Regelungen ist zu begrüßen und der Vorwurf, er missachte grundlegende Regeln des christlichen

⁵⁵ Johanna Rahner, *Creatura Evangelii. Zum Verhältnis von Rechtfertigung und Kirche*, Freiburg 2005, 513-523; Zit. 523. Zitiert wird aus Gemeinsame römisch-katholische / evangelisch-lutherische Kommission (Hg.), *Kirche und Rechtfertigung: Das Verständnis der Kirche im Licht der Rechtfertigungslehre*, Paderborn/Frankfurt 1994, Nr. 213

⁵⁶ J. Rahner, ebd., 544. Rahner zitiert I. U. Dalferth, *Römische Realisten oder die Kunst zu warten*.

Glaubens, ist absurd. Doch leider missachtet auch Franziskus wie schon die vorhergehenden Bischofssynoden in unzulässiger Weise biblische und historische Befunde. Die Wurzeln dieser Fehlleistungen liegen beim Versagen jener wenigen Kardinäle und Theologen, die in Rom sein besonderes Vertrauen genießen. Zu nennen sind vor allem, weil allgemein bekannt, die Kardinäle Kasper und Schönborn.

Die exegetischen Ausführungen Kaspers in seiner grundlegenden Rede vom 20.2.2014 waren ungenügend; nur wer sich seines Lehramts sicher ist, kann so leichtsinnig reden. Kasper erweckt den Eindruck, als hätten schon die Patriarchen in wohl geordneten bürgerlichen Ehen gelebt. Keine Rede davon, dass sie in Clans als machtvolle und machtbewusste Chefs lebten, dass Abraham ganz legitim mit der Sklavin ein Kind zeugte, da seine Frau „unfruchtbar“ war, dass er später diese Nebenfrau samt Sohn in die Wüste schickte und dem Tod überlieferte, dass wir aus einer jahrtausendealten patriarchalen Tradition kommen. Ungenau werden die neutestamentlichen Texte interpretiert. Zudem weiß Kasper nur zu gut, wie fragwürdig der Oberbegriff „Sakrament“ ist, und warum Luther den Eheschluss klar gegen Taufe, Eucharistie und Sündenvergebung absetzte. Von einer gleichrangigen Konkurrenz der Sakramente kann keine Rede sein. Bewusst war ihm auch, dass Trient die orthodoxe Scheidungspraxis gerade nicht verurteilen wollte. Warum werden diese differenzierten Tatbestände ignoriert?

Ähnlich sind die beiden Beschlusstexte der Bischofssynoden 2014 und 2015 höchst ungenau gestrickt. Das von Schönborn eingebrachte Konzept von der Gradualität kann seriöse Anthropologen vermutlich nicht überzeugen. Um so ein Konzept in einen verbindlichen Text einzuführen, wäre dessen intensive Diskussion und Erprobung nötig gewesen. Wenn zudem die rechtlich fixierte Unauflöslichkeit der Ehe dem Willen Jesu entspräche, hätte auch die Kirche kein Recht, sich gegenüber einem unbarmherzigen Jesus als barmherzige Instanz zu präsentieren. Und schließlich, den ausweichenden und unaufrichtigen Umgang mit Fragen der Homosexualität kann ich nur als skandalös bezeichnen. Da nützt auch aller Aufruf zur Freundlichkeit

nichts, den wir schon bei Josef Ratzinger lesen konnten.

Vor diesem Hintergrund sind auch die vorgetragenen Anfragen der vier reaktionären Kardinäle behutsam, aber unbestechlich zu beurteilen. Auf der einen Seite geht es dabei um Fragen der Unbotmäßigkeit, wobei mich die gegenseitigen Umgangsregeln am päpstlichen Hof relativ wenig interessieren. Denn dieser mögliche Vorwurf soll nicht von einer inhaltlichen Würdigung der vorgetragenen Fragen ablenken; man darf davon ausgehen, dass auch der abgelöste Kardinal Müller alsbald ins Horn der unbotmäßigen Kardinäle bläst. Denn es unterliegt keinem Zweifel: Nach wie vor werden sie die offiziell und dogmatisch festgelegte, in großen Teilen als unfehlbar geltende, seit Jahrzehnten geschmiedete und von Franziskus' Vorgängern mit Zähnen und Klauen verteidigte Ehe- und Sexualdoktrin verteidigen. Faktisch weicht Franziskus massiv von der objektivierenden Interpretation der diskutierten Dokumente (*Humanae Vitae*, *Familiaris Consortio*, *Veritatis Splendor*) ab, die er formell schließlich kritiklos anerkennt. Warum erklärt Papst Franziskus nicht in entwaffnender Offenheit, dass

- sich auch höchstkirchliche Entscheidungen eindeutigen Schriftbefunden beugen müssen,
- die Axiome von der Sakramentalität und der Unauflöslichkeit historische Produkte, also nicht als unveränderliche Lehre Jesu zu betrachten sind,
- die konziliaren Bestimmungen zur päpstlichen und bischöflichen Unfehlbarkeit eine aufrichtige Sachauseinandersetzung blockieren und es nicht hilft, diese Bestimmungen mit zahllosen mildernden Interpretationen aufzuweichen, um sie dennoch zu retten.⁵⁷

Die Mitdiskutanten sollten sich darüber klar werden, dass der Papst

- ... mit der offenen Besprechung solcher Fragen nicht behindert, sondern unterstützt wird, dies wäre effektiver als

⁵⁷ H. Häring, *Keine Christen zweiter Klasse* – *Wiederverheiratete Geschiedene – ein theologischer Zwischenruf*, Freiburg 2014; vgl. Hans Küng, *Sieben Päpste. Wie ich sie erlebt habe*. 342f.

jeder gut tönende Aufruf, den Papst in schwierigen Zeiten zu unterstützen, - ... sich vor dem geradezu blasphemischen Eindruck hüten sollte, er präsentiere seine Kirche als die barmherzige Mutter, die das unbarmherzige Sakramentsregime des Sohns abmildert.

Sobald den Betroffenen klar wird, dass angesichts der Botschaft die aktuellen Probleme gegenstandslos sind, wird der Gesamtkomplex dem römischen Lehrsystem erneut auf die Füße fallen.⁵⁸ Was bleibt den Kirchenreformgruppen in dieser Situation zu tun? Sie sollten nicht die Aufgabe von Fachtheologen übernehmen. Doch in der Freiheit ihres wohl informierten Gewissens können sie den Verunsicherten raten, die offiziellen Regelungen mit Beichtgesprächen und Nichtigkeitserklärungen zu vergessen und im Gespräch mit vertrauten Menschen zu erkunden, was ihnen die Stimme ihres Gewissens sagt.

PS vom 15.07.2017

Während ich diesen Artikel entwerfe, melden die Medien, dass im vergangenen Jahr gegen 182.000 Mitglieder die katholische Kirche in Deutschland verlassen haben. Nur noch etwa 28 Prozent der Bevölkerung sind katholisch. An diesem Rückgang ist nicht einfach das Missmanagement der Kirchenleitungen schuld. Doch man sollte sich überlegen, welchen Einfluss die Kircheneliten ohne verantwortlich mitwirkende Gläubige noch haben. Auch sie dürfen der weiteren Verdunstung des christlichen Glaubens nicht tatenlos zusehen.

⁵⁸ Bislang wird der Unfehlbarkeitskomplex aus der nachsynodalen Diskussion komplett ausgeblendet: Stephan Goertz, *Über Zweifel, Irrtümer und Unterscheidungen. Eine moraltheologische Zwischenbetrachtung zur Debatte um Amoris Laetitia*, in: Stimmen der Zeit, ...; Mit erstaunlich großem Selbstbewusstsein auch Walter Kasper, *"Amoris laetitia": Bruch oder Aufbruch? Eine Nachlese*, in: Stimmen der Zeit 11/2016, 723-732; Eberhard Schockenhoff, *Traditionsbruch oder notwendige Weiterbildung? Zwei Lesarten des Nachsynodalen Schreibens „Amoris laetitia“*, in: Stimmen der Zeit 3/2017, 147-158.

Paul Glotter

HimmelHerrgottSakrament – eine bunte Nachlese

Als wir in der Nr. 1/2017 von „imprimatur“ den Kommentar unseres Schweizer Mitarbeiters Urs Noti mit der Überschrift versahen „Marie Collins ging. Und wann geht Müller?“, konnten wir nicht ahnen, wie schnell Papst Franziskus auf unsere Frage antworten würde. Am 1. Juli 2017 teilte er Kardinal Gerhard Ludwig Müller in einer kurzen Audienz höchstpersönlich mit, dass die Amtszeit des Deutschen als Präfekt der Glaubenskongregation fristgerecht nach 5 Jahren zum 2. Juli 2017 beendet sei. Schon als Müller Mitte 2012 von seinem Freund und Mentor Joseph Ratzinger an die Spitze der einstigen Inquisitionsbehörde berufen wurde, hatte unsere Zeitschrift gerätselt, welcher Teufel Papst Benedikt XVI. wohl geritten haben mochte, den bundesweit als „Lügner, Spalter und Ehrabschneider“ bekannten Regensburger Bischof mit der „Pflege der Wahrheit“ zu betrauen. „imprimatur“ hielt Müller von Anfang an für eine „eklatante Fehlbesetzung“ und hat das auch immer wieder ausführlich begründet. Wenn der Dogmatiker jetzt larmoyant verbreitet, dass ihm Papst Franziskus keine Gründe für seine Entlassung genannt habe, können wir von hier aus den Kardinal einfach nur daran erinnern, dass der Argentinier halt in den vergangenen vier Jahren aus Schaden so klug geworden ist, dass er in einem delikaten Augenblick wie diesem kein Öl mehr ins Feuer gießen will. Beispielhaft für das Bemühen von Papst Franziskus, möglichst lautlos gute Miene zum hinterhältigen Spiel seines Vorgängers zu machen und es trotz vieler, vieler Seitenhiebe an Höflichkeit nie fehlen zu lassen, war u.a. 2013 der lockere Besuch Bergoglios in Müllers römischer Dienstwohnung, bei dem die bayerischen Köchinnen des Kardinals, die Mallersdorfer Ordensschwwestern Huberta und Helgardis, zum Mittagessen „Schnitzel und Kartoffelsalat“ aufgetischt und dem bestens versorgten Gast hinterher noch ein

akzentfreies „I kann nimma“ beigebracht hatten.

Angesichts der selbstherrlichen Amtsführung Müllers, seines unverhohlenen einseitigen Paktierens mit ultrakonservativen Gruppierungen in der Kirche und seiner besserwisserisch spitzen Kommentare über Theologie und Reformabsichten des Argentiniers (in einem „Tagespost“-Interview Ende Juli 2017 sieht Müller nur „Baustellen“ im Vatikan, aber keinen nachvollziehbaren „Plan“) wird Franziskus zuletzt vermutlich immer häufiger an die Worte der beiden Nonnen gedacht haben, wenn Freunde wissen wollten, ob er den Deutschen in seinem Amt bestätigen werde oder nicht. Eines steht fest: hätte Papst Franziskus 2013 einen Kandidaten seiner Wahl zum Präfekten der Glaubenskongregation berufen können, wäre Gerhard Ludwig Müller – man möge mir in Niederbayern und in der Oberpfalz den Hinweis verzeihen - heute bestimmt immer noch Bischof von Regensburg.

Doch Ex-Papst Joseph Ratzinger hatte für den Argentinier – daran kann nicht oft genug erinnert werden – lange vor seinem spektakulären Rücktritt im Februar 2013 „vollendete Tatsachen“ geschaffen.

Erstens entschied der Niederbayer bereits 2012, dass das Kloster „Mater Ecclesiae“ inmitten der vatikanischen Gärten (450 Quadratmeter Wohnfläche mit zusätzlich mindestens nochmal so großer Fläche für Küche, Bibliothek und Kapelle) umzubauen sei, um ihm künftig als „bescheidener“ Alterswohnsitz zu dienen.

Zweitens ernannte Ratzinger bereits im Sommer 2012 seinen theologischen Intimus Gerhard Ludwig Müller zum Präfekten der Glaubensbehörde, weil er sicherstellen wollte, dass dort die Geschäfte in seinem Sinne weitergeführt würden.

Drittens beförderte er Ende 2012 seinen Privatsekretär Georg Gänswein zum Präfekten des Päpstlichen Haushaltes, d.h. zum Protokollchef des Papstes, um fortan aus erster Hand zu erfahren, wer bei seinem Nachfolger zu Gast war und was zwischen seinem Nachfolger und den erlauchten Gästen geredet wurde.

Hat es, so muss man entsetzt fragen, in der Umgebung des hochmütigen Joseph Ratzinger wirklich keine Berater gegeben, die ihm von diesen drei unverschämten

Entscheidungen am Ende seiner Amtszeit abraten wollten?

Wo waren 2007 die Sachverständigen, die Benedikt XVI. vor einer Veröffentlichung des motu proprio „Summorum Pontificum“ gewarnt hätten, weil durch die Wiederzulassung der sogenannten „Tridentinischen Messe“ der Spaltungsprozess unter den Katholiken nur weiter beschleunigt würde?

Warum, so möchte ich aus aktuellem Anlass fragen, hat dem greisen Ex-Papst niemand empfohlen, in seinem Grußwort während der Beisetzungsfeierlichkeiten für seinen verstorbenen Freund Kardinal Joachim Meisner, einen versöhnlichen Ton anzuschlagen und sich als echter Brückenbauer (Pontifex) zwischen zunehmend verhärteten Fronten zu betätigen, statt das „drohende Kentern des Kirchenschiffes“ zu beschwören und von einer Zeit zu sprechen, „in der die Kirche besonders dringend überzeugender Hirten bedarf, die der Diktatur des Zeitgeistes widerstehen“?

Über die möglichen Verursacher des sich anbahnenden „Schiffsunglücks“ gibt uns Joseph Ratzinger keine Auskunft. Denkt er – um im Bild zu bleiben – an die Mannschaft oben auf der Brücke oder an die Mannschaft unten im Maschinenraum? Als ich unlängst in München, der früheren Wirkungsstätte des Niederbayern, einige Freunde besuchte, legten mir diese eine Broschüre des Erzbistums München und Freising in die Hand, in welcher gleich auf den ersten Seiten stolz hervorgehoben wird, dass von den 1,7 Millionen im Voralpenland lebenden Katholiken immerhin 15.500 hauptamtlich in der oberbayerischen Ortskirche arbeiten und nahezu 200.000 Frauen, Männer und Jugendliche Freiwilligendienste verrichten. Möchte Ratzinger unterstellen, dass all diesen aufrechten Katholiken in seiner Heimat sowie den vielen Millionen engagierter Katholiken in den anderen deutschen Bistümern das Wohl der „Schiffsbesatzung“ kein Herzensanliegen sei und sie in Wirklichkeit unentwegt dazu beitragen, das „Kirchenschiff“ bei Nacht und Nebel leckzuschlagen?

Und die „widerständigen“ Hirten? Wer sind diese resoluten Bischöfe, in deren Hände die Zukunft der Kirche liegt und die wir angeblich genauso dringend brauchen wie das Salz in der Suppe?

Sind es im Sinne des Ex-Papstes Joseph Ratzinger Leute wie der verstorbene Joachim Meisner, die unentwegt polarisieren, weil sich auf diesem Wege angeblich am besten „die Spreu vom Weizen trennen“ lässt? Leute, die so ganz nebenbei den ehrenwerten Mitgliedern von „Wir sind Kirche“ und von „Donum Vitae“ in allen kirchlichen Einrichtungen Rede- und Auftrittsverbot erteilen und sie dann auch noch mit deklarierten Kirchenfeinden der übelsten Art sang- und klanglos in einen Sack stecken?

Oder ruft Ratzinger vielleicht nach Schwarz-Weiß-Malern wie dem Passauer Stefan Oster? Nach Leuten, die geflissentlich immer dann verlegen wegschauen, wenn es gilt, auch mal vor den Türen der Amtskirche den Dreck wegzukehren?

Während Oster vor einigen Wochen den Mitgliedern des BDKJ bei einer wichtigen Jahrestagung vorwarf, eine „Lightversion des Evangeliums“ zu propagieren, verlor er kein Sterbenswörtchen über die von seinem bekannten Ordensmitbruder Tarcisio Bertone, einstmals Staatssekretär unter Papst Benedikt XVI., praktizierte skandalöse „Lightversion des Armutsgelübdes“. Warum sagt uns Oster nicht, aus welchem Hut der italienische Salesianer-Kardinal ruckzuck so eben mal 400.000 Euro zauberte, die für die Renovierung seiner 320 Quadratmeter großen Ruhestandswohnung im vatikaneigenen Palazzo San Carlo (einer Spitzenadresse!) fällig waren? Weiß er es nicht? Hat er Angst, Ross und Reiter beim Namen zu nennen?

Ja, und wo wir schon über bischöfliche Leitfiguren à la Ratzinger schwadronieren und herauszufinden versuchen, ob und in welchem Umfang wir uns auf sie verlassen können, darf der Fuldaer Bischof Heinz Josef Algermisen (einmal mehr) nicht unerwähnt bleiben. Algermisen, der auch in diesem Sommer beim ultrakonservativen „Forum der deutschen Katholiken“ in Fulda wieder vom „schleichenden Tod der Kirche in den Seelen ihrer Mitglieder“ sprach und über das „deprimierende Glaubenswissen in den Gemeinden“ klagte, wird man am besten nicht zum „15. Nothelfer zwischen Rhön und Vogelsberg“ an die Front schicken. Viele Katholiken im Bistum Fulda und nicht wenige Pfarrer wundern sich seit vielen Jahren darüber,

wie unvorbereitet Heinz Josef Algermisen zu offiziellen Pastoralbesuchen kommt und den verdutzten Ortspriester, der neben der Hauptpfarre noch fünf weitere Ortschaften mitbetreut, dann auch schon mal launig fragen kann: „Sagen Sie, haben Sie eigentlich noch Filialgemeinden?“

Seiner sprichwörtlichen Kontaktangst setzte der Fuldaer Bischof vor Jahren nach einem Wallfahrtsgottesdienst die Krone auf, als er in seinem abgedunkelten Dienstmercedes sitzen blieb und seinen eigenen Fahrer mit der Bitte zum Fahrer eines im Einsatz befindlichen Krankenwagens schickte, er möge doch die Ausfahrt zur Hauptstraße freigeben. Keine Frage nach dem Befinden des Pilgers, der wegen eines Schwächeanfalls behandelt wurde! Die Durchschnittskatholiken im Fuldaer Land, die sich über jeden mühsam angesparten Euro auf ihrem Konto königlich freuen, halten es inzwischen für eine dürrig kaschierte „schwere Veruntreuung kirchlicher Gelder“, dass für den aus Paderborn stammenden künftigen Bischof Emeritus oberhalb des Paulustores eine diözesaneigene Villa derzeit rundum erneuert wird. Offizieller Kostenvoranschlag des Fuldaer Ordinariats: 750.000 Euro. Ein pensionierter Pfarrer in der Barockstadt meint: „Wenn daraus am Ende 2,5 Millionen werden, kommen wir der Sache schon näher!“

Was die Zukunft des aus Guinea stammenden Präfekten der Gottesdienstkongregation, Kardinal Robert Sarah, betrifft, das möchte ich zum Schluss dieser Nachlese noch kurz unterstreichen, kommen wir mit unserer Vermutung, dass die Tage des Westafrikaners in Rom gezählt sind, der Sache ebenfalls sehr nahe. Daran wird auch das Vorwort von Ex-Papst Joseph Ratzinger zum jüngsten Buch Sarahs „Kraft der Stille. Gegen eine Diktatur des Lärms“ nichts ändern. Dort behauptet Ratzinger nämlich (immer unter der Prämisse, sich nicht ungebührlich einmischen zu wollen), dass „bei Sarah die Liturgie in guten Händen ist“. Sie ist es aber offensichtlich auch nach Auffassung von Papst Franziskus schon lange nicht mehr, weil sich Sarah über Monate hinweg mit kaum zu überbietender Penetranz für die Rückkehr zum

„lateinischen Messritus“ stark gemacht hatte. Zuletzt wurde ihm „von ganz oben“ die Teilnahme an der „Kölner Liturgischen Tagung“ (29. März bis 1. April 2017) untersagt, auf welcher sich in Herzogenrath bei Aachen traditionsgemäß „Freunde der vorkonziliaren Liturgie“ treffen. In diesem Jahr stand das bereits erwähnte *motu proprio* „*Summorum Pontificum*“ (2007) von Benedikt XVI. im Mittelpunkt der Tagung und war auch Gegenstand der in Abwesenheit des Referenten nur verlesenen Rede von Kardinal Robert Sarah.

Fast erleichtert nehmen wir zur Kenntnis, dass sich ein Präfekt der Kongregation für Gottesdienst und Sakramente nicht immer nur über „Hochtheologisches“ den Kopf zerbrechen muss und gelegentlich auch über so nebensächliche Dinge zu entscheiden hat wie über die Frage, ob Hostien mit glutenfreiem Weizen gebacken werden dürfen oder nicht. Seit kurzem wissen wir: sie dürfen nicht. Die sogenannte „Eucharistische Substanz“ muss das legendäre Klebereiweiß enthalten!

Maria Hollering-Hamers

Widerständige Frauen – im biblischen und kirchlichen Kontext

Widerstand ist wichtig, Widerstand von Frauen ist notwendig! Ohne Widerstand kein Fortschritt, keine Entwicklung! Für eine gerechte Gesellschaft braucht es Widerstand!

Bei Lukas lesen wir dazu, wenn wir die entsprechende Bibelübersetzung zur Hand nehmen, die Bibel in gerechter Sprache (BigS): „Durch eure Widerstandskraft werdet ihr euer Leben gewinnen!“¹ Die Bibel, das Lukasevangelium, Kap. 21, Vers

¹ Ob der Zusammenhang es zulässt, griechisch *hypomonä* (an alle Jünger gerichtet) mit „Widerstandskraft“ oder mit „Standhaft bleiben“ zu übertragen, müsste noch diskutiert werden. Anm. der Redaktion.

19, ruft also eindeutig dazu auf widerständig zu sein!

Als ich ein Kind und eine Jugendliche war, lehrte man mir das genaue Gegenteil: Sei brav und gehorsam, sei nicht aufsässig, denn das ist Sünde!

Niemand klärte uns darüber auf, dass es im gleichen ehrwürdigen Buch viele Beispielerzählungen von Leuten gibt, die widerständig waren. Und noch interessanter: viele biblische Frauen probten den Widerstand.

Nur... wer liest das?² Und wie liest man/frau die biblischen Erzählungen? Die Bibel erzählt ja über die Erfahrungen der Menschen mit Gott, aber wenn wir sie lesen, sollten wir die richtige „Brille“ aufsetzen. Weil Männer die Geschichten geschrieben haben und Männer sie 2000 Jahre lang auch interpretiert und ausgelegt haben, ist die Sicht auf die Dinge doch ziemlich einseitig. Und das beeinflusst gewollt oder ungewollt Leser und Leserinnen. Theologinnen raten deswegen dazu, die Bibel „widerständig“ zu lesen. Das muss man lernen, denn die androzentrischen Texte reden meistens nur „über“ Frauen. Die Frauen selber kommen nicht zu Wort, ihre Meinung oder ihre Sichtweise spielt keine Rolle. Deshalb war für mich die Berührung mit der feministischen Theologie so enorm wichtig. Sie rückt Frauen von den Rändern in die Mitte. Sie fragt danach, wer in einem biblischen Text spricht und wer nicht. Sie schaut genau darauf, was gesagt wird. Sie fragt aus welchem Blickwinkel erzählt wird und welche Sichtweise gar nicht vorkommt. Und dann will sie genau ergründen wer handelt. Welchen Anteil hat der oder die Handelnde am Geschehen? Und wer wird bevormundet, kann oder darf nicht handeln? Handeln sie freiwillig oder werden sie gezwungen, wie wichtig ist ihr Handeln im größeren Kontext?

Wenn man so an einen Text herangeht, nennt man das auch „gendersizibles Lesen“. Und es macht einen Riesenunterschied, wenn man das tut. Prof. Dr. Ulrike Bechmann, die viele Jahre lang Multiplikatorinnen für den Weltgebetstag der Frauen als theologische Referentin im Frauenwerk Stein (bei Nürnberg) ausgebildet hat, hat mich für

² Frauen Bibel Arbeit: „Frauen Widerstand“, (Band 12), Bettina Eltrop, Anneliese Hecht. Verlag Kath. Bibelwerk Stuttgart / 2004)

dieses neue Bibellesen sensibilisiert. Als Beispiel, wie groß der Unterschied in Auslegung und Interpretation solcher Texte ist, hat sie ein kleines Heft beim Katholischen Bibelwerk Stuttgart herausgebracht, in dem sie die Geschichte der Sklavin des Naaman³ gendersensibel auslegt (2. Kön. 5, 1-27). Auf einmal ist die Sklavin, die fast nur am Anfang kurz erwähnt wird, eine ganz entscheidend wichtige Figur in der Geschichte. Ohne ihre Einmischung hätte es diese ganze Geschichte nicht gegeben und Wortspiele im Hebräischen zeigen sehr prägnant, wie ihre Rolle gedeutet werden kann. In der Standardauslegung (also männlich!) bleibt diese junge Sklavin aber stets eine Randfigur.

Tja, wir selber haben wohl auch die Bibel nicht gründlich genug gelesen! Und diejenigen, die sie uns deuteten, hatten keinerlei Interesse daran, uns Mädchen und Frauen auf die Idee zu bringen, dass es im Buch der Bücher Geschichten gibt, die uns ermutigen könnten, aufmüpfig und widerständig zu sein. Oder wenigstens: uns von solchen Geschichten ermutigen zu lassen, mal aus dem Rahmen zu fallen oder eine (uns meistens von Männern gesetzte) Grenze zu überschreiten!

Der Slogan: „Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt!“ hat es in sich! Aber um ihm zu folgen, braucht es Mut, einen Mut, den man als braves katholisches Mädchen nicht gerade in die Wiege gelegt bekommt.

Wie wehrt sich eine „anständige“, gut erzogene Frau gegen Diskriminierung, Ausgrenzung, Zurücksetzung, Demütigung? Kein Problem: das kann man aus der Bibel lernen! Dort gibt es eine ganze Menge Mutmachgeschichten für Frauen. Dort kann man/frau lernen, wie man sein Leben - und noch viel mehr - gewinnen kann, wenn man widerständig ist.

Und dabei geht es gar nicht so sehr um Revolution oder Rebellion, sondern eher um Frauenpower, um Frauensolidarität und um das „Affidamento“, die neue Frauenkultur, die Frauen aus einer Mailänder Frauenschule uns lehrten:

>>Jede Frau braucht eine andere Frau, die größer ist als sie selber, damit sie „sich anlehnen“ kann, von der sie lernen kann<<. Eine Frauenkultur, die es schafft,

um ohne Neid oder Hetze miteinander umzugehen, einander den Erfolg zu gönnen und bei Niederlagen zur Seite zu stehen. Das klingt idealistisch, ist aber zugleich auch realistisch: ich übe mich darin seit etwa 20 Jahren und stelle fest: das Klima in den Frauengruppen ändert sich, Solidarität und Zusammenhalt sind Werte, die gemeinsam handlungsfähig machen und die eine Atmosphäre von „gemeinsam sind wir stark“ vermitteln!

Wenn wir nun ins Alte Testament schauen, begegnen uns schon ganz am Anfang, nämlich im Buch Exodus, die beiden mutigen Hebammen Schifra und Pua (Ex. 1,15-22), die, nachdem der ägyptische Pharaon den Befehl gegeben hatte, alle männlichen Säuglinge zu töten, genau dies nicht taten und sich bei ihm entschuldigten mit der Ausrede, dass die Israelitinnen so schnell und flott ihre Kinder zur Welt brächten, dass sie keine Möglichkeiten gehabt hätten, seinem Befehl zu folgen. Durch ihren Widerstand retteten sie vielen Babys das Leben. Sie taten das, was ihr Gewissen ihnen vorgab und gingen den Weg des Ungehorsams; Ungehorsam gegenüber der stärksten Macht im Lande, die aber dem intelligenten Widerstand der beiden Frauen nichts entgegen zu setzen hatte! Gott belohnte die beiden Hebammen für ihre mutige Tat mit „Glück“. Und die positive Auswirkung ist noch dazu, dass das Israelitische Volk sich weiter vermehren konnte.

Wenn ich dies schreibe, erinnere ich mich an eine Ordensfrau mit theologischem Dokortitel. Sie machte uns Frauen im Katholischen Deutschen Frauenbund immer Mut zum „heiligen Ungehorsam“, was so viel heißt wie: zum Widerstand! Wir sollten uns einmischen, meinte sie und die Kirche nicht so ohne weiteres nur den Männern überlassen!

Leider sind „die Kirchenmänner“ ziemlich beratungsresistent, sie hören Frauen nicht zu. Ich bin der Meinung, dass auch „bischöfliche Frauenkommissionen“, die angeblich da sein sollen, um Bischöfe zu beraten, daran nicht viel geändert haben. Eine andere Erzählung, die ich ohne meine persönliche Weltgebetstagsgeschichte wahrscheinlich wohl nie gehört oder gelesen hätte, ist die Geschichte der fünf Töchter Zelofhads (Buch Numeri, 27, 1-11),

³ „Die Sklavin des Naaman“, Ulrike Bechmann, Katholisches Bibelwerk Stuttgart

die um ihr Erbe kämpften und gewannen⁴. Eine Besonderheit: diese fünf Mädchen werden mit ihren Namen genannt, sie bekommen dadurch ein Gesicht und bleiben nicht namenlos, wie so viele Frauen in der Bibel. Ihr Problem war, dass ihr Vater starb und sie keine Brüder hatten. Im damaligen Israel konnten nur Männer erben, Frauen gingen leer aus. Nun aber standen diese fünf Mädchen vor dem Nichts. Sie verloren ihre Existenz, denn der Besitz ihres Vaters sollte an entfernte männliche Verwandte gehen. Sie waren verzweifelt und wollten das so nicht einfach hinnehmen. Was konnten sie tun? Sie gingen zu Mose, erklärten ihre Situation und baten ihn um Hilfe. Mose wandte sich mit dem schwierigen Problem an Gott. Er trat in das Zelt, wo die Arche stand und in dem Gott wohnte und sprach mit JHWH. Da bekam er die Antwort, dass die Mädchen das Erbe bekommen sollten! So gewannen die Töchter Zelofhads nicht nur ihr Erbe, sondern auch die Möglichkeit für alle israelischen Frauen, die nach ihnen kamen, dass sie erben konnten. Sie hatten sich nicht in ihr aussichtsloses Schicksal gefügt sondern aufbegehrt, sie waren widerständig und Gott war an ihrer Seite!

Auch die Geschichte von Tamar ist sehr spannend. Es gibt ja zwei Tamars, die beide eine Geschichte des Widerstandes erzählen. Tamar aus dem 2. Buch Samuel (2. Sam. 13, 1-22) wird von ihrem Halbbruder vergewaltigt. Dabei spielen schon der Halbbruder und sein Freund zusammen. Tamar widersetzt sich und sagt ihm: >>So etwas tut man nicht in Israel. Begeh doch nicht eine solche Schandtät!<< Das hilft ihr aber nichts. Ihr Vergewaltiger hasst sie nach dem sexuellen Übergriff und lässt sie von einem Diener auf die Straße setzen. Dort schreit sie und zerreißt ihr Kleid. Zu mehr Widerstand ist sie nicht mehr fähig. So bleibt sie einsam im Haus ihres Vaters. Das Unglück war geschehen und die Männer hielten zusammen und ermahnten sie, nicht so viel Lärm darum zu machen.... "er ist doch dein Halbbruder"!

Geschichten über Unzucht und Vergewaltigung findet man also auch in der Bibel. Das ganze Leben ist da zu finden, mit allen Schatten- und auch mit der

Sonnenseite. Wie machtlos, einsam und verlassen Frauen nach einem solchen persönlichen Drama sein können, schildert die Tamar-Geschichte sehr eindringlich. Und wie leichtfertig und ohne große Skrupel Männer darüber hinweg gehen, wird hier auch deutlich: er hasste sie nach dieser Tat!

Über die andere Tamar lesen wir im Buch Genesis, (Gen. 28, 6-30): Sie wird von ihrem Schwiegervater aus dem Haus geworfen, weil zwei seiner Söhne, mit denen Tamar verheiratet war, gestorben sind. Seinen letzten Sohn, der noch sehr jung war, wollte er ihr nun nicht mehr zum Mann geben, weil er Angst hatte, dass auch er sterben würde. Deshalb schickte er sie zu ihren Eltern zurück. Dort lebte sie viele Jahre und merkte dann, dass ihr Schwiegervater gar nicht vorhatte, wie es nach den Sitten des Landes seine Pflicht wäre, ihr seinen dritten Sohn heiraten zu lassen. Um ihn doch noch dazu zu bringen, setzt Tamar sich an die Pforte der Stadt, als sie weiß, dass ihr Schwiegervater dort vorbeikommen wird, weil er zur Schafsschur unterwegs ist. Sie verschleiert sich und gibt sich als eine Prostituierte aus. Als ihr Schwiegervater dort ankommt, bietet sie ihre Dienste an. Als Bezahlung verlangt sie von ihm ein Böckchen, was er natürlich nicht dabei hat. Deswegen sollte er ihr ein Pfand geben. Das waren sein Siegelring, sein Stab und die Schnur in seiner Hand. Als sie schwanger von ihm wird und die Leute es ihm erzählen, will er sie verbrennen lassen. Dann kann sie aber mit den Sachen, die sie als Unterpand behalten hat, beweisen, dass *er* sie geschwängert hat. Später heiratete sie dann seinen dritten Sohn und gehörte wieder zur Familie.

An dieser Geschichte kann man merken, dass Frauen in ihrem Widerstand sehr schlau und intelligent vorgehen mussten, um zu ihrem Recht zu kommen. Für uns könnte das bedeuten, dass Frauenpower kreativ und ideenreich sein sollte, dass man/frau auch mit ungewöhnlichen Mitteln „kämpfen“ kann und sich nicht scheuen sollte „aus dem Rahmen zu fallen“ und Grenzen zu überschreiten.

Im NT begegnet uns die bekannte Geschichte von der „salbenden Frau“, eine Frau, die etwas Unerhörtes tut, nämlich sich einfach ungebeten Zugang zu einer Männerrunde zu verschaffen und dort

⁴ „Die Töchter Zelofhads: Fordernde. Erbinnen. Vertrauende“, Ulrike Bechmann, Katholisches Bibelwerk Stuttgart (2003)

Jesus zu salben. Die Männer murrten und wollten sie wegschicken. Jesus aber lobte sie und meinte: >>Immer werden die Menschen sich an ihre Tat erinnern, denn was sie tat, tat sie aus Liebe: sie salbte mich für meine Beerdigung<<. Hier irrte sich Jesus, denn im Grunde erinnerte sich niemand an diese namenlose Frau. Wenn wir die Leidensgeschichten hören und lesen, werden wir nur an die Männer, die dort eine Rolle spielten erinnert: an Judas, der ihn verriet, an Petrus, der ihn verleugnete, an die Hohenpriester Anas und Kaiphas, an Pilatus und Herodes. Von dieser Frau ist außer an dieser Stelle in allen vier Evangelien nirgendwo die Rede und vielleicht versuchen Sie sich mal zurückzuerinnern: hat je ein Pfarrer/eine Pfarrerin Sie durch diese Geschichte ermutigt mal eine Grenze zu überschreiten und Mutiges zu wagen...?

Grenzen überschreiten, den üblichen Rahmen sprengen, mutige Schritte tun, es ertragen, dass alle Blicke auf dich gerichtet sind: das ist nicht gerade etwas, wozu Frauen sich gerne anstiften lassen.

Ein christlicher Auftrag ist es trotzdem: zeige dein Gesicht, steh ein für das, was du denkst, handle so, wie deine Worte sind, stehe deine Frau in einer Männerrunde, „fürchte dich nicht“! Wer könnte diese Frau gewesen sein? Das geht aus den Evangelien nicht eindeutig hervor. Bei Markus ist sie „eine Frau“ (Mk, 26, 6-7), bei Matthäus wird sie auch als „eine Frau“ bezeichnet (Mt.14,3-9), bei Lukas wird die Frau „eine Sünderin“ genannt (Lk.7, 36-50) und schließlich soll es bei Johannes „Maria“ gewesen sein! (Joh. 12, 1-11).

Welche Maria? Maria von Betanien? Die Überschrift in der Einheitsübersetzung heißt ja: „Die Salbung in Betanien“. Oder war es Jesu Freundin Maria von Magdala? Ich denke, sie muss eine sehr enge und vertraute Freundin gewesen sein, denn nur so eine kann prophetisch erspüren, was Jesus, ihr Freund, jetzt braucht. Nur so eine fühlt, dass er nicht lange mehr in ihrer Mitte sein wird, dass er sterben wird: „sie salbte mich für meine Beerdigung“! Für mich ist der Clou dieser Geschichte, dass Jesus diese Frau für das „Unerhörte“, das sie da tut, lobt.

Und ich hoffe leise, dass ER im Stillen auch uns Frauen lobt für unseren Mut und unsere Ausdauer, immer wieder auf den Diakonat und das Priesteramt für Frauen

zu beharren. Ich hoffe, er lobt auch uns und ermutigt uns, nicht aufzugeben, immer weiter zu bohren und zu nerven, so wie die Frau in ihrem mühevollen Kampf mit dem ungerechten Richter! (Luk. 18,1-8). Sie weiß sich ungerecht behandelt und gibt keine Ruhe. Sie kommt immer wieder und nervt! Er, der Richter, gibt schließlich nach, weil er Angst hat, sein Gesicht zu verlieren. Manchmal habe ich das Gefühl, ich bin diese Frau. Mein 50-jähriger Kampf für Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche, den ich mit ungezählten anderen Frauen kämpfte, müsste doch den Kirchenmännern auch endlich auf die Nerven gehen, endlich sollten sie einsehen, welche Schuld sie durch diese Ausgrenzung auf sich laden und vielleicht sogar, dass sie vor Gott ihr Gesicht schon längst verloren haben durch das sture Beharren auf einem großen Unrecht!

In diesem „widerständigen Kontext“ denke ich als Katholikin an die Frauen, die sich 1998 contra legem (also gegen das geltende Kirchenrecht) zu Priesterinnen haben weihen lassen. Mittlerweile sind es weltweit weit über 200 Frauen, die diesen Weg gegangen sind, weil sie nicht einsehen, dass Männer ihnen aufgrund fadenscheiniger Argumente und „nur weil sie Frauen sind“..., den Zugang zu den Weiheämtern verbieten. Wieso können Männer erwachsenen Frauen, in diesem Fall mündige, getaufte und gefirmte Christinnen, etwas verbieten...?

Dass sie dafür von den Kirchenmännern exkommuniziert wurden, kümmert die Priesterinnen nicht wirklich, weil sie sich von Gott berufen fühlen und ihre Berufung leben möchten. Was könnte an dieser Widerständigkeit falsch sein? Sicherlich trifft für solche Frauen zu, dass sie „ihr Leben gewonnen haben“! Und noch viel mehr: ihre Freiheit, ihre Eigenständigkeit, die Möglichkeit das Evangelium auf ihre weibliche Art zu verkündigen und von ihrem eigenen Glauben Zeugnis zu geben!

Im vergangenen Mai war ich auf dem Katholikentag in Leipzig, fünf schöne interessante Tage. Mein Verband, der Katholische Deutsche Frauenbund, machte dort darauf aufmerksam, dass es für Frauen nicht der 100. Katholikentag war, so wie es überall angesagt und verkündet wurde, sondern erst der 40.! Sechzig Katholikentage lang hatten die katholischen Männer es geschafft, Frauen

außen vor zu halten! Sie durften nicht mitwirken, nur zuhören und wie ich vermute, den Kaffee für die Herren kochen. Hübsche Buttons mit einer großen 40 darauf prangten auf vielen Frauenkleidern als Zeichen des Widerstandes!

Und heute kämpfen wir Frauen des Katholischen Deutschen Frauenbundes, des Netzwerkes „Diakonat der Frau“ und nun seit ein paar Jahren auch zusammen mit dem Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, für die Einführung eines Weihamtes für Frauen, den Diakonat der Frau. Persönlich ist mir das etwas suspekt, weil ich es einfach zu wenig finde. Da sind wir Frauen wieder einmal zu bescheiden, zu vorsichtig. Wir wollen, wie Hanna Renate Laurien es ausdrückte, nicht den zweiten Schritt vor dem ersten tun! Ich sehe das aber nicht als Schritte, sondern als eine notwendige Maßnahme der Kirchenleitung, um endlich, endlich Frauen als gleichwürdige und gleichwertige Menschen zu behandeln und sie zur Weihe zuzulassen, ohne Wenn und Aber. Und während ich dies schreibe, bin ich wieder voller Zweifel, ob das nun die Lösung sein kann: noch mehr Kleriker und -innen in dieser Kirche... Sollten wir sie nicht lieber völlig abschaffen? Brauchen wir sie noch, diese reichverzierten Männer in den purpurnen Kleidern mit den Riesenhüten auf dem Kopf...? Sollten Frauen dann auch so „overdressed“ rumlaufen...? Mein Bauch sagt: NEIN, bitte nicht! Ich sehne mich nach 50 Jahren Kampf für Gleichberechtigung, auch in der Kirche, nach einer hierarchielosen Kirche, nach einer Gemeinschaft von Männern und Frauen, die fröhlich und guten Mutes das Evangelium verkündigen, die hetero- oder homosexuell sein können, schwarz, weiß oder andersfarbig, männlich oder weiblich... Was wäre daran so besonders? Nichts, es wäre nur biblisch!

Für mich und für viele andere katholische Frauen wird es zunehmend unerträglich, dass es auch im 3. Jahrtausend nach Christi Geburt noch als völlig normal angesehen wird (von Kirchenmännern), dass Männer noch immer für Frauen bestimmen, was sie dürfen oder nicht dürfen, dass sie, völlig unjesuanisch, Frauen immer noch als Geschöpfe zweiten Ranges ansehen und auch so behandeln. Darum sehe ich es auch eher als heuchlerisch denn als Fortschritt, wenn

der Papst und z. B. Kardinal Marx jetzt auf einmal Frauen in kirchliche Führungspositionen heben wollen. Solange es aber Führungspositionen sind, die nicht an das Priesteramt gebunden sind, hat das Ganze mit Gleichwertigkeit oder Gleichberechtigung nicht im Geringsten etwas zu tun. Und... ehrlich: würde ein Kardinal Marx so reden (gehandelt hat er soweit ich weiß in dieser Hinsicht noch gar nicht!), wenn es momentan nicht einen Papst gäbe, der in diese Richtung tendiert, zugleich aber auch unnachgiebig sagt:

„Diese Tür ist zu!“

Leider ist es noch keinem Papst oder Bischof in den Sinn gekommen, um das Pauluszitat aus Galater 3,28 ernst zu nehmen und in die Realität umzusetzen. Es wäre aber schön, wenn es auch und vorbildlich in der Kirche, endlich Rassen-, Klassen- und Geschlechtergerechtigkeit geben würde und es nicht mehr darauf ankommt ob jemand Jude oder Grieche (Rasse), Sklave oder Freie (Klasse), Mann oder Frau ist (Geschlecht), und wir endlich alle „eins“ wären in Christus Jesus!

Paul Glotter

Der Beichtstuhl um die Ecke

Ob die Deutschen die ersten waren, die für reumütige „Kapital“-Sünder eine sogenannte „Bad Bank“ (BB) eröffneten, weiß ich nicht. Wohl aber erinnere ich mich an die Meldung im Oktober 2010 noch sehr gut, dass die sogenannte „Bundesdeutsche Abwicklungsanstalt“ ihre Geschäfte aufgenommen und – sozusagen zum Einstand – Verbindlichkeiten der Münchner „Hypo Real Estate“ in Höhe von 200 Milliarden Euro übernommen hat. Richtig, 200 Milliarden Euro!

Schön verteilt auf die ganzen ahnungslosen Bundesbürger, die mehrheitlich auch heute bestimmt noch nicht wissen, dass der Ex-Chef dieses Unternehmens (ein gewisser Georg Funke) sich nun schon seit einigen

Jahren auf Mallorca ein schönes Leben macht und eine Abfindung in Millionenhöhe fordert, bedeutet das, dass jeder von uns damals über Nacht mit zusätzlich 2.500 Euro in der Kreide stand, weil es ja schon immer Sache des „ehrlichen kleinen Mannes“ war, die von sogenannten „Leistungsträgern“ angerichteten Schäden wieder zu beheben! Unfassbar!

Wundern sollten wir uns auf keinen Fall, wenn sich die Nutznießer solch üppiger „Bescherungen“ alsbald an die „unermesslichen göttlichen Gnadenströme“ erinnert fühlen, welche – laut kirchlicher Lehre – immer wieder reinigend und erquickend durch unser notorisches „Tal der Tränen“ fließen.

Wir denken unwillkürlich an das katholischste aller sakralen Einrichtungsstücke, den Beichtstuhl! Ja, wir dürfen sogar annehmen, dass auch die nette Frau Merkel und der liebenswürdige Herr Ackermann (2010 noch Chef der Deutschen Bank!) mit ihrer „Bundesdeutschen Abwicklungsanstalt“ nichts anderes im Sinn hatten, als für bußfertige Geldhaie einen „Beichtstuhl der außergewöhnlichen Art“ bereitzustellen. Und war nicht vielleicht zuvor von gut katholischen Mitgliedern der CSU-Spitze in München an die urbayerische Bauernweisheit erinnert worden „Steckst du bis zum Hals im Dreck, hol dir Rat bei Pfarrer Beck!“?

Wie in einen richtigen Beichtstuhl, Symbol göttlichen Verzeihens, gehen also jetzt die Finanzmarkt-Sünder reumütig in die „BB“ rein, laden dort drinnen ihren ganzen Seelen-Schrott ab und kommen erleichtert und als „völlig neue Menschen“ wieder heraus! Niemand fragt mehr hinter ihrem Rücken „Sind das nicht die Dreckskerle, die uns mit ihren schmutzigen Wertpapieren reingelegt haben? Sind das nicht diese aalglatten Verbrecher, die über Monate hinweg für einen Aktiensturz nach dem anderen sorgten?!“

Alle staunen vielmehr über die „Bekehrung“ und manche sprechen gar von einem Wunder, das man in dieser Branche schon nicht mehr für möglich gehalten hatte!

Und während sie alle noch staunen und mit einem Dankgebet auf den Lippen verzückt gen Himmel schauen, entgeht

ihnen, wie die Sünder klammheimlich aus dem „Beichtstuhl“ heraus direkt ins nächste Reisebüro eilen und dort First-Class-Tickets für den Flug auf die Britischen Jungferninseln kaufen, weil in jenem Paradies das Klima für risikofreudige Anleger und überhaupt für „alpine Erstbesteigungen gefährlicher Investment-Gipfel“ wieder mal besonders günstig sein soll!

Ja, und falls es irgendwann ganz plötzlich doch wieder sehr eng werden sollte, weil die Banken inzwischen fast überall zu alter „Narrenfreiheit“ zurückkehren durften, steht in unserer ach so kleinen Welt dann sehr bald auch wieder eine „BB“, ein rettender „Beichtstuhl“ – gleich um die Ecke!

Horst Hohmann

Enteignungen

Der 21. April ist Feiertag in Brasilien, weil am 21. April 1792 der Volksheld Tiradentes öffentlich hingerichtet wurde. Tiradentes und seine in Rio und in den Bergbau-Regionen des Bundesstaates Minas Gerais agierenden Kämpfer hatten Steuerbefreiung (lachhafte 10 Prozent gingen damals an Vater Staat!) und die Unabhängigkeit von Portugal gefordert. Wie immer in solchen Fällen, wenn jemand plötzlich um hübsche Einkommen und sonstige Privilegien bangen muss, machten die Kolonialherren mit den Aufständischen kurzen Prozess. Sie nahmen ihnen das Leben und praktizierten damit ein Verbrechen, das bis auf den heutigen Tag als die radikalste Form der Enteignung gilt und von den Enteignern selbst meist zynisch so gerechtfertigt wird, dass ja „irgendwann mal Ruhe sein musste“ und man im übrigen den Vorteil der alten Henkersmaxime nicht von der Hand weisen könne: „Mausetot frisst kein Brot!“ Würde Tiradentes, den man vor genau 225 Jahren um einen Kopf kürzer machte, posthum erfahren, wieviel Steuern die seit

1822 unabhängigen Brasilianer heutzutage entrichten müssen (allein von unserer letzte Woche bezahlten Telefonrechnung über 258 Reais kassiert der Staat 75 Reais Mehrwertsteuer!) ohne deswegen auf die Barrikaden zu gehen, würde ihn vermutlich schiere Verzweiflung packen! Staunen würde der „Märtyrer der Nation“ auf jeden Fall, wie pünktlich dem braven Bürger 2017 der Steuerbescheid und alle anderen dicken Rechnungen der Kommune ins Haus flattern, und wie friedlich es doch letztlich bei dieser ganzen legalisierten Plünderung unserer Konten zugeht, welche ja im Grunde einer Enteignung schon deshalb sehr nahe kommt, weil wir jedes Jahr knapp über vier Monate nur für den Fiskus arbeiten!

Letzte Woche fiel mir durch Zufall ein Internet-Ausdruck vom Januar in die Hände, auf dem u.a. erläutert wird, dass der „Kalender“ früher ein von der Obrigkeit vorgelegtes Verzeichnis war, in dem genau drin stand, wann welche Steuern und wann welche Rückzahlungen von Krediten fällig waren.

Schuldenerlasse waren nicht vorgesehen. Es wurde unbarmherzig „eingetrieben und enteignet“ – oder aber brutal abgestraft! Als im frühen 14. Jahrhundert zum Beispiel viele europäische Städte gegen die päpstliche Steuerpolitik protestierten, wurden sie mit dem Kirchenbann belegt. Die Gläubigen der Stadt Frankfurt am Main mussten seinerzeit für sage und schreibe 28 Jahre ohne eine Messe, ohne Sakramente und ohne Weihwasser auskommen. All das hatte man ihnen genommen. Auf all das hatten sie plötzlich keinen Anspruch mehr. Nicht einmal sterben durften sie „versehen mit den Tröstungen der Kirche“.

Über die offenen und versteckten Absichten von Enteignungsmaßnahmen sowie über die Art, wie sie gerechtfertigt und durchgeführt werden, will ich heute nur am Rande sprechen. Umso ausführlicher soll dagegen von den durchweg fatalen Folgen solcher Eingriffe die Rede sein. Von den Auswirkungen, die sie auf Einzelpersonen und auf Kollektive haben, d.h. auf deren Befindlichkeiten: auf ihr Selbstbewusstsein und ihr Rollenverständnis, auf ihren Seelenzustand und ihre Gemütsverfassung, auf ihre Gefühlswelt und ihr Rechtsempfinden, auf

ihre Urteilskraft und ihre Widerstandsfähigkeit.

Selbst kleinkalibrige Enteignungen, zu denen ich auf keinen Fall die oben genannten kirchlichen Entzugsverordnungen rechnen würde, welche die Frankfurter Christen vor 600 Jahren wie ein Donnerschlag trafen, gehen den Betroffenen mitunter gewaltig aufs Nervenkostüm. Zu den typischen „Geringfügigkeiten“ auf der schier endlosen Liste von Verstößen gehören beispielsweise, wenn dir ein Nachbar die schöne Aussicht verbaut, wenn uns ein Massentierhalter mit seiner fast täglich ausgebrachten Gülle die saubere Luft verpestet oder wenn dich lärmender Verkehr um deine gewohnte Ruhe und deinen verdienten Schlaf bringt.

Augen, Nase und Ohren, d.h. unsere wichtigsten Sinne reagieren empfindlich auf solche Eingriffe, und nicht selten beobachten wir dann bei den Opfern gereizte Stimmung, blasse Gesichter und bisweilen sogar deutliche Symptome von Verfolgungswahn, weil sie natürlich finden, dass es inmitten all dieser Vergehen gegen die gutnachbarschaftlichen Beziehungen ja auch mal die anderen hätte treffen können („Warum immer nur mich?“).

Aus meinem Heimatdorf und aus einer Reihe anderer Orte der Republik, in denen ich wohnte, habe ich die ganzen absonderlichen Kleinkriege noch immer vor Augen, welche die gerade erwähnten Mini-Enteignungen auslösten – Beschimpfungen und Schikanen über den Gartenzaun hinweg, endloses Prozessieren, zorniger Abschied vom früher so ausgiebig gepflegten „sozialen Leben“ im Dorf oder im Stadtviertel.

Das harte Los der Millionen und Abermillionen von Menschen, die jedes Jahr irgendwo auf unserem Globus durch großkalibrige Enteignungsmaßnahmen um ihr gesamtes Hab und Gut gebracht werden, verbietet es geradezu, unangemessen lang über den Entzug der „schönen Aussicht“ zu lamentieren.

Drei Eintragungen aus meinem brasilianischen Tagebuch, mögen verdeutlichen, wie nach „Kollektivierungen“ sehr unterschiedlicher Art für die Betroffenen schon sehr bald „Welten zusammenbrachen“.

Emilia Kubernovicz, die in der kleinen, von ukrainischen Siedlern im Süden des Bundesstaates Paraná gegründeten Kolonie Tijuco Preto aufwuchs und 2012 mit 87 Jahren verstarb, erzählte mir ausführlich von dem seit nunmehr drei Generationen in jenem Dorf überlieferten „abgrundtiefen Hass auf die Russen, die unter Stalin Anfang der 1930-er Jahre Zigtausende von ukrainischen Bauern und deren Familien zwangsenteignet, wenigstens 3,5 Millionen Ukrainer in den Hungertod und über 4 Millionen in die Verbannung getrieben hatten“.

Die gelernte Krankenschwester und Mutter von vier Kindern fügte hinzu: „Wenn die Leute, die vor dem 2. Weltkrieg aus der Ukraine nach Tijuco Preto gekommen waren, schilderten, wie ihnen die Bolschewiken ins Gesicht gespuckt, ihnen wie den Hunden ein paar Knochen zum Abnagen hingeworfen und sie auch sonst auf jede nur erdenkliche Weise gedemütigt hatten, da spielte es keine Rolle mehr, dass der Tatort 12.000 Kilometer von uns entfernt war. Da liefen uns Schülern die Tränen über die Wangen, als ob das alles gestern und draußen auf den Straßen unseres Dorfes stattgefunden hätte.“

Sandra Hernandez, deren Namen ich aus Sicherheitsgründen ändere, ist eine der 11.400 kubanischen Ärzte, die während der vergangenen vier Jahre im Rahmen des von der ehemaligen Präsidentin Dilma Rousseff ins Leben gerufenen Programms „Mais Médicos – Mehr Ärzte“ nach Brasilien kamen. Sie arbeitet in einer der 34 indianischen Schutzzonen des Landes und bat mich ausdrücklich, auch den Namen ihres Einsatzortes auf keinen Fall zu nennen. „Unsere kubanische Regierung hat uns Ärzte auf eine riesige internationale Einsatzbrigade reduziert“, sagt sie. „Nach unseren individuellen Rechten fragt niemand mehr. Die hat man uns genommen. Unsere Regierung steckt grundsätzlich zwei Drittel unserer Gehälter ein. Das bringt bei 31.000 kubanischen Ärzten, die in knapp über 60 Ländern arbeiten, pro Jahr 5 Milliarden US-Dollar oder mit anderen Worten 7 Prozent unseres Bruttonationaleinkommens.“

Die Kubanerin macht keinen Hehl daraus, dass es ein unbeschreiblich entwürdigendes Gefühl sei, wenn man einem Staatsapparat total ausgeliefert sei und nicht mehr selbst entscheiden könne,

wie man sich als freier Bürger zuhause oder auch sonstwo in der Welt einbringt. „Schockierend finde ich vor allem, dass sich die Gewerkschaften und die hiesige Regierung lautlos und heuchlerisch an unserer Versklavung beteiligen und es zulassen, dass du Tag für Tag deinen Dienst ohne arbeitsrechtliche Absicherung antrittst und dir schließlich von den derzeit 11.250 Reais Grundgehalt nur knapp 3.000 ausgezahlt werden,“ stellt Sandra Hernandez traurig fest. „Mit Lohngerechtigkeit hat es dann wohl auch wenig zu tun, wenn die aus Kuba mit uns eingereisten Aufpasser der Regierung fast das Doppelte verdienen wie wir Ärzte. Reklamieren? Darfst du nicht. Sonst haben sie dich und deine Familie gleich am Wickel.“

Bento Rodrigues (58) wohnt mit seiner 7-köpfigen Familie in dem Weiler Paquiçamba in der sogenannten „Großen Schleife“ des Amazonasnebenflusses Xingú. Seit der Unterzeichnung des Konzessionsvertrages für den Bau des Kraftwerkes „Belo Monte“ am 26. August 2010 durch den damaligen Präsidenten Luis Ignacio Lula da Silva, hat sich das Leben des Fischers und engagierten Mitglieds der katholischen Indianerschutzorganisation CIMI dramatisch verändert. „Ich habe von kleinauf von meinen Eltern gelernt“, sagt er, „dass man als anständiger Bürger und guter Christ immer bereit sein muss, fürs Gemeinwohl auch mal Opfer zu bringen. Was wir jedoch mit der Installation des drittgrößten Kraftwerkes der Welt hier im Xingú-Becken erleben – wie man die Fischer, die Töpfer und besonders die über 300 indigenen Volksgruppen unserer Region zwangsenteignete und ihrer tradierten Lebensgrundlagen beraubte, ist skandalös und unmenschlich.“

Der Fischer erinnert daran, dass Präsident Lula noch drei Jahre vor Baubeginn hoch und heilig versprochen habe, dass alle notwendigen Schritte immer in Rücksprache mit den Flussanrainern besprochen würden. „Man hat sich einen Dreck um unsere Meinung gekümmert und uns zusammen mit unserem hochverehrten Bischof Erwin Kräutler in Altamira ein ums andere Mal verträöstend hinters Licht geführt“, geißelt Bento Rodrigues die perfide Art, wie die Regierung, die Bauherren und die Betreiber des gigantischen Kraftwerkes die Rechte von

unmittelbar betroffenen 9.000 Familien und von mindestens 70.000 weiteren Bewohnern der Region, die durch den Bau in Mitleidenschaft gezogen wurden, regelrecht mit Füßen getreten hätten.

Mein Gesprächspartner berichtet u.a., dass weder die Betreiber noch die Regierung an einer sachgemäßen Rechtsberatung der enteigneten Familien interessiert seien. Es werde vielmehr alles getan, die Betroffenen mit möglichst niedrigen Geldbeträgen abzufinden bzw. ihr Recht auf Entschädigung systematisch in Frage zu stellen.

Das geschehe überall dort, wo man die direkt am Flussufer wohnenden und vom Fischfang und kleinbäuerlicher Feldwirtschaft lebenden Familien nur für eines von den zwei Häusern, die sie traditionell haben – das sogenannte „Unterhaus“, direkt am Fluss, oder das „Oberhaus“, auf dem höheren Rand der Uferböschung, entschädigen. Sichtbarer Ausdruck der Verachtung für diese Menschen und für ihre naturverbundene Lebensweise, so der Fischer, seien Umsiedlerviertel wie zum Beispiel „Pedral“ am Stadtrand von Altamira, wo winzige, mit billigstem Baumaterial errichtete Einfamilienhäuschen, in denen man wegen der Enge keine Besucher empfangen könne, wie an der Schnur gezogen aneinander gereiht seien. Einer der dortigen Bewohner, so Bento Rodrigues, habe unlängst die Situation auf einen treffenden, kurzen Nenner gebracht und gesagt: „Sie haben uns aus dem Paradies vertrieben und uns in dieses riesige Gefängnis gesteckt.“

Er selbst und die anderen Flussanrainer in der „Großen Schleife“, die früher mit ihren vielen Stromschnellen und Wasserfällen zu den schönsten Abschnitten des Rio Xingú gehört hätten, könnten sich glücklich schätzen, wenn sie in den Genuss einer Geldentschädigung irgendwo zwischen miserablen 5.000 und 12.000 Reais oder umgerechnet 1.300 und 3.000 Euro kämen. Denn über die rund 100 Kilometer lange Krümmung, welche erst nach Süden und dann wieder nach Norden führe, sei der Xingú inzwischen zu einem Rinnsal geworden - ungeeignet für den Fischfang und ungeeignet als Transportweg, um Obst und Feldfrüchte nach Altamira oder in einen der sonstigen größeren Marktflecken zu bringen.

Bento Rodrigues betont zum Schluss unseres Gespräches, dass er für den Rest seines Lebens Bischof Kräutler danken werde, weil er immer und immer wieder vor der infamen Behauptung gewarnt habe, Belo Monte sei auf ausdrücklichen Wunsch des lieben Gottes gebaut worden.

Mit dem Fischer vom Rio Xingú, der vom erniedrigenden „Kreuzweg der Enteignung“ ein zornig Lied auf den Lippen hat, können wir nur inständig hoffen, dass die von kirchlichen Amtsträgern mit großer Regelmäßigkeit durchgeführten Zwangsenteignungen wenigstens nicht mehr ganz so oft mit dem blasphemischen Etikett „Gottgewollt“ versehen werden:

- Wenn man Laien auf der Kanzel und in wichtigen Entscheidungsgremien das Wort entzieht.
- Wenn man im Zuge sogenannter „Umstrukturierungsmaßnahmen“ Menschen massenweise ihre geistige Heimat nimmt.
- Wenn man den Mitgliedern der Würzburger Synode (1971-1975) oder der Passauer Pastoralssynode (1997-2000) das von ihnen mühsam erarbeitete Instrumentarium für eine künftige Glaubenspraxis aus der Hand schlägt und ohne Begründung in den Papierkorb befördert und ihnen so den „Pass“ entzieht, mit dem sie sich stolz hätten ausweisen und zu neuen Ufern aufmachen können.

Theo Mechtenberg

Wohin treibt Polen?

Die gegenwärtige politische Entwicklung in Polen⁵ wird im westlichen Europa mit Unverständnis, ja mit Bestürzung wahrgenommen: die Bemächtigung des

⁵ Vgl. meinen Beitrag „Die neue polnische Regierung vollzieht einen tiefgreifenden Systemwandel“, Imprimatur 1/2016. Der folgende Text verfolgt das Ziel, jene Darstellung und Analyse zu ergänzen und zu vertiefen.

Verfassungsgerichts, das nach seiner von der Kaczyński-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) rechtswidrig vollzogenen Umgestaltung zu einem Instrument der Regierungspolitik geworden ist, statt, wie es seine originäre Aufgabe wäre, diese zu kontrollieren; die von Zbigniew Ziobro, Justizminister und Generalstaatsanwalt in einer Person, eingeleitete Justizreform, welche die Unabhängigkeit der Gerichte in Frage stellt und letztlich das Ende der für eine Demokratie unabdingbaren Gewaltenteilung bedeuten könnte; schließlich die Kontrolle über das staatliche Fernsehen, die dazu dient, die Regierungspolitik einzig und allein in einem strahlenden Licht erscheinen zu lassen und eine kritische Berichterstattung zu unterbinden. Doch wie legitimiert die nationalkonservative Regierung ihre offensichtlichen Rechtsbrüche? Welches Konzept steht hinter all ihren Maßnahmen?

Die staatstheoretische Auffassung von Jarosław Kaczyński

Wer auf diese Fragen eine Antwort sucht, tut gut daran, sich mit der staatstheoretischen Auffassung von Jarosław Kaczyński, Polens starkem Mann, vertraut zu machen.⁶ Ohne ein Ministeramt zu bekleiden, bestimmt er als Chef seiner Partei die staatstheoretische Grundorientierung der Regierung. Die gehe, wie Krzysztof Mazur, Mitarbeiter eines konservativen Analyse zentrums, deutlich macht, auf Prof. Stanisław Ehrlich (1907–1997) zurück. Der als Staatstheoretiker an der Warschauer Universität lehrende Ehrlich habe sich in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Kritiker eines „juristischen Dogmatismus“ vor allem mit dem Widerspruch zwischen den Rechtsvorschriften und ihrer praktischen Anwendung durch die politischen Entscheidungsträger befasst. Aufgrund dieses Widerspruchs basiere die Legitimität der Macht letztlich nicht auf dem Recht, sondern habe ihre eigentliche Quelle im „politischen Willen“, repräsentiert und

aktualisiert durch jene, welche die Macht ausüben. Vor der Öffentlichkeit verborgen, würde hinter den Kulissen ohne Rücksicht auf den Buchstaben des Gesetzes bestimmt, was legal sei und was nicht, sowie – in Abgrenzung dazu – was illegal und damit strafbar.

Kaczyński, einer der Doktoranden von Prof. Ehrlich, habe dessen staatstheoretische Ideen verinnerlicht, wie seine Dissertation zeige, in der er den Widerspruch zwischen Rechtsstatut und Realität anhand der Geschichte der polnischen Universitäten untersucht und belegt habe. Aus dieser Dissertation zitiert Mazur folgende bezeichnende Aussage, die in den 1930er Jahren im Streit mit der Rektorenkonferenz von dem für die öffentliche Bildung zuständigen Minister getroffen wurde: „Der jetzige Staat kann und wird sich nicht seiner Verantwortung für die öffentliche Bildung auf keiner ihrer Ebenen entziehen.“

Aus Kaczyńskis staatstheoretischer Auffassung ergeben sich zwei Konsequenzen – die eine bezüglich der von ihm und seiner Partei vertretenen negativen Einschätzung der III. Republik, die andere im Sinne einer Legitimierung der von PiS verfolgten, mit Verletzungen rechtsstaatlicher Prinzipien verbundenen Politik des „guten Wandels“.

Die III. Republik – ein postkommunistisches Regime?

Die von Prof. Ehrlich übernommene Staatstheorie erkläre – so Mazur – Kaczyńskis Verständnis der von ihm und seiner Partei bekämpften III. Republik. Der über 40 Jahre währende Legalismus der kommunistischen Zeit sei nach 1989 nicht überwunden, sondern fortgesetzt worden. So sei bereits der in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre begonnene Prozess einer Verrechtlichung des kommunistischen Systems durch die Schaffung bestimmter Institutionen wie Verfassungsgericht, Verwaltungsgerichte und Ombudsmann für Bürgerrechte nicht der Anfang eines Demokratisierungsprozesses gewesen, auch nicht ein letzter Versuch, das kommunistische System zu retten, sondern habe den Kommunisten dazu gedient, für die Zukunft weiterhin ihren Einfluss zu sichern und die eigentlichen Nutznießer des kommenden Regimes zu sein. Daher sei

⁶ Krzysztof Mazur, Jarosław Kaczyński – ostatni rewolucjonista III. RP (Jarosław Kaczyński – der letzte Revolutionär der III. Polnischen Republik), Internetforum des Jagiellonenclubs v. 11.06.2017.

die nach dem Ende des Kommunismus gegründete III. Republik nur dem äußeren Schein nach ein demokratisches Staatswesen. Weil man 1989 eine völlige Demontage kommunistischer Herrschaft versäumt habe, handele es sich bei ihr in Wahrheit um ein postkommunistisches System. Als Belege für diese These würden von der Kaczyński-Partei die hohen, inzwischen beschnittenen Renten ehemaliger Funktionsträger, die im Großen und Ganzen nicht erfolgte Abrechnung mit ihnen sowie die versäumte Beschlagnahme des Vermögens der kommunistischen Partei angeführt, die sich kurz vor dem Ende des Kommunismus in Polen noch den Anstrich einer sozialdemokratischen Partei gegeben habe.

Diese negative Einschätzung der nach 1989 eingeleiteten demokratischen Entwicklung Polens wird von Partei, Regierung und Medien der Nationalkonservativen und Nationalisten von einer Verleumdungskampagne gegen jene Persönlichkeiten begleitet, welche die Geschicke Polens in dieser Phase besonders geprägt haben. Dies betrifft in erster Linie Lech Wałęsa, den legendären Streikführer und Vorsitzenden der Solidarność, den ehemaligen Staatspräsidenten und Nobelpreisträger. Die nationalkonservative und nationalistische Presse sieht in ihm einen Agenten des kommunistischen Sicherheitsapparats. Wałęsa habe nicht als Freiheitskämpfer, sondern im geheimen Einverständnis mit den Kommunisten gehandelt. Als Beweis für diese absurde These dient ihnen eine angebliche Verpflichtung, die der junge Wałęsa gegenüber den Sicherheitsbehörden eingegangen sei, ohne dass allerdings darüber hinaus ihn belastendes Material vorliegen würde. Mit welcher Bereitwilligkeit diese Verleumdung von den Anhängern von PiS aufgenommen wird, zeigte sich bei dem Pfeifkonzert, mit dem sie Anfang Juli auf die bloße Erwähnung von Wałęsa in der Warschauer Rede des amerikanischen Präsidenten reagierten. Auch Tadeusz Mazowiecki (1927 – 2013), prominenter Dissident und erster Ministerpräsident des freien Polens, erfährt in der Öffentlichkeit nicht die ihm gebührende Ehre, sondern wird wegen seiner Aussage, man müsse unter die Vergangenheit einen „Schlussstrich“ ziehen, beschuldigt, damit

eine Strafverfolgung ehemaliger Kommunisten unmöglich gemacht zu haben. Und schließlich Donald Tusk, Premier der Vorgängerregierung von PiS und jetziger EU-Ratspräsident, den man ohne die Spur eines Beweises für den Absturz der Präsidentenmaschine am 10. April 2010 über dem Flughafen von Smolensk verantwortlich macht und am liebsten vor Gericht stellen möchte. Internationales Aufsehen erregten in diesem Zusammenhang die Umstände seiner Wiederwahl auf dem Brüsseler Gipfel vom 9. März 2017, auf dem Ministerpräsidentin Beata Szydło als einzige unter den Vertretern der 28 Mitgliedstaaten der Europäischen Union gegen ihn stimmte. Ihre Niederlage wurde bei ihrer Rückkehr nach Polen als Triumph gefeiert, habe sie doch mit ihrem Verhalten „die wahren Werte Europas“ verteidigt, während – wie in den PiS-nahen Medien zu lesen war – der Vorgang auf dem Brüsseler Gipfel „der Anfang vom Ende des europäischen Projekts“ sei. In Wahrheit zeigt eine solche Verdrehung der Tatsachen eine für PiS typische Flucht vor der Wirklichkeit in eine Wunschwelt, in der allein die eigenen wirklichkeitsfremden Vorstellungen gelten.

Fragwürdige Legitimierung des „guten Wandels“

In einem der *Gazeta Wyborcza* gewährtem Interview⁷ verdeutlicht Prof. Marcin Matczak, auf welche Weise PiS aus ihrer inneren staatstheoretischen Logik heraus ihren rechtstaatliche Prinzipien verletzenden „guten Wandel“ rechtfertigt: „Aus ihrer Sicht haben jene, die trocken den Fußes vom Totalitarismus in die Demokratie gelangten, ihre Werte rücksichtslos in sie verankert: linke und liberale, versehen mit Garantien erworbener Rechte, mit einer an Regeln gebundenen Legislative und einem verpflichtenden rechtlichen Prozedere, wonach die materiale Gerechtigkeit nur durch ein bestimmtes Rechtsverfahren realisiert werden kann.“

⁷ Z prof. Marcinem Matczakiem rozmawia Maciej Stasiński, Zanim nam zdemontują demokrację (Mit Prof. Marcin Matczak spricht Maciej Stasiński, Bevor sie uns die Demokratie demontieren) *Gazeta Wyborcza* v. 25.06.2017.

Daher sei aus der Sicht der Kaczyński-Partei und ihrer Regierung die Ablehnung des Grundsatzes, dass einmal erworbene Rechte bleibende Geltung besitzen, ebenso folgerichtig wie die Negierung eines Regelwerks zur Anwendung der Gesetze. Ihre Auffassung begründe PiS damit, dass eine an ein bestimmtes Prozedere gebundene Rechtsprechung ein Hindernis für die Verwirklichung materialer Gerechtigkeit darstelle. Diese von Jarosław Kaczyński immer wieder beschworene „rechtliche Unmöglichkeit“ müsse daher beseitigt werden, weil sie „die gewünschte Neuverteilung von Gütern und Rechten blockiert.“ Denn „das Recht müsse dem Wohl der Nation dienen“, womit, was PiS denn auch betont, das Wohl der Nation über dem Recht stehe. Oder konkreter: In der polnischen Nation funktioniere jenseits der Rechtsvorschriften ein System moralischer Normen und christlicher Werte, die nicht von den Gesetzen erfasst werden. Daraus resultiere ein Konflikt zwischen ihnen und dem geltenden Recht. Dieser Dualismus verletze das Rechtsempfinden der Nation und verlange nach einer Lösung in ihrem Sinn.

Die Konsequenz eines solchen Rechtsverständnisses sei, dass für PiS das Recht zu einem Instrument zur Verfolgung ihrer Ziele werde. So kontere denn auch die Regierung die wiederholte Forderung der Venedig-Kommission nach Wahrung rechtsstaatlicher Prinzipien mit dem Hinweis darauf, „dass eine abstrakte Rechtsordnung sich nicht dem Wohl der Nation widersetzen dürfe.“ Und weil PiS im Namen des „guten Wandels“ weitere Änderungen im Rechtsbereich in Aussicht stelle, etwa bezüglich einer neuen Wahlordnung, sei eine Entwicklung zu einem autoritären, ja diktatorischen System durchaus möglich.

Protest polnischer Juristen

Allerdings regt sich unter polnischen Juristen auch Widerstand gegen die Rechtsbeugungen im Namen des „guten Wandels“.⁸ So geschehen auf dem Kattowitzer Juristenkongress am 20. Mai 2017. Auf ihm sprachen vor gut

eineinhalbtausend Kongressteilnehmern die Regierungsvertreter Andrzej Dera, Minister im Präsidialamt, sowie der stellvertretende Justizminister Marcin Warchoł. Als Dera im Namen des Präsidenten den anwesenden Richtern das Recht absprach, „Aktivitäten anderer Regierungsorgane zu kommentieren“ sowie bei einer „ethischen, weltanschaulichen oder politischen Debatte Position zu beziehen“, wurde es im Saal unruhig. Einige Kongressteilnehmer skandierten „Konstitution“ und hielten ein Exemplar der Verfassung hoch. Am Ende wurde Minister Dera unter Buhrufen verabschiedet.

Noch schlimmer erging es dem stellvertretenden Justizminister Marcin Warchoł: „Niemand kann Richter sein in eigener Sache“, ermahnte er die Anwesenden. Erste Buhrufe wurden laut. Die Unruhe im Saal verstärkte sich, als Warchoł davon sprach, die Gerichte besäßen in der Bevölkerung wenig Vertrauen. Den Richtern warf er vor, sich nicht aus den Zeiten der kommunistischen Volksrepublik verabschiedet zu haben. Darauf leerte sich unter Buhrufen allmählich der Saal.

Außer den geladenen Gästen hörten nur noch wenige Kongressteilnehmer seine Drohung, aus der Richterschaft seien „die schwarzen Schafe zu eliminieren“ sowie die Versicherung, die beabsichtigten Reformen würden verwirklicht. Die polnischen Juristen stünden „vor der historischen Wahl, fähig zu sein, sich im Namen der Justizreform über die eigenen Interessen hinwegzusetzen.“ Damit wird im Grunde von den Richtern, Staatsanwälten und Strafverteidigern verlangt, ihre Unabhängigkeit aufzugeben und sich ohne Wenn und Aber staatlicher Kontrolle zu unterwerfen, die die Kaczyński-Partei für alle Bereiche der Gesellschaft, auch und vor allem für den juristischen, anstrebt.

Nach dem Auftritt der Regierungsvertreter begann der Kongress mit seinen Beratungen. Es versteht sich, dass sich nach dem vorausgegangenen Skandal die Teilnehmer entschieden gegen die von der Regierung geplanten Reformen aussprachen. Die unter ihnen herrschende Überzeugung brachte Krystian Markiewicz, einer der Organisatoren des Kongresses, auf den Punkt: „Sollen wir Juristen

⁸ Wojciech Czuchnowski, Minister przemawia, prawnicy wychodzą (Der Minister spricht, die Juristen gehen hinaus), Gazeta Wyborcza v. 20.05.2017.

schweigen? Wir haben das Recht und die Pflicht, die Stimme zu erheben, um die höchsten Werte der Verfassung zu verteidigen; niemand kann uns von dieser Pflicht entbinden.“

Anschlag auf die Gewaltenteilung

Unbeeindruckt von den Protesten der Juristen betrieb PiS die Justizreform weiter voran. Waren bereits durch die absolute Mehrheit ihrer Parlamentarier Gesetze verabschiedet worden, welche die für eine Demokratie fundamentale Gewaltenteilung beeinträchtigten, so verabschiedete der Sejm in den ersten Juliwochen gleich drei Gesetze, die darauf abzielen, mit der totalen Kontrolle über das gesamte Gerichtswesen des Landes die Gewaltenteilung gänzlich aufzuheben.

Ein Gesetz betrifft den Landesjustizrat, ein durch die Konstitution gebotenes Organ, das sich aus Richtern und einigen Politikern zusammensetzt und von großem Einfluss auf die Wahl der Richter ist. Das neue Gesetz sieht die Auflösung des Landesjustizrats in der jetzigen Form vor. Seine Neubesetzung soll nicht wie bisher durch Gremien von Richtern erfolgen, sondern durch den von PiS majorisierten Sejm, also faktisch durch die Kaczyński-Partei, die damit die volle Kontrolle über die Auswahl der entsprechenden Richter und deren Karriere besäße. Durch eine Intervention des Präsidenten zeigte sich PiS allerdings bereit, anstelle der von ihr vorgesehenen absoluten eine 3/5 Mehrheit für die Wahl der Richter durch den Sejm zu akzeptieren.

Auch das Gesetz zu den allgemeinen, landesweiten Gerichten wurde neu geordnet. Danach hat der Justizminister das alleinige Recht, auf allen Ebenen die Gerichtsvorsitzenden und ihre Stellvertreter zu berufen und abuberufen. Es bedarf keiner sonderlichen Phantasie, um sich auszumalen, was diese Abhängigkeit für jeden Richter und jeden sich auf das Richteramt vorbereitenden Juristen bedeutet. „Diese Vorschriften legen es jedem Richter, auch wenn er nur eine bescheidene Karriere anstrebt, nahe, sich mit der Regierung gut zu stellen. Sie zerstören die Unabhängigkeit selbst in dem härtesten Vertreter der Göttin des Rechts, indem sie ihn daran erinnern, dass er in

die Jahre gekommen ist, eine Familie hat und Kredite zurückzahlen muss.“⁹

Von besonderer Bedeutung ist das dritte neugeregelt Gesetz über das Oberste Gericht, das u. a. dafür zuständig ist, die Gültigkeit oder Ungültigkeit von Wahlen festzustellen. Einige Kommentatoren vergleichen es mit einer das Gerichtswesen in die Luft sprengenden Bombe. In Artikel 87 § 1 heißt es: „Einen Tag nach Verabschiedung des Gesetzes gehen die aufgrund der bisherigen Bestimmungen berufenen Richter des Obersten Gerichts in den Ruhestand, ausgenommen die vom Justizminister genannten.“ Damit kann sich Justizminister Ziobro mit einem Schlag alle sich der Justizreform widersetzenden Richter entledigen und dieses Verfassungsorgan mit ihm genehmen Richtern neu besetzen, steht ihm doch nach dem neuen Gesetz das alleinige Ernennungsrecht der Richter am Obersten Gericht zu.

Ein Argument, dessen sich PiS zur Begründung dieser radikalen Justizreform bedient, ist der durch nichts bewiesene Vorwurf, die Gerichte, allen voran das Oberste Gericht, seien eine „postkommunistische Bastion“, die es zu beseitigen gelte: „Zumal sich das Oberste Gericht besonders hervorgetan hat, wenn es darum gegangen sei, Personen, die dem alten System gedient haben, zu verteidigen.“ Daher sei „ein breiter personeller wie struktureller Umbau des Justizwesens erforderlich.“¹⁰ Ein wichtiger Teil dieses Umbaus ist die neue Kammer für Disziplinarverfahren. Mit ihr hat sich die regierende Kaczyński-Partei ein Instrument verschafft, um gegen vermeintliche „postkommunistische“ oder ansonsten missliebige Richter vorgehen zu können.

In der weiterhin geltenden Verfassung ist in Artikel 10 ausdrücklich die Gewaltenteilung zwischen Legislative, Exekutive und Judikative festgeschrieben. Für eine neue Konstitution, für die Präsident Duda den Weg mittels eines Referendums freimachen möchte, gibt es bereits einen ironisch-bitteren

⁹ Andrzej Stankiewicz, Prezes prezesem sądów (Der (Partei)präses ist Präses der Gerichte), Tygodnik Powszechny v. 21. 07. 2017, S. 12.

¹⁰ Ebd.

Änderungsvorschlag. Artikel 10 solle in Zukunft lauten: „Die gesetzgebende Gewalt übt „Recht und Gerechtigkeit“ aus, die ausführende Gewalt „Recht und Gerechtigkeit“ und die richterliche Gewalt „Recht und Gerechtigkeit“.“¹¹

Das Veto des Präsidenten

Mit der Verabschiedung der drei Gesetze waren diese allerdings noch nicht in Kraft getreten. Dazu bedurfte es der Unterschrift des Präsidenten. Nachdem er bisher keine Skrupel gezeigt hatte, Gesetze zu unterschreiben, die von juristischen Autoritäten als nicht verfassungskonform bezeichnet worden waren, glaubte kaum einer daran, dass er in diesem Fall von seinem Vetorecht Gebrauch machen werde. So war die Überraschung bei der Opposition groß, die Empörung bei PiS gewaltig, als Präsident Andrzej Duda am 24. Juli zu einer Pressekonferenz in den Präsidentenpalast einlud und erklärte: „Das Gesetz über den Landesjustizrat und über das Oberste Gericht sind kein Bestandteil des polnischen Rechtssystems.“ Er bedauerte zudem, dass ihm der Gesetzesentwurf zum Obersten Gericht nicht vorgelegt wurde und ihm daher eine Konsultation in dieser Sache unmöglich war. Allerdings hält auch er eine Justizreform für notwendig, jedoch eine, „bei der es nicht zu einer Spaltung von Gesellschaft und Staat kommt.“ Er kündigte an, seinerseits eine solche von Experten zu erarbeitende Gesetzesvorlage im Laufe der nächsten Monate einzubringen.

Das Veto des Präsidenten hat den Plan von PiS durchkreuzt, noch unmittelbar vor der Sommerpause diesen wichtigen Teil ihrer Justizreform abzuschließen. Damit ist der nächste Akt dieses nationalen Dramas auf den Herbst vertagt.

Was konnte den Präsidenten zu seinem Veto bewogen haben? Sicher die Massenproteste in über hundert polnischen Städten, teilweise auch im Ausland, auf die er selbst Bezug nimmt, indem er während der Pressekonferenz auf die „gewaltigen Konfrontationen“ verwies, die eine „schnelle und entschiedene Reaktion“

erforderlich gemacht hätten. Aber es ging ihm wohl auch um seine eigene Machtstellung, die durch die enorme politische Aufwertung von Justizminister Zbigniew Ziobro eine Beeinträchtigung erfahren würde. Es wird auch schon spekuliert, das Veto des Präsidenten sei der Anfang des Versuchs, gegen den radikalen Kurs von Kaczyński eine gemäßigte rechtskonservative Formation zu bilden. Erste Anzeichen dazu gibt es. Möglicherweise ist auch das Dankschreiben, das Erzbischof Stanisław Gądecki, der Vorsitzende der Polnischen Bischofskonferenz, an Präsident Duda nach dessen Vetoentscheidung richtete, das Signal einer kirchlichen Unterstützung eines solchen Versuchs. Doch letztlich könnte das Veto des Präsidenten durch die Sorge bedingt sein, bei einem künftigen Machtwechsel als Hauptverantwortlicher für die Verfassungsbrüche zur Rechenschaft gezogen zu werden, zumal ihm die Demonstranten mit ihren Transparenten bei jeder Gelegenheit vor Augen führen, dass er einmal hinter Gittern landen werde.

Im Übrigen war Präsident Duda in der Wahrnehmung seines Vetorechts nicht konsequent. Das dritte, die allgemeinen Gerichte regelnde Gesetz, das gleichfalls der Gewaltenteilung widerspricht, hat er trotz der Massenproteste unterzeichnet. So bleibt in der Gesellschaft das Misstrauen ihm gegenüber, und es ist unklar, welche Rolle Präsident Duda in dieser Staatskrise in Wahrheit spielt. Die ist jedenfalls durch sein Veto keineswegs gelöst.

Ministerpräsidentin Beata Szydło und Jarosław Kaczyński lassen keinen Zweifel daran aufkommen, dass sie die Justizreform in ihrem Sinn verwirklichen werden, sei es gegen den Präsidenten, sei es mit ihm. Auch die Ankündigung der EU-Kommission, Polen in Anwendung des Artikels 7 des EU-Vertrags von Lissabon möglicherweise das Stimmrecht im Ministerrat zu entziehen, lässt sie unbeeindruckt. Was Kaczyński von der Europäischen Union und ihren Institutionen hält, das hat er in zahlreichen Äußerungen unmissverständlich zum Ausdruck gebracht, jüngst im Fernsehsender von Pater Rydzyk, in dem er sich nach dem Veto des Präsidenten erstmals wieder zu

¹¹ Marcin Marczak, *Bez sądu (Ohne Gericht)*, ebd., S. 15.

Wort meldete. Am 27. Juli erklärte er dort, das Europaparlament bestehe aus Menschen, „die das Christentum hassen, besonders den Katholizismus“ und dass sie „in Polen die Verkörperung des Bösen sehen, weil es katholisch ist.“ Mit einer solchen Aussage hebt der Chef von PiS am Ende noch seine allen demokratischen Rechtsprinzipien Hohn sprechende Justizreform in den Rang eines Instruments zur Verteidigung des Christentums und macht sich selbst zum Retter des katholischen Polen. Und was die Massenproteste betrifft, so ist es nicht ausgeschlossen, dass die Regierung gegen sie repressive Maßnahmen ergreifen wird. So jedenfalls lässt sich eine Aussage von Kaczyński deuten, sie seien „reiner Staatsstreich, reiner Staatsverrat. Ich weiß nicht, warum sich die Justiz bisher nicht damit befasst hat.“¹²

Die Haltung der Kirche

Die Einstellung der polnischen Kirche gegenüber dem „guten Wandel“ der regierenden Kaczyński-Partei war bislang von Zurückhaltung, ja von Wohlwollen geprägt. Allerdings könnte der Anschlag auf die Gewaltenteilung einen Wendepunkt in ihrer Haltung bedeuten. Bezeichnend ist jedoch, dass zunächst katholische Laien und nicht die Bischofskonferenz zu den Vorgängen Stellung nahmen. So richtete am 21. Juli der Vorstand des Warschauer Klubs Katholischer Intelligenz (KIK) einen dringenden Appell an die Bischofskonferenz, zu dem von PiS betriebenen Wandel des politischen Systems „aus christlicher Sicht der Menschenrechte und der dem Menschen gebührenden Freiheit entschiedene Stellung zu beziehen.“ Der Vorstand verweist darauf, dass sowohl die Kirche als auch Papst Johannes Paul II. mit ihrer Autorität zur Errichtung eines demokratischen Rechtsstaates in Polen beigetragen haben. Dabei sei die nach Jahrzehnten kommunistischer Herrschaft zurückgewonnene Autonomie der Gerichte die Garantie zur Wahrung der Demokratie und der bürgerlichen Freiheiten nach 1989. Eine nicht durch die Verfassung beschränkte Legislative und Exekutive würden zu einem „Autoritarismus führen, der die Bürger ihrer Rechte beraubt, wie

diese sich u. a. aus der Lehre der katholischen Kirche ergeben.“ Der Vorstand des Warschauer KIK erwähnt zudem den „mit dem Systemwandel verbundenen, sich verbreitenden Hass, der die Spaltung der Gesellschaft vertieft.“ Er ist der Überzeugung, „dass eine klare Stellungnahme der Konferenz des Polnischen Episkopats in diesen Fragen von großem Nutzen für das Vaterland und die ganze Kirche sein wird.“ Mit Bedacht begründet der Vorstand des Warschauer KIK seine Intervention mit der Lehre der Kirche, welche die Bischöfe zu einer Stellungnahme verpflichtet und ihnen einen Rückzug auf die Position politischer Neutralität nicht erlaubt.

Ob dieser Appell bei der Bischofskonferenz Wirkung gezeigt hat, ist eine offene Frage. Jedenfalls richtete am 24. Juli 2017 Erzbischof Stanisław Gądecki, der Vorsitzende der Polnischen Bischofskonferenz, an Präsident Andrzej Duda ein Schreiben¹³, in dem er sich dafür bedankt, dass der Präsident von seinem Vetorecht Gebrauch gemacht und so die Gesetze zum Landesjustizrat und zum Obersten Gericht gestoppt hat. Zur Begründung seines Standpunkts beruft sich Gądecki ausdrücklich auf die katholische Soziallehre, welche die Demokratie als politisches System besonders schätze. Kern des Schreibens ist die Aussage, dass „eine authentische Demokratie nur in einem Rechtsstaat möglich ist.“ Unter Hinweis auf Papst Johannes Paul II. betont Gądecki zudem die für eine „funktionsfähige Demokratie“ notwendige Gewaltenteilung. Vorangegangen war am 18. Juli, während im Sejm die umstrittenen Gesetze behandelt wurden, eine Stellungnahme des Pressesprechers der Polnischen Bischofskonferenz: „Die Kirche appelliert an sämtliche politische Gruppierungen, dass sie eine Verständigung anstreben, die das Wohl Polens und seiner Bürger zum Ziel hat.“ Er beklagte, „dass die öffentliche Debatte immer häufiger in Richtung von Konfrontation und Konflikt verläuft.“ Der Pressesprecher berief sich auf die Rede von Papst Johannes Paul II. vor dem Sejm aus

¹² Andrzej Stankiewicz, a.a.O.

¹³ Michał Wilgocki, Zamach PiS na sądy. Czy Kościół wpłynął na prezydenta Dudę? (Der Anschlag von PiS auf die Gerichte. Hat die Kirche Präsident Duda beeinflusst?) Gazeta Wyborcza v. 27. 07. 2017.

dem Jahr 1999, aus der er die Worte zitierte: „Die vor dem demokratischen Staat stehenden Herausforderungen verlangen eine solidarische Zusammenarbeit aller Menschen guten Willens – unabhängig von ihrer politischen und weltanschaulichen Einstellung.“

Einen Tag später äußerte sich der Primas Polens, Erzbischof Wojciech Polak. Er forderte anstelle der Emotionen „einen auf den Fundamenten des demokratischen Rechtsstaats basierenden Dialog“ und rief dazu auf, „die weitreichenden Folgen einer jeden Reform nicht aus den Augen zu verlieren.“ Auch wenn die Kaczyński-Partei nicht ausdrücklich als Adressat dieser Mahnungen genannt wird, so dürften doch diese Aussagen belegen, wer mit ihnen zweifelsfrei gemeint ist, zumal am 22. Juli im L'Osservatore Romano über die Situation in Polen zu lesen war, der Sejm habe eine „kontroverse Justizreform angenommen, die de facto die Autonomie des Gerichtswesens liquidiert.“

Mit diesen Äußerungen hat Polens katholische Kirche in dem zwischen Regierung und Präsident entbrannten Streit klar Stellung bezogen. Damit dürfte sich allerdings die durch diese Staatskrise ausgelöste tiefe Spaltung innerhalb der Gesellschaft nun auch auf die Kirche auswirken.

Dass dem so ist, wurde wenige Tage später deutlich, als sich nach einer kurzen Phase des Schweigens erstmals wieder Jarosław Kaczyński meldete, und zwar, bewusst gewählt, in dem Pater Rydzyk eigenen Fernsehsender Trwam. Er sei vom Veto des Präsidenten überrascht worden, und er macht ihm den Vorwurf, dadurch eine Krise ausgelöst zu haben. Ohne das Dankschreiben des Vorsitzenden der Bischofskonferenz zu erwähnen, zeigt er sich trotz des Vetos entschlossen, die Justizreform ohne Abstriche durchzusetzen und dies gemeinsam mit dem Präsidenten. Die „völlige Säuberung des Gerichtswesens vom Kommunismus“ sei eine Notwendigkeit. Wer hier behauptete, die Justizreform würde gegen die Konstitution verstoßen, bediene sich der „Goebbels-Propaganda“.

Die Einleitung des Sanktionsverfahrens seitens der EU-Kommission nutzt Kaczyński zu einem Frontalangriff auf das

Europaparlament, um sich auf diese Weise mit seiner Justizreform zum Retter des katholischen Polen aufzuschwingen: Dieses Parlament sei eine Ansammlung von Menschen, „die das Christentum hassen, insbesondere den Katholizismus“, und die „in Polen die Verkörperung des Bösen sehen, weil es katholisch ist.“ Auch andere PiS-Politiker, zumal Justizminister Ziobro, haben in den Medien von Pater Rydzyk Stellung bezogen und den Präsidenten wegen seines Vetos scharf attackiert. Damit erweist sich der von der PiS-Regierung vorangetriebene „gute Wandel“ als eine auch innerkirchliche Sprengkraft, die sich für Polens katholische Kirche als verheerend erweisen könnte.

Theo Mechtenberg

Charismatische Bewegung in Polen

Das kirchliche Leben in Polen ist vielfältiger, als es auf den ersten Blick erscheint. Es gibt nicht nur die „normalen“ Gemeinden mit ihren Sonntagsgottesdiensten, den besonderen Festen und Andachten im Verlauf des Kirchenjahres, nicht nur Prozessionen und Wallfahrten, es gibt auch zahlreiche kirchliche Gemeinschaften, die sich karitativen Aufgaben widmen oder um eine Vertiefung und Erneuerung des Glaubens bemüht sind. Zu den letzteren zählt die „Bewegung zur Erneuerung im Heiligen Geist“.¹⁴ Sie umfasst einige tausend Mitglieder und an die 200 000 Sympathisanten. Täglich finden landauf, landab bei vollen Sälen und Kirchen charismatische Zusammenkünfte, Gebetstreffen, Exerzitien, Vorträge und Messen statt.

Das Wirken der Charismatiker

¹⁴ Mariusz Sepoło, Liderzy Duchy (Führer des Geistes), Tydzień Powszechny v. 4.06.2017.

Besonders spektakulär sind die Auftritte des ugandischen Priesters John Bashobora. Selbst Vollwaise, kümmert er sich in seiner Heimat um elternlose Kinder, für deren Bildung er durch Errichtung von Schulen sorgt. Sein Kontakt zur charismatischen Bewegung geht auf das Jahr 1972 zurück, als er in Rom mit einer pneumatologischen Arbeit promovierte. Seit 2007 kommt er auf Einladung des Warschauer Bischofs Henryk Hoser Jahr für Jahr nach Polen, hält Exerzitien, leitet in zahlreichen Städten Gebetstreffen und Konferenzen und füllt ganze Fußballstadien mit seinen Gottesdiensten, wodurch seine öffentlichen Auftritte jeweils zu einem Medienereignis werden. Ihm geht der Ruf voraus, Kranke zu heilen, ja sogar Tote erweckt zu haben, was ihm natürlich eine große Anziehungskraft verleiht. Er versteht es, eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich jeder von Jesus unmittelbar berührt fühlt und Menschen in Ekstase geraten.

John Bashobora ist nicht der einzige Charismatiker, der in Polen Aufmerksamkeit erregt. Vor einiger Zeit schaffte es der 25-jährige charismatische Heiler Mariusz Zieliński, in das Fernsehstudio des populären Morgenmagazins eingeladen zu werden. Dort gab er zu Protokoll, als Halbwüchsiger seine Bekehrung erlebt und intensiv darum gebetet zu haben, von Gott die Heilungsgabe zu erhalten. Nichts sei zunächst geschehen. Erst als er gesagt habe, „das ist nun mal der Wille Gottes“, hätten sich mit der Heilung einer Frau erste Effekte gezeigt.

Heilungen spielen denn auch bei den polnischen Charismatikern eine besondere Rolle. Und die Hoffnung, gesund zu werden, dürfte der besondere Grund für den Zulauf sein, dessen sich die Charismatiker erfreuen. Und hier zeigt sich eine personelle wie inhaltliche Überschneidung mit den Exorzisten.¹⁵ Einer von ihnen, der Krakauer Franziskaner Teodor Knapczyk, hält in ganz Polen mehrmals in der Woche derlei Heilungsmessen. Während des Gottesdienstes legt er jedem die Hände auf. Manche sind gerührt, haben Tränen in den Augen, andere sinken ohnmächtig zu Boden. Auch Gesunde treten vor, weil sie

sich „Kraft und Energie versprechen, die es eben in den Sonntagsmessen nicht gibt.“

An Heilungen mangelt es offenbar nicht. Das Internet ist voller Berichte von Menschen, die entweder Zeuge von charismatisch bewirkten Heilungen waren oder solche selbst erfahren haben. Mit Magie habe dies nichts zu tun, erklärt P. Knapczyk: „ich habe keinerlei Macht. Gott ist es, der durch mich heilt. Die wahre Kraft kommt aus Glaube, Liebe und Gebet.“

Nicht alle Charismatiker gehören der „Bewegung zur Erneuerung im Heiligen Geist“ an. So gibt es eine von Anna Saj gegründete „Armee der Kinder“. Von einer „Armee“ kann allerdings nicht die Rede sein, zählt ihre Gemeinschaft doch lediglich 100 Mitglieder, unter ihnen ihre sechs Kinder. Auch sie lädt überall in Polen zu Versammlungen ein, Eltern mit Kindern, Jugendliche, alte Menschen. Bei diesen Treffen geht es fröhlich und spontan zu, voller Enthusiasmus für Jesus. Dabei soll jeder zu der Erkenntnis gelangen, welchen Lebensplan Gott für ihn hat, damit er vom Heiligen Geist geleitet wird.

Nach ihrer Berufung befragt, sagt Anna Saj, ihr Charisma habe sich auf ganz natürliche Weise gezeigt, und sie sei der Überzeugung, dass Gott durch sie wirken möchte.

Was die Popularität der Charismatiker betrifft, so muss diese wohl als ein Zeichen der Unzufriedenheit mit einem weitgehend rituellen und kanonisierten, in festen Bahnen verlaufenden kirchlichen Leben gewertet werden; auch als Ausdruck eines geistigen Hungers, besonders unter der Jugend, sowie des Verlangens nach religiöser Erfahrung an Stelle bloßer Belehrung.

Wie stehen Polens Bischöfe zu den charismatischen Aktivitäten?

Spätestens seit dem römischen Pfingsttreffen 2017 mit Papst Franziskus aus Anlass des 50-jährigen Bestehens der charismatischen Bewegung dürfte ihre grundsätzliche kirchliche Anerkennung außer Frage stehen. Doch Polens Bischöfe halten sich noch in ihrer Bewertung zurück. Manche sind der charismatischen Bewegung gegenüber positiv eingestellt, andere unentschieden oder skeptisch. Mit Vorbehalten haben bislang der Erzbischof der Diözese von Tschenschostochau, der Oppelner Ordinarius sowie die Kurie von

¹⁵ Vgl. meinen Beitrag, Exorzisten auf dem Vormarsch, imprimatur 8/2013.

Płock reagiert. Sie warnten ihre Gläubigen vor dem charismatischen Priester Daniel Galus und seiner Gemeinschaft „Liebe und Barmherzigkeit“. Die in ihrem Zentrum regelmäßigen, mit speziellen Gebeten um Heilung und geistige Befreiung verbundenen Treffen sind gut besucht. Doch dies alles ohne bischöfliche Beauftragung. Eine Kommission soll nun die Aktivitäten der Gemeinschaft, die zudem eine Zeitschrift herausgibt und über eine Stiftung verfügt, überprüfen. Inzwischen mehren sich Stimmen, welche die Bischofskonferenz auffordern, ein für alle Diözesen verbindliches Dokument zu verabschieden, das sich mit der charismatischen Bewegung in Polen befasst und bestimmte Kriterien für ihre kirchliche Anerkennung festlegt.

Theologische Begründung der charismatischen Bewegung

Die charismatische Bewegung bedarf einer theologischen Begründung und Rechtfertigung. Einen solchen Versuch bietet der Beitrag des für Glaubensfragen zuständigen Redakteurs Piotr Sikora vom Krakauer Tygodnik Powszechny.¹⁶ Er geht davon aus, dass fast allen religiösen Anfängen, ob im Judentum, im Christentum, im Islam oder im Hinduismus, eine religiöse Erfahrung zugrunde liegt. Doch mit der Zeit würde die „geistige Temperatur der Anfänge“ erkalten und an ihre Stelle ein „System von Lehren, Ritualen und moralischen Vorschriften treten.“ Doch die Sehnsucht nach der ursprünglichen Erfahrung könne im „Heute und Jetzt“ wieder aufbrechen. Für die Kirche gelte, dass „der erste Impuls, ohne den es kein Christentum geben würde, die Erfahrung vom Empfang des Geistes ist.“ Somit sei die Kirche ihrem Wesen nach eine charismatische Gemeinschaft, was sich im Übrigen durch eine Vielzahl an Textstellen in den paulinischen Briefen belegen lasse. Insofern „die Bewegung zur Erneuerung im Heiligen Geist an die charismatischen Texte des Neuen Testaments anknüpft [...] und die Mitglieder ihrer Gemeinschaften zu einem intensiven religiösen Erleben anleitet“, habe sie ihre Berechtigung.

¹⁶ Piotr Sikora, Ten, który przemika wszystko (Der, der alles durchdringt), Tygodnik Powszechny a.a.O.

Allerdings sieht Sikora drei ihr drohende Gefahren: eine allzu starke Konzentration auf Heilungen, eine übermäßige Emotionalität sowie eine rein innerkirchliche Beschränkung der Wirksamkeit des Heiligen Geistes.

Gerade angesichts der Beliebtheit der Heilungsgottesdienste bestehe die Gefahr einer auf den bloßen persönlichen Nutzen reduzierten „unreifen Religiosität“, bei der man als Gegenleistung für seine Frömmigkeit die leibliche Gesundheit erwarte. Hier seien die Charismatiker, die solche Gottesdienste anbieten, in der Pflicht, den Menschen klar zu machen, was sie selbst intern betonen, nämlich „dass physische Gesundheit lediglich Zeichen und Impuls dafür ist, in eine Verbindung mit Gott einzutreten und diese zu vertiefen.“

Ein Spezifikum charismatischer Gottesdienste ist ihre Emotionalität, wie sie in den Gesängen, den Gebetsrufen und der Aufforderung, zur Erhebung des Geistes den Leib in rhythmische Schwingungen zu versetzen, zum Ausdruck kommt. Auch wenn es, wie Sikora anmerkt, nicht darum gehe, derlei Emotionen zu verurteilen, so würden diese doch, wie die Mystiker des geistlichen Lebens stets betont hätten, zu einem „Hindernis für eine authentische Gottesbegegnung“, falls sie die Oberhand gewännen. Er zitiert in diesem Zusammenhang die Aussage eines Studenten: „Bei einem charismatischen Gebetstreffen widerfuhr es mir einmal, dass ich mich wie auf einem Rockkonzert fühlte. Wie kann ich erkennen, ob ich in beiden Fällen Gott erfahre oder dass es sich um gänzlich verschiedene Dinge handelt?“ Für besonders gefährlich hält Sikora eine rein innerkirchliche Beschränkung der Wirkung des Heiligen Geistes bei gleichzeitiger Annahme geistlicher Bedrohung durch die Außenwelt. Insbesondere den Messen und Gebeten um geistige Befreiung würde oft eine, zumal von Exorzisten vertretene Theologie zugrunde liegen, „in der alles außerhalb des rein christlichen Bereichs als dem Wirken Satans unterworfen erscheint.“ Gegen die Auffassung, das Wirken des Heiligen Geistes beschränke sich allein auf die Kirche, verweist Sikora darauf, dass er alles umfasst und alles durchlebt (Weisheit 1,7; Joh 3,8; Apg 17,28). Auch Johannes Paul II. habe in seiner Enzyklika

Redemptoris missio die These einer universalen Präsenz und Aktivität des Heiligen Geistes vertreten, „indem er in den religiösen Initiativen sowie in den menschlichen, auf die Wahrheit, das Gute und auf Gott ausgerichteten Bemühungen präsent ist.“ (RM 28-29)

Die von Sikora angeführten Gefährdungen der charismatischen Bewegung sind nicht bloß theoretischer Natur. Sie verlangen vielmehr eine kritische Überprüfung der unterschiedlichen charismatischen Gruppierungen und Aktivitäten in Polen, die nur unter der Voraussetzungen ihrer Beachtung eine Erneuerung im Heiligen Geist bewirken können.

Theo Mechtenberg

Gedenken an den Warschauer Aufstand im Zeichen der Deutschfeindlichkeit

Jahr für Jahr erinnern sich die Polen an den 1. August 1944. Es ist der Tag, an dem in Warschauer der Aufstand gegen die deutschen Besatzer seinen Anfang nahm. Nach 63 Tagen erbitterter Kämpfe kapitulierten die Aufständischen vor der deutschen Übermacht. Die Bilanz: Über 200 000 Tote und eine zerstörte Stadt.

Es ist verständlich, dass die Tragödie dieses Heldenkampfes tief im nationalen Bewusstsein verankert ist und Teil der Gedächtniskultur bildet. Doch mit Befremden nimmt der Beobachter den antideutschen Trend zur Kenntnis, der in diesem Jahr die Erinnerung an den Aufstand bestimmt. Die rechtskonservativen Zeitungen titelten: „Deutsche, verfälscht nicht die Geschichte.“ Und in den Untertiteln war zu lesen, dass Hitler demokratisch gewählt worden sei und seine Enkel die Polen, bitte schön, nicht über Demokratie zu belehren hätten. Und die rechtsextreme ONR, die unter der PiS-Regierung einen deutlichen

Aufschwung erlebt, zog mit der dem Aufstand entliehenen Parole „Jedem Deutschen eine Kugel“ durch Warschaus Straßen.

Derlei Töne bilden die Begleitmusik zu einer Initiative, mit der PiS bereits während ihrer kurzen Regierungszeit vor gut einem Jahrzehnt gescheitert ist. Erneut will man versuchen, Deutschland für die Kriegsverwüstungen im Zweiten Weltkrieg haftbar zu machen. Eine Expertengruppe soll eine entsprechende Klage auf Reparationsleistungen vorbereiten. Ob man wirklich glaubt, in einem zweiten Anlauf mit dieser Forderung Erfolg zu haben? Oder ist die zu erwartende Niederlage bereits kalkuliert. Denn auch aus ihr lässt sich nationales Kapital schlagen und das eigene Elektorat durch Anheizen einer antideutschen Stimmung möglicherweise mehren, um so die Voraussetzungen für eine Wiederwahl nach Ablauf der Regierungszeit zu verbessern. Die Propaganda von PiS tut so, als gäbe es inzwischen keine andere, deutschfreundliche Erinnerungskultur, nicht den Briefwechsel der Bischöfe am Ende des Konzils als Grundlage beiderseitiger Versöhnung, nicht die zahlreichen Hilfssendungen nach Verhängung des Kriegsrechts, nicht die bereitwillige Aufnahme von Akteuren der Solidarność, nicht die inzwischen gewachsenen vielen deutsch-polnischen Freundschaften. Das alles stellt PiS bedenkenlos um des eigenen Machterhalts aufs Spiel.

Diese deutschfeindliche Propaganda zielt zugleich gegen die angeblich dem Einfluss der Bundesrepublik unterliegende Europäische Union. Ohne sie, so scheint man zu glauben, sei die EU-Kommission nicht in der Lage gewesen, das Sanktionsverfahren gegen Polen zu eröffnen. Dazu macht man denn auch gleich Frans Timmermans zu einem Deutschen. Und was die als „Putsch“ bezeichneten jüngsten Demonstrationen gegen die Aufhebung der Gewaltenteilung betrifft, so sei das dafür nötige Geld vom deutschen Finanzminister geflossen. Auch Verteidigungsminister Antoni Macierewicz bedient sich der Verschwörungstheorie, indem er behauptet, die Proteste seien vom Westen initiiert worden. Der verfolge das Ziel, „einen einzigen liberalen Staat, eine einzige ganz Europa umfassende liberale

Formation zu schaffen, in der wir Polen die Rolle einer helfenden Hinterhand spielen sollen, dazu da, Geld zu beschaffen, ein Polen, das man plündern, ausrauben und ausbeuten kann.“ Auch dies eine der zahlreichen durch nichts bewiesenen, ja geradezu abwegigen Behauptungen, die dazu dienen, die eigenen absurden Argumente zu begründen und zu rechtfertigen. Dieser Zusammenhang wird nicht einmal verschleiert, wenn Macierewicz etwa aus der Behauptung, die EU führe gegen Polen einen „hybriden Krieg“, das Recht ableitet, „gegen sie die gleiche Methode anzuwenden.“

Wie soll die deutsche Seite auf diese deutschfeindliche Aggressivität von PiS reagieren? Am besten gar nicht.

Quelle: Paweł Wroński, PiS na wojnie z Niemcami. Propagandowa układanka obosy władzy (PiS führt Krieg mit den Deutschen. Ein Propagandapuzzle des Regierungslagers), Gazeta Wyborzca v. 02.08.2017.

Horst Hohmann

Südafrika: Die Verschwörung der Ndebele- Frauen

Erhobenen Hauptes und wehrhaft möchte Franzina Ndimande bis in ihre alten Tage durchs Leben gehen. Das hat sie vor Jahren ihrer Mutter versprochen. „Und selbst wenn ich wollte“, sagt sie schmunzelnd, „könnte ich den Kopf nicht hängen lassen.“

Dafür sorgt nämlich eine fast zehn Zentimeter hohe „Halskrause“ aus Kupferringen. Der metallene Schmuck sei aber keineswegs nur Zugeständnis an die weibliche Eitelkeit, sagt die Malerin: „Wir Ndebele-Frauen wollen damit auch zum Ausdruck bringen, dass wir für alle Notfälle gerüstet sind. Auf eine starke Zeichensprache haben wir uns schon immer gut verstanden.“

Ehemann Msanna Ndimande nickt bedeutungsvoll, so als wolle er die ahnungslosen Fremden warnen, am kämpferischen Naturell der Mutter seiner neun Kinder zu zweifeln. Stumm und sichtlich verlegen reagiert er dann aber, als Franzina den Besuchern mitteilt, dass die Ndebele-Männer eigentlich noch nie sehr mutig gewesen seien. Und mit einem herausfordernden Blick auf Msanna fragt sie: „Oder haben wir euch nicht immer gezeigt, wo´s langgeht?“

Im warmen Licht der Nachmittagssonne, die in ihr weiß getünchtes Atelier fällt, betrachtet Franzina Ndimande fast verliebt die geometrischen Farbkompositionen, mit denen sie gerade ein riesiges Straußenei überzogen hat. Ihre ruhige Hand zeichnet die letzten Linien nach. Dann setzt sie das Prachtstück auf einen eigens präparierten Ständer.

Harmonie, so erklärt sie, sei bei der Dekorationsmalerei das allerwichtigste – Farben, die sich wie in einem Kaleidoskop spielerisch ergänzen. Linien, die trennen und doch verbinden. „Das ist typisch für unser künstlerisches Schaffen“, resümiert die angesehene Malerin und vermutet dahinter das „leidenschaftliche Bedürfnis“ der Frauen, Widersprüche zu versöhnen und Gegensätze abzubauen.

Schade findet es die aus dem Königshaus der Ndebele stammende Prinzessin nur, dass der politische Hintergrund der Frauen-Kunst weitgehend in Vergessenheit geraten sei. „Sie wurde schon im vorletzten Jahrhundert zu unserer bevorzugten Waffe im gewaltlosen Widerstand gegen die neuen Herren des Landes“, verkündet Franzina stolz. Trauriger Anlass und Geburtsstunde für die „bunte Verschwörung“ der Ndebele-Frauen sei die verheerende Niederlage ihres Volkes gewesen, als sich die Ndebele 1883 im östlichen Transvaal den übermächtigen Buren beugen mussten.

Untergangsstimmung herrschte damals. Die Mehrzahl der Männer war zur Zwangsarbeit eingezogen worden und unterlag in der Fremde einem strikten Versammlungsverbot. Selbst kultische Zusammenkünfte wurden mit Gefängnisstrafen geahndet. Nie mehr, so befürchtete man zunächst, würden die Dorfbewohner ihre heiligen Fruchtbarkeitsriten feiern können.

In dieser Phase kollektiver Verzweiflung und Angst um die Zukunft des Stammes sorgten die Frauen schließlich für eine entscheidende Wende: sie übernahmen an Stelle der Männer alle Leitungsfunktionen des traditionellen Ndebele-Kults und vereinbarten, fortan die Außenwände ihrer Lehmhäuser mit weit sichtbaren Farben und Bildern zu bemalen. Stilisierte Umrisszeichnungen von Kraftwerken und feuerspeiende Kanonen erschienen auf den Fassaden. Silhouetten von Festungen appellierten an die gedemütigte Nation, für den Bestand der eigenen Kultur entschlossen zu kämpfen.

Sogar ihre perlenbestickten Umhänge sowie ihre Stirnbänder und Armreifen machten die Frauen in den folgenden Jahren zu Instrumenten des stillen Protests. „Wenn die Ndebele-Frauen herausgeputzt und selbstbewusst in eine der fernen Städte führen, hatten die Männer unseres Volkes, die dort in Bergwerken und Fabriken arbeiteten, natürlich allen Grund sich zu brüsten“, erzählt Franzina Ndimande. „Ja, sie empfanden den Anblick ihrer phantasievoll gekleideten Frauen wie einen großen Farbtupfer in ihrem tristen Sklaven-Alltag und als einen Beweis für die einzigartige Würde unseres Stammes.“

Dank ihrer Frauen hatten die Ndebele dann auch in den 1970-er Jahren viel Glück im Unglück. Auf der kargen Hochebene nordöstlich von Pretoria waren sie ins neu geschaffene Homeland KwaNdebele verbannt worden. Die vom Apartheid-Regime verordnete Umsiedlung stürzte die meisten Familien in bitterste Armut. Um mit ihren Kindern zu überleben, begannen Franzina, ihre Nachbarin Ester Mawangu und viele andere Frauen Perlenschmuck und abstrakte Gemälde in den Touristenzentren der südafrikanischen Republik zu verkaufen.

Unvergesslich bleibt Franzina der Tag, als Pater Richard ihr vorschlug, die Pfarrkirche St. Elisabeth in Maphogo auszumalen. Begeistert habe sie das Angebot angenommen, weil sie sich ein paar zusätzliche Rand verdienen konnte. „Aber noch glücklicher war ich angesichts der täglichen Gewalt in unserem Land über das plötzliche Privileg, eine Oase des Friedens künstlerisch ausgestalten zu dürfen“, hebt sie nachträglich mit großem Stolz hervor.

Trotz zahlreicher Ausstellungen in südafrikanischen Galerien und internationalem Renommee hat es Franzina Ndimande nach eigenem Bekunden nie versäumt, Anerkennung für alle Kampfgefährtinnen im heimischen KwaNdebele einzufordern. Denn sie ist überzeugt: „In schwierigen Zeiten haben wir gemeinsam Farbe bekannt.“

Es sei für sie darum auch immer wieder ermutigend gewesen, berichtet die Malerin, dass insbesondere bei ihren Besuchen in Deutschland und in den Niederlanden das gesellschaftliche Engagement der Ndebele-Frauen gelobt wurde. „Meine Freunde in Berlin und Maastricht hoben in ihren Sympathiekundgebungen u.a. immer unseren denkwürdigen Marsch auf Pretoria hervor, bei dem wir 1986 die Absetzung der Marionettenregierung von KwaNdebele forderten. Wir hatten spontan ein künstlerisches Happening organisiert, ohne zu wissen, was ein Happening ist.“

Nicht einmal im Traum hätten sich Franzina und ihre Mitstreiterinnen während ihrer Proteste gegen die weißen Rassisten vorzustellen gewagt, dass sie eines Tages unter einer neuen Flagge leben würden, deren Design auf ihre Kunst zurückgeht. „Eine große Ehre und Genugtuung für uns alle“, stellt die Adelige zufrieden fest. Für die jüngere politische und gesellschaftliche Entwicklung unter den Nachfolgern Nelson Mandelas hat Franzina Ndimande nur ein trauriges Kopfschütteln übrig. Immer häufiger, so bedauert sie, stünde Eigennutz vor Gemeinwohl, und immer häufiger sei zu beobachten, „wie die Menschen in unserem Land ihre Seele und ihre reiche Kultur verkümmern lassen.“ Und sie fügt hinzu: „Es ist kälter geworden in Südafrika, und viele unserer Landsleute haben – bildlich gesprochen – keine Winterkleidung mehr im Schrank!“

In ihrer eigenen Familie hat die Künstlerin vorgesorgt. Alle ihre sechs Töchter haben das Malen und Perlenknüpfen von der Pike auf gelernt und wurden von kleinauf in die Lebensweisheiten der Ndebele-Tradition eingeführt. Vor allem erinnerte sie die Mutter immer wieder daran, dass Menschen, die nicht wissen, wo sie herkommen, bald schon nicht mehr wissen, wohin sie gehen.

Willi Knecht

Der Glaube und die Kultur der Menschen in den Anden (Cosmovisión andina)

In seinem Beitrag über den Glauben und die Kultur der Menschen in den Anden (Peru, Bolivien, Ekuador) wirft Willi Knecht u.a. die Frage auf, inwieweit die spirituellen Grundlagen der andinen Kultur Auswege aus der Sackgasse aufweisen könnten, in die uns die "Kosmovision" (Philosophie, Theologie, Wirtschaft) des christlichen Abendlands weltweit geführt hat. In der kommenden Ausgabe von "imprimatur" wird der Autor über die nachkonziliare Entwicklung der andinen Kirche berichten.

Vorbemerkungen

a) Wenn auf wesentliche Unterschiede zur europäischen Kultur hingewiesen wird, dann nicht im Sinne einer Abgrenzung. Vielmehr soll angesichts der Übermacht eines universellen Anspruchs der abendländischen Tradition die Andersartigkeit der andinen Tradition als eine Wirklichkeit dargestellt werden, die das Leben der Menschen noch heute - oft verfremdet und rudimentär - bestimmt.¹ Es geht auch nicht um eine Idealisierung der andinen Kosmovision, im Gegensatz etwa zum Christentum westlicher Prägung. Die Folgen der Eroberung und die Auswirkung weltweiter ökonomischer Zwänge sind so stark, dass ein Zurück in „idyllische Zeiten“ eine Illusion ist. Meist von Intellektuellen formulierte Bestrebungen, die andine Kosmovision von europäischen Einflüssen „reinigen“ zu wollen, ignorieren die Wirklichkeit, in der die Menschen im

¹ Kultur und Religion werden hier so verstanden, wie es die lateinamerikanischen Bischöfe in Puebla (1979) ausgedrückt haben: „Mit Kultur wird die Art und Weise bezeichnet, wie die Menschen eines Volkes ihre Beziehung untereinander, mit der Natur und mit Gott pflegen, um ein wahrhaftes und humanes Leben führen zu können“. (Kapitel 386, zitiert und übersetzt aus: Puebla, Ediciones CELAM, Bogotá 1979. S. 120).

Andenraum heute leben. Vielmehr soll angesichts der Übermacht eines universellen Anspruchs der abendländischen Tradition, gestützt von militärischer, wirtschaftlicher und politischer Dominanz, die Andersartigkeit der andinen Traditionen als eine Wirklichkeit dargestellt werden, die das Leben der Menschen noch heute bestimmt.

b) Es wird meist als selbstverständlich vorausgesetzt, dass das Christentum als eine europäische Religion verstanden wird. Dabei wäre eine Untersuchung über die geglückte oder nicht geglückte Inkulturation des Evangeliums als Zeugnis einer vorderasiatischen Religion² in Europa vermutlich dringlicher und spannender als die entsprechenden Untersuchungen in Bezug auf Amerika. Dabei könnte die Frage aufgeworfen werden, ob das Evangelium dem Verständnis der indianischen Völker nicht viel näher ist als den Völkern Europas und ob daher das Evangelium nicht auf dem „Umweg“ über die nichteuropäischen Völker die Europäer lernen könnten, das Evangelium unter Beachtung interkultureller Kriterien besser zu verstehen.

c) Vor allem in Lateinamerika und Afrika macht das Wort von einer notwendigen De-Kolonialisierung die Runde, manche sprechen gar von einer De-Okzidentalisation. Dies geschieht im Kontext und auf dem Hintergrund einer Wirtschaftsordnung und unserer imperialen Lebensweise, die die Menschheit immer mehr spaltet und ins Chaos zu stürzen droht. So heißt es im Aufruf des Deutschen Katholischen Missionsrats 2014: „Kehrt um! Der Tanz um das goldene Kalb wird zum Totentanz für Mensch und Natur“. Diese Wirtschafts- und Denkweise hat - so wird es eher „von außen“ als „von innen“ gedeutet - ihre Wurzeln in einer eurozentrischen Kosmovision: der abendländischen, griechisch-christlichen Tradition in Philosophie und Theologie.³

² Es handelt sich um das Glaubensbekenntnis, eines Volkes von den „Rändern der Welt“, das zum Glauben an einen Gott gefunden hat, der es aus der Sklaverei befreit hat – aus den Klauen der damals mächtigsten Nation der Erde.

³ „Erkennen wir, dass dieses System die Logik des Gewinns um jeden Preis durchgesetzt hat, ohne an die soziale Ausschließung oder die Zerstörung der Natur zu denken? Wenn es so ist, sagen wir es unerschrocken: Wir wollen eine Veränderung, eine
imprimatur, Heft 3, 2017

1. Die Europäische Kosmvision

Seit ihrem Entstehen vor mehr als 2.500 Jahren begreift sich diese Weltanschauung insofern als eine totalitäre Weltanschauung, als sie andere Sichtweisen und Erfahrungen fremder Völker als „barbarisch“ bezeichnet und daher nicht als dialogfähig anerkennen kann. Der Andere wird in seiner Andersheit geleugnet, und umgekehrt ergibt sich daraus automatisch ein Anspruch auf universelle Gültigkeit, die dazu führt, den Anderen nicht nur nicht anzuerkennen, sondern ihn noch nicht einmal als solchen wahrnehmen zu können.⁴ Er ist schlichtweg entweder nicht existent oder er wird vereinnahmt und zwangsweise in die eigene Welt integriert. Ist es noch relativ leicht nachzuweisen und einzusehen, dass die Eroberer und manche Missionare den „Indio“ nicht als gleichwertigen Menschen mit eigener Kultur, Würde und Identität wahrnehmen konnten, so fällt die Einsicht, dass sich dies bis heute möglicherweise nicht sehr geändert hat, wesentlich schwerer. Philosophie und Theologie fällt es nicht leicht, nichteuropäische Entwürfe als gleichwertig anzusehen oder gar von ihnen zu lernen. Da gleichzeitig der Faktor der Abhängigkeit weitgehend unberücksichtigt bleibt, kann man nur schwer erkennen, dass die von Europa ausgehende realpolitische und wirtschaftliche Eroberung der Welt als konsequente Weiterführung einer totalitären Weltanschauung gedeutet werden kann.

Diese Weltanschauung findet ihre aktuelle Konkretisierung (quasi ihre „Inkarnation“, sie wird Fleisch und Blut) in der von den weißen Eliten ausgehenden Definition und Gestaltung einer Globalisierung, die - wie schon seit Beginn der Moderne um 1.500 - den Rest der Welt in maßloses, nicht nur

wirkliche Veränderung, eine Veränderung der Strukturen. Dieses System ist nicht mehr hinzunehmen; die Campesinos ertragen es nicht, die Arbeiter ertragen es nicht, die Gemeinschaften ertragen es nicht, die Völker ertragen es nicht ... Und ebenso wenig erträgt es »unsere Schwester, Mutter Erde«, wie der heilige Franziskus sagte.“ (Papst Franziskus, 2. Welttreffen der Volksbewegungen in Bolivien, 9. Juli 2015)

⁴ Auch bei manchen anderen Völkern und Kulturen ist dieser Anspruch zu beobachten. Doch im Unterschied zu denen, konnte Europa weltweit seine Maßstäbe durchsetzen und diese globalisieren.

materielles, Elend stürzt. Der Ausschluss der Armen erweist sich als konsequente Weiterführung dieser Art von Philosophie und Theologie. Wer ideell die Andersheit nicht erkennen kann oder sie bewusst ausschließt, liefert den Anderen der Gefahr auch der realen physischen Vernichtung aus. Eine exklusive abendländische Theologie rechtfertigt de facto diesen Tatbestand oder sie kann sich zumindest nicht glaubhaft dagegen wehren, wenn sie eventuell auch gegen ihren Willen von den Herrschenden dazu benutzt wird.⁵

In den abgelegenen Zonen der Anden kann man auch heute noch den Ausspruch hören: „Ich bin doch ein Christ“. Ein Christ zu sein bedeutet für ihn, Kultur und Rechte zu haben, sowie die Möglichkeit, in der Stadt leben zu dürfen und alles das haben und sein zu können, was ein „zivilisierter Mensch“ als selbstverständlich besitzt. So zumindest wurde dies mit Taten und Worten von der Kirche vermittelt und führte zu einem entsprechend entfremdenden Bewusstsein („Christsein“) bei den Adressaten. Der christlichen Verkündigung scheint es gelungen zu sein, Menschsein mit Christsein gleichzusetzen, sowie Christentum mit Kultur und Religion schlechthin. Eine bestimmte Weltauffassung, die in einer kleinen Ecke dieser Welt entstanden ist, wird zum absoluten Maßstab erhoben. Die Erfahrungen der Chinesen und der Mayas werden dann bestenfalls als Objekte studiert und der „Indio“ und seine Welt werden bestenfalls zu einem folkloristischen Gegenstand, den man gesehen haben muss, um als moderner Weltbürger zu gelten. Außerhalb des Abendlandes gibt es demnach kein Menschsein - so zumindest die Erfahrung und die Interpretation der Adressaten dieser Botschaft.

Die räumlich und zeitlich begrenzten Erfahrungen bestimmter Menschen in

⁵ Während es in der andinen Kosmvision undenkbar ist, wirtschaftliches Handeln und Ökonomie von den anderen spirituellen (!) Quellen des Lebens zu trennen, geschieht dies in den europäischen Geisteswissenschaften, die dies als Fortschritt gegenüber einem „primitiven, magischen oder mythologischen Denken“ verstehen. Teilt man den Menschen in Geist und Materie und die Welt in „Himmel und Hölle“, können die Ursachen des materiellen Elends umso leichter ausgeblendet werden.

einer bestimmten Gegend dieser Welt können aber nicht für alle Welt verbindlich gemacht werden. So haben z.B. bestimmte Voraussetzungen der abendländischen Geistesgeschichte wie die Trennung von Geist und Materie, Subjekt und Objekt, Diesseits und Jenseits, heilig und profan etc. für die Menschen der Anden keine Bedeutung und erscheinen gar als unsinnig, weil sie den Jahrtausende alten Erfahrungen dieser Menschen widersprechen. Die europäischen Konzepte konnten nur mit Gewalt und im Gefolge der Sieger durchgesetzt werden, nicht durch Überzeugung. Erst die Anerkennung anderer Konzepte und Weltanschauungen als eigenständige und Sinn stiftende Kulturen ermöglicht einen echten Dialog und kann helfen, die Einschränkungen der eigenen Kosmvision zu erkennen und aufzubrechen.

2. Einige Grundelemente der andinen Kosmvision⁶

Ausgangspunkt der andinen Kosmvision ist die gelebte und erlebte Erfahrung der real existierenden Menschen und nicht zuerst ein Logos oder eine übernatürliche Offenbarung. Diese Erfahrungen werden gewonnen aus der Beobachtung der Natur und der kosmischen Ordnung, von Krankheiten und Ursachen des Todes und der Art und Weise des Zusammenlebens. Diese Erfahrungen sind existentiell. Der andine Mensch hat zu diesen Erfahrungen einen überwiegend emotionalen Zugang. Rein objektive Erfahrungen kann es nach seinem Verständnis gar nicht geben, denn jede Erfahrung ist gebunden an eine ganz konkrete Wirklichkeit, die wiederum von z.B. so zufälligen Gegebenheiten wie Klima und Geographie abhängig ist. Aus den gemeinsam erlebten Erfahrungen bildet sich ein kollektives Bewusstsein, das seinerseits dazu führt, neue Erfahrungen von diesem Bewusstsein her zu deuten und einzuordnen. Erfahrungen werden von der Wirklichkeit geprägt, und sie helfen gleichzeitig, diese Wirklichkeit zu deuten.

⁶ Für die Erklärung der Grundelemente der Cosmovisión Andina waren mir die Studien von Josef Estermann: „Andine Philosophie – eine interkulturelle Studie zur autochthonen andinen Weisheit“ (IKO, 1999), eine große Hilfe. Siehe auch aus meiner Dissertation: *Glaube und Kultur der Menschen in den Anden* (<http://cajamarca.de/theol/glaube-kultur.pdf>)

Gemäß dieser Wirklichkeit zu leben und einen Sinn darin zu finden, ist vernünftig - in europäischer Begrifflichkeit ausgedrückt. Vernunft und Rationalität bedeutet für den andinen Menschen, in der Mitwelt, in der er lebt, seinen rechten Ort zu finden.

Der wichtigste Aspekt in der andinen Kosmvision ist die Erfahrung und Gewissheit, dass alles Existierende miteinander in einer Beziehung steht. Es handelt sich um das **Prinzip der Relationalität**. Die Beziehung ist die Basis für alles und das Gegenteil für die Beziehung ist das Nichts und nicht etwa das „Absolute“, das aus sich selbst heraus existieren könnte. Eine solche Weltsicht hat konkrete Folgen für die Auffassung von der Natur, vom Menschen und von Gott. Denn der gesamte Kosmos ist nichts anderes als Beziehung. Es gibt verschiedene Hauptachsen, die den Kosmos und die Wirklichkeit zusammenhalten. Oben und Unten als räumliche und Vorher und Nachher als zeitliche Achse sind die wichtigsten. Diese beiden Achsen sind nicht zu verwechseln mit den europäischen Vorstellungen von horizontal und vertikal. Für den andinen Menschen ist im Oben jeweils auch das Unten präsent, das Vorher im Nachher usw. Von daher ergibt sich, dass z.B. Tod und Leben keine unvereinbaren Gegensätze darstellen, sondern sich gegenseitig ergänzen. Tod bedeutet immer auch das Entstehen von neuem Leben. Es gibt grundsätzlich keine sich gegenseitig ausschließende Gegensätze, es gibt weder „das Böse“ noch „das Gute“. Es gibt keine absoluten Wahrheiten, und nie ist etwas völlig falsch. Im alltäglichen Leben zeigt sich dies z.B. darin, dass ein Campesino⁷ nie strikt Nein sagt oder etwas

⁷ Die Bezeichnung „Indio“ bzw. „Campesino“ ist nicht zuerst (aber auch) rassistisch zu verstehen, sondern bezeichnet eher einen soziologischen und kulturellen Status. In der Rang- und Werteordnung der andinen Gesellschaften gelten ausgeprägte indianische Gesichtszüge immer noch als Zeichen für „primitive“ Herkunft und Unkultur. So spricht man z.B. in Peru seit der Militärrevolution von 1968 offiziell von „Campesinos“, die Diskriminierung aber bleibt bis heute bestehen. Es gibt einige wenige Campesinos und einige Intellektuelle indianischer Abstammung, die sich bewusst und voller Stolz als Indio bezeichnen.

völlig ablehnt. Eine strikte Verneinung bedeutet nämlich nichts anderes, als dass zu dem Verneinten keine Beziehung mehr möglich wäre, was aber nicht sein kann. Es gibt nichts, was aus dem Netz der allgemeinen Verbundenheit herausfallen könnte.

Die Knotenpunkte in diesem Netz heißen Chakanas. Sie gleichen Brücken, sie vermitteln und setzen die verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit miteinander in Beziehung. Wichtige Knotenpunkte wie die Bergspitzen, der Blitz und der Regenbogen halten das Netz zusammen und symbolisieren den Zusammenhang zwischen „Unten und Oben“. Vor allem die Gipfel der Berge als Sitz der Apus (der Geister) haben eine große Bedeutung. Auf den Berggipfeln werden Kreuze aufgestellt, sie repräsentieren die Schnittstellen und verbinden die verschiedenen Bereiche des Kosmos. Der Mensch ist in diesem Geflecht keine unverzichtbare, aber eine sehr wichtige Chakana. In ihm berühren und kreuzen sich verschiedene Bereiche der Wirklichkeit und er hat die Fähigkeit, mit allen Bereichen der Wirklichkeit Kontakt aufzunehmen. Jeder Mensch hat seinen ganz bestimmten Ort im kosmischen Geflecht und seine größte Aufgabe ist, diesen Ort so gut auszufüllen, dass er zu einer beständigen Brücke für andere und zu anderen wird. Gelingt ihm dies, gilt er als ein weiser Mensch und er hat Autorität. Aus dieser Verflechtung zu allem Seienden ergibt sich, dass ihm das Seiende in allen seinen Erscheinungsformen nicht als etwas Fremdes gegenübertritt. Die Natur ist ihm nicht wesensfremd und er unterscheidet sich von ihr nicht wesensmäßig. Die Natur wird damit auch nicht zu einem Objekt und damit zur Beute des „überlegenen“ Menschen, sondern der Mensch wird zum Diener, zu einer Brücke, und je besser er diese Funktion ausfüllt, desto harmonischer lebt er in seiner Umwelt. Es ist für ihn selbstverständlich, dass er existentiell von der Natur abhängig ist - und entsprechend behandelt er sie.⁸

⁸ Was bedeutet es demnach, wenn die Natur zur Ware wird, zum Spekulationsobjekt, und man inzwischen auch das Erbgut von Mutter Erde patentieren kann und damit vollends zu deren „Eigentümer“ wird? Dies ist die logische Konsequenz einer Weltanschauung, die die Natur als ein feindliches Gegenüber

Die Natur wird dem Menschen am Vertrautesten in der Mutter Erde, der Pachamama. Pachamama hat wie alle lebenden Wesen ihre ganz eigenen Bedürfnisse und Launen. Sie will gehegt und gepflegt werden, sie hat Durst, sie zürnt dem Menschen, der Mensch verdankt ihr sein Leben. Er ist aber nicht nur Hüter seiner Pachamama, sondern in dem Behüten und Kultivieren der Pachamama ist er zugleich Behüter aller Lebensgrundlagen für sich selbst und den gesamten Kosmos, die sich in der Pachamama bündeln - auch für die Tiere, Pflanzen und alle Phänomene der Natur. Dieses Kultivieren ist eine kultische Aufgabe, in christlicher Ausdrucksweise: es ist ein Gottesdienst. Die Natur als Ganzes ist ein lebendiger Organismus und der Mensch hat die Aufgabe, diesen Organismus nicht nur am Leben zu erhalten, sondern er ist auch für die Harmonie zwischen allen Bereichen verantwortlich. Leidet Pachamama, leidet der Mensch und leidet der Mensch oder die Beziehung der Menschen untereinander, dann leidet der ganze Kosmos. Bringt der Mensch die Harmonie durcheinander, dann können große Katastrophen die Folge sein. Der Campesino kennt die unfruchtbaren Tage und die besonders fruchtbaren Tage der Mutter Erde. Er bittet sie um Erlaubnis, wenn er ihr etwas entnimmt und gibt dies wieder in symbolischer Gabe zurück. Tiere und Pflanzen sind Teil der Mutter Erde, sie sind die natürlichen Gefährten des Menschen. Dennoch kommt es immer wieder zu Störungen im Gleichgewicht der Natur. Dann hat der Mensch als Chakana die heilige Aufgabe, durch symbolische Handlungen im Rahmen einer Feier das Gleichgewicht wieder herzustellen. In der Feier und durch die Feier kann die aus den Fugen geratene Schöpfung wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. In dieser Aufgabe liegt die eigentliche Bedeutung des Menschen innerhalb der kosmischen Ordnung.

Mensch – Gott – Gemeinschaft

Trotz der Bedeutung des Menschen ist der Mensch nicht Mittelpunkt oder gar die

versteht, das es zu besiegen und zu beherrschen gilt, analog zur Herrschaft des Menschen über die „Un-Menschen“.

„Krone der Schöpfung“. Der Mensch als Individuum, das sich kraft seiner Vernunft aus den Verstrickungen mythologischer Mächte und den Fesseln der Natur emanzipiert, hat in der andinen Kosmvision keinen Platz. Besser gesagt: es kann dieses so verstandene Individuum gar nicht geben. Der Mensch findet seine Begründung nicht aus sich selbst heraus, sondern in der Beziehung zur Gemeinschaft der Menschen untereinander und mit dem gesamten Kosmos. Ein Mensch ohne Beziehung ist tot. Die Gemeinschaft ist seine Lebensgrundlage und die oben erwähnten Aufgaben kann er nur innerhalb und mit der Gemeinschaft erfüllen. Die Gemeinschaft ist das eigentliche Subjekt, die Beziehung ist der Ursprung von allem. Die Beziehung verleiht dem Menschen seine Identität. Diese Beziehung ist nicht nur eine Beziehung zwischen Personen und auch nicht nur die Beziehung zwischen Mann und Frau. Sie bezieht sich auf alles, was existiert, weil der Mensch ja Teil eines Netzes ist, das alle Bereiche umfasst. Wer sich aus dieser Einheit ausklinkt, schadet der Gemeinschaft und setzt gar deren Überleben aufs Spiel.

Ausgehend von der Erfahrung und Gewissheit, dass alles Existierende miteinander in einer Beziehung steht, kann es auch nicht den konstruierten Gott der europäischen Philosophen geben. Die europäische Konzeption von Gott geht ja gerade davon aus, dass das Wesen Gottes darin besteht, dass Gott absolut transzendent ist, d.h. auch, dass er nicht auf Beziehungen, sei es zur Schöpfung insgesamt, sei es zu den Menschen, angewiesen ist und er vielmehr aus sich heraus existiert. Die Bibel sagt zwar etwas anderes, denn Gott ist Beziehung, in sich selbst und mit den Menschen. Doch hier soll gesagt werden, dass der Gott der Philosophen in der griechisch-christlichen Theologie oft die Oberhand über den biblischen Gott gewonnen hat und dass dadurch die Botschaft Jesu verdunkelt oder gar in ihr Gegenteil verkehrt wurde. Die Botschaft Jesu aber hat wesentliche Berührungspunkte mit der andinen Kosmvision (Gemeinschaft, Schöpfung, soziale Verantwortung, „Brot“ teilen, etc.). Jede Tätigkeit des Menschen hat automatisch eine sakrale Dimension. Wenn z.B. ein Campesino die Erde bearbeitet,

dann steht er mit Gott und allen göttlichen Mächten des Universums in einer unmittelbaren Beziehung. Die Erde ist für ihn nicht nur eine Mutter. Über seine Arbeit steht er mit dem gesamten Universum und damit auch mit allen Menschen in Beziehung. Schließlich bezieht er seine eigene Identität aus der Erfahrung, Teil eines sinnvollen und Sinn stiftenden Ganzen zu sein. Es gibt keine Trennung von profan und sakral, weltlich und überweltlich - und damit im christlichen Sinne von sozial und pastoral. Das bedeutet nicht, dass alles unterschiedslos gleichgesetzt werden kann. Es gibt bestimmte Zeiten, Orte und Tätigkeiten, die mehr das Profane oder das Sakrale hervorheben, aber dies geschieht nicht in Abgrenzung zum jeweils anderen, sondern in Einheit. In der andinen Kosmvision ist die christliche Vorstellung der „Fleischwerdung Gottes“ sehr nahe liegend: Himmel und Erde werden eins, Gott wird Mensch, und der Mensch hat dadurch Teilhabe am Göttlichen. Der leidende und mitfeiernde Gott ist für den andinen Menschen eine Realität, die im Alltag und jeden Tag neu erfahren wird.

Gott ist immer jemand (im bereits christianisierten Verständnis von Gott als Person), der mitleidet, mitfeiert und dem das Schicksal der Welt und des Menschen gar nicht gleichgültig sein kann. Denn wenn der Mensch leidet, leidet auch Gott. Auch von der andinen Kosmvision her lässt sich sagen: Jesus als der Messias ist das Bild Gottes für den Menschen, als Mensch repräsentiert er Gott und Gott zeigt durch ihn, wie sein Verhältnis und seine Beziehung zu den Menschen ist. Durch Jesus zeigt Gott den Menschen, dass er der Garant einer guten und gerechten Ordnung ist. Er garantiert, dass das Gleichgewicht und die Harmonie immer wieder neu hergestellt werden und dass damit die universale Gerechtigkeit - gerechter Austausch, Brot teilen am Tisch der Gemeinschaft und Teilhabe an allem - garantiert wird.

Die herausragende Aufgabe für jeden Menschen ist es, seinen je eigenen Platz im Rahmen einer größeren Ordnung und einer größeren Gemeinschaft zu finden und zu erkennen. Je mehr ihm das gelingt, umso weiser ist er. Weisheit und Wissen bedeutet nicht, durch intellektuelle Bemühungen sich abstraktes Wissen anzueignen,

sondern im Strom der über Jahrhunderte angesammelten kollektiven Weisheit und Erfahrungen wie ein Fisch im Wasser zu schwimmen. Sein Zugang zur Wirklichkeit geschieht zuerst über die Sinne, auch über die üblichen fünf Sinne hinaus. Bildlich gesprochen (für Europäer bildlich, für die Campesinos real) hört der andine Mensch, „das Herz der Mutter Natur schlagen“ und er spürt auch, wenn sie leidet. Die kultische Feier ist die dichteste Weise, um die Wirklichkeit zu begreifen und sich als Teil einer größeren Gemeinschaft zu erleben. Die Feier eines aus europäischer Sicht nur symbolisch gedachten Geschehens ist für die andinen Menschen ein Eintauchen in das Geschehen selbst, das dadurch wirklich und gegenwärtig ist. Eine Feier ist deshalb nicht zuerst eine Erinnerung, sondern sie ist eine stets neue und kreative Neuschöpfung, in der sich der Mensch stets neu seiner Beziehung zu Natur, Mitmensch und Gott vergewissert. In einer solchen Feier zeigt sich auf verdichtete Weise die sonst auch im Alltag gelebte und erfahrene Beziehung des Einzelnen bzw. der Comunidad zur gesamten Wirklichkeit.

Von diesem Verständnis her lassen sich für die christliche Auffassung von Gott und der Welt drei Grundsätze ableiten, die für christliche Theologie und Glauben von höchster Bedeutung sind:

- Die Welt (und jedes Teil von ihr, der Mensch) ist heilig, sie ist das „Sakrament des Göttlichen“.
- Die christliche Lehre von der Menschwerdung Gottes gewinnt von daher eine neue Bedeutung.
- Die Bedeutung von Gemeinschaft und sozialer Verantwortung für Mitmensch und Natur, d.h. auch für „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“.

Reziprozität als weitere Grundlage andiner Kultur und Religion

Seit Jahrtausenden und über verschiedene Kulturepochen hinweg existiert in den Anden das Prinzip der Reziprozität, des wechselseitigen Gebens und Nehmens. Es hat seine Grundlage in der wirtschaftlichen Notwendigkeit des Warenaustausches und der gegenseitigen Hilfe. Die geografischen Notwendigkeiten in den Anden führten dazu, dass bestimmte Produkte nur in

einem eng begrenzten Raum angebaut werden konnten. Nicht weit davon entfernt wurden aufgrund anderer Bedingungen wiederum andere Produkte angebaut. Es kam notwendigerweise zu einem Austausch und einer Verteilung der Produkte auf der Basis einer freien Übereinkunft nach den Regeln von Angebot und Nachfrage - allerdings nur bis zu einer gewissen Grenze, die nicht überschritten werden durfte. So war bei einem Ausfall der Ernte oder generell in Notzeiten der Austausch sozial verträglich. Im Interesse der Gesamtheit und im Einklang mit den natürlichen und göttlichen Kräften mussten Notleidende, die unverschuldet keinen entsprechenden Gegenwert liefern konnten, dennoch mit Gütern versorgt werden und der sonst übliche Tauschwert konnte symbolisch verrechnet und verbucht werden. Solche Gaben an Notleidende hatten denselben Stellenwert wie die Gaben an die Mutter Erde. Die Mitversorgung eines Waisenkindes war genauso notwendig wie der Dank an die Mutter Erde, deren Güter schließlich allen Menschen zur Verfügung stehen sollten. Auf dieser Basis konnte weder eine Comunidad, noch eine Großfamilie oder ein Einzelner in den Ruin getrieben werden. Es gab keine Insolvenz. Weil jeder lebendiger Bestandteil eines kreativen Netzwerkes war, konnte auch jeder - auch die alte Witwe und das Waisenkind - etwas beitragen und einbringen. Unter einem Totalausfall (z.B. Hungerstod) hätte die gesamte Gemeinschaft, ja sogar der ganze Kosmos gelitten. Schon allein deswegen war es undenkbar, ein Mitglied der Gemeinschaft dem Hungerstod zu überlassen.

Geld oder vergleichbare Zahlungsmittel waren bis zur Ankunft der Spanier nicht bekannt. Gold diente nur zur Verehrung der Götter. Der Wert eines Produktes (im materiellen Sinne) und eines Geschehens (im rituellen und spirituellen Sinne) war daher unmittelbar erfahrbar und für alle transparent und einsichtig. Innerhalb der Comunidades war das Prinzip der gegenseitigen Verpflichtung die Grundlage des sozialen Zusammenlebens auf der Basis der erwähnten Sozialverträglichkeit. Das Prinzip der Reziprozität war das ethische Grundprinzip. Diese Verpflichtungen und Handlungen sind nicht zuerst Ergebnisse einer individuellen ethischen

Selbstverpflichtung und somit nicht als individuelle moralische Handlungen aufgrund einer freien und souveränen Entscheidung eines individuell geformten Gewissens klassifizierbar, sondern der andine Mensch versteht sein Handeln als Teil der kosmischen Ordnung, ohne die diese Ordnung zusammenbrechen und er seine Existenzberechtigung verlieren würde. Dies schließt eine persönliche Verantwortung nicht aus, doch ist diese Verantwortung gebunden an eine dem Menschen vorgegebene kosmische Ordnung, deren Sinn ja gerade darin besteht, dem Menschen das Leben zu ermöglichen und innerhalb des Netzwerks des Lebens seinen Ort und seine Orientierung zu finden.

3. Einige exemplarische Unterschiede bzw. verschiedene Zugänge zur „Wirklichkeit“

a) Diese Auffassung von der Wirklichkeit Gottes und der Welt ist für Europäer schwer zu durchschauen und zu verstehen. Man ist als Außenstehender stets geneigt festzustellen, dass es entweder nur so oder so sein kann, nie aber beides zugleich. Denn das würde der Logik widersprechen. Aus der Sicht der andinen Kultur ist ein solch logisch-europäisches Denken nicht nachvollziehbar, weil es die Wirklichkeit und damit lebensnotwendige Zusammenhänge („das Gewebe allen Lebens“) zerreißt und dadurch zerstört. Die Wirklichkeit besteht nun einmal aus „unvereinbaren“ Gegensätzen, darin besteht ihre Dynamik. Und sie ist größer, als wir sie je fassen können.

b) Diese andine Auffassung hat auch einen anderen Zugang zu dem, was Europäer Wahrheit zu nennen pflegen. Es gibt nicht die eine Wahrheit, die etwas anderes ausschließt, das notwendigerweise selbst ein Teil des Ganzen ist. Wie könnte Gott - so der Glaube der Indios - etwas ausschließen oder zerstören, das er selbst geschaffen hat und in dem er selbst gegenwärtig ist? So war von Anfang an der Anspruch der Missionare, den allein wahren Gott zu verkünden, für die Indios eine unzumutbare und nicht verstehbare Anmaßung. Die Verkündigung einer absolut wahren Lehre stieß auf taube Ohren, weil für das andine Denken der Erwerb und die Kenntnis abstrakter Theorien ohne wesentliche Bedeutung sind.

Von Bedeutung ist vielmehr, eine als tragfähig und Sinn stiftend erfahrene und erlebte Erkenntnis von Gott und der Welt zu leben, weiterzugeben und in Gemeinschaft zu feiern.

c) In dieser Weltsicht spielt das Individuum nicht die herausragende Rolle, so wie wir dies in der europäischen Denkweise verstehen. Diese Diskussion kann aber an dieser Stelle nicht geführt werden. Stattdessen ein Zitat von Bischof Oscar Romero, dessen 100. Geburtstag in diesen Tagen, am 15.8.2017, gefeiert wird: „Eine der wichtigsten Botschaften der Kirche heute ist, dass die Christen ihre vom Individualismus geprägte Mentalität aufgeben sollten. Wir sollten nicht mehr von „meiner“ Erlösung und „meinem“ Gott sprechen, sondern davon, wie Gott will, dass wir leben: Als sein Volk, als pilgerndes Volk, so wie Israel aus dem Auszug aus der Sklaverei, durch die Wüste in das Gelobte Land. Daher ist es eine große Freude zu sehen, wie heute neue Basisgemeinden entstehen“ (Predigt am 19.11.1978)⁹.

Auch Luther hat diesen Widerspruch nicht aufgehoben, im Gegenteil. Denn er war noch mehr auf das Individuum und dessen Errettung fixiert. Dies nun zwar unter Ausschaltung aller Vermittler (Kirche, Priester, Heilige etc.), aber in unmittelbarer Konfrontation des Einzelnen mit „seinem“ Gott. Eine Rechtfertigungslehre, die die augustinische und nichtbiblische Lehre von der Erbsünde und damit zusammenhängend eine „Theologie des Opfertodes“ Jesu voraussetzt, treibt den individualistischen Ansatz zumindest in der Praxis auf die Spitze. Ob das die Ängste des Individuums steigerte oder verminderte, sei dahingestellt. Die Tendenz zu einem übersteigenden Individualismus und zu einer noch stärkeren Trennung zwischen „Himmel und Erde“ dürfte durch Luther und seine Lehre aber eher verstärkt worden sein - bei gleichzeitiger Aushöhlung der sozialen Verantwortung des Christentums und einer Bestärkung und Rechtfertigung weltlicher Macht. Diese Aussage wäre von der Praxis her zu überprüfen.

d) Ein anderer Aspekt der christliche Lehre ist dagegen für den andinen Menschen schwer zu verstehen: die Liebe und die

⁹ Homilía 19 de noviembre de 1978) V p. 304

Gnade als bedingungsloses Geschenk. Gnade bedeutet, dass Gott einseitig und bedingungslos handelt, während nach der andinen Konzeption der Mensch dadurch gerechtfertigt wird (seiner Rolle gerecht wird), wenn es ihm gelingt, das beschädigte Gleichgewicht wiederherzustellen oder zumindest seinen notwendigen Beitrag dazu zu leisten. Im Sinne der Reziprozität ist für den andinen Menschen auch die „selbstlose Liebe“ - zumal oft nur als abstraktes, abgeleitetes Ideal gepredigt - nichts anderes als eine unbegreifliche Einseitigkeit. Dagegen ist für ihn in der Praxis die Hingabe an die Gemeinschaft und an einzelne Menschen eine Selbstverständlichkeit, weil dies notwendig ist, um die Funktionsfähigkeit oder das Überleben der Gemeinschaft zu garantieren.

4. Wie wirkte die neue Religion auf die „Indios“?

Die von den Christen ausgehende Gewalt war für die Indios nicht fassbar, sie konnten sie nicht verstehen und sie nicht „einordnen“.¹⁰ Es gab selbstverständlich auch vor dem Eintreffen der Christen Gewalt, Eroberungen und Kriege in den Anden. Aber selbst die schmerzlich erlittene Eroberung durch die Inkas war in den Augen der Eroberten ein Geschehen, das sie einordnen und innerhalb ihres bisherigen Weltbildes erklären konnten. Die Inkas beließen den Eroberten im Wesentlichen ihre Kultur, ihre

¹⁰ Die bisher umfangreichsten Studien zur ursprünglichen Bevölkerungszahl in Peru werden von G. Gutiérrez in „Gott oder das Gold“ zitiert (S. 10). Danach lebten z.B. in Peru vor der Eroberung etwa neun Millionen Menschen. 1570 war die Bevölkerung auf eine Million geschrumpft. Noch gravierender war das Ausmaß dieser Katastrophe in Mexiko, wo die Bevölkerung von 25 Millionen auf eine Million (1605) dezimiert wurde (Todorov: Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, Frankfurt 1985, S. 161). Gutiérrez nennt die hauptsächlichen Gründe: „Man weiß um die drei Gründe für den Rückgang der Bevölkerung: Krankheiten, gegen welche die Indianer nicht immunisiert waren (z.B. Pocken, Masern und Typhus), Zwangsarbeit und Kriege. Doch handelt es sich dabei nicht um voneinander unabhängige, sondern um sich wechselseitig verstärkende Faktoren“. Gutiérrez, Gustavo: Gott oder das Gold - Der befreiende Weg des Bartolomé de Las Casas: Herder, 1990. S. 10, 11. Ich möchte noch einen Grund hinzufügen: die gezielte Zerstörung der hochentwickelten andinen Landwirtschaft, der Lebensgrundlage.

Lebensgrundlagen (Landwirtschaft, soziale Organisation) und ihre Identität. Auch der Strafkatalog sah drastische Strafen vor, bis hin zur Verhängung der Todesstrafe. Doch diese Strafen und der Tod des Verurteilten standen in einem kausalen Zusammenhang und erfüllten innerhalb der indianischen Werteordnung einen „Zweck“: die Wiederherstellung der göttlichen Ordnung und der Harmonie zwischen Mensch und Gemeinschaft, Mensch und Natur, Mensch und göttlichen Mächten. Sie folgten dem andinen Prinzip des Gebens und Nehmens, nachdem jede von Menschen verursachte Störung der kosmischen Ordnung und der menschlichen Gemeinschaft als Spiegelbild der kosmischen Ordnung durch entsprechende Handlungen oder Opfer wieder gut gemacht werden musste.

Die von den Spaniern ausgehende Gewalt sprengte jedoch alle bisherigen Dimensionen und entzog sich sowohl kausalen Kriterien als auch dem Kriterium des Gebens und Nehmens. Die Indios mussten ohnmächtig erfahren, dass sie nicht einmal als Menschen betrachtet wurden, geschweige denn als gleichwertige Menschen. Vollends erschüttert wurde ihr Weltbild aber, als sie feststellen mussten, dass die Spanier ob ihrer Frevel und Gottlosigkeit offensichtlich nicht zur Rechenschaft gezogen wurden, noch nicht einmal von ihren eigenen Göttern. Im Gegenteil: deren Götter schienen sie zu beschützen und überreich zu belohnen. Die Spanier erschienen als „Wesen von einem anderen Stern“, im Bündnis mit göttlichen Mächten, die den eigenen Göttern wohl überlegen waren, denn sonst hätte ja das alles nicht geschehen können, was geschehen ist. Die Götter der Weißen erschienen den Indios auf diese Weise als noch nie erlebte Ungeheuer, denn sie belohnten offensichtlich die Ungeheuerlichkeiten der Weißen. Sie mussten aber bald anerkennen: Diese Götter und deren Repräsentanten und Verkünder erwiesen sich als allmächtig, und ein Kampf gegen sie erschien aussichtslos. So blieb den Indios nichts anderes übrig, als sich in ihr Schicksal zu ergeben und zu versuchen, sich mit den Eroberern und deren Göttern zu arrangieren bzw. sie gnädig zu stimmen. Der Kolonialmacht mit ihrer Symbiose mit dem Christentum scheint es gelungen zu sein, auch die Seelen der Opfer zu

kolonialisieren. Die Opfer der Geschichte übernehmen nicht nur die Werte der Sieger, sondern sie glauben sich nur dann Mensch, wenn sie selbst zu „Siegern“ werden.¹¹ Selbstverständlich bestätigt und rechtfertigt ein derartiges Verhalten die angebliche Überlegenheit der Herrschenden. Es sind die „Reliquien des Kapitalismus“ und die entsprechenden Statussymbole, die Indios und Weißen dann in gleicher Weise als erstrebenswert erscheinen: Anteilnahme an der Welt der Mächtigen vermittelt durch bestimmte Waren und davon abgeleiteter Symbole. Auf dieser Ebene wird die Illusion der Gleichheit und Freiheit aller Menschen begründet und verkündet. Die eine Religion geht nahtlos in die andere Religion über, weil es sich offensichtlich um dieselbe Religion handelt: je mehr Besitz und Macht, je mehr gerechtfertigter Mensch - egal ob Indio oder Weißer.

Die Prinzipien der andinen Religion und Kultur wurden entwickelt, gelebt und als heilsam erfahren im Kontext einer Gesellschaft, Kultur und Geschichte, die sich gemäß diesen Prinzipien entwickelt und die von daher ihre Legitimität erhalten hat. Eingebettet in diesen Kontext, erfuhren die Einzelnen als getragen und akzeptiert. Die Fundamente und Ziele einer solchen Gesellschaft standen im Einklang mit denen des Einzelnen und umgekehrt. Dies war Identität stiftend, es vermittelte einen Sinn und gab Orientierung für die Bewältigung des Lebens und seiner Aufgaben. Doch diese Gesellschaft ist in ihrer Macht- und Sinnstruktur zerstört worden - nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrem tiefsten Inneren, in ihren tiefsten Fundamenten. Die Allmacht des

¹¹Es sei auf den psychoanalytischen Faktor in der Geschichte von Herrschaft und Beherrschung hingewiesen, nach dem die Beherrschten die herrschenden Werte verinnerlichen und gerade dadurch ihre eigene Unterdrückung rechtfertigen. Die Herrschenden können erst dann auf Dauer ihre Herrschaft als von der Natur gegeben oder als göttlich begründen, wenn ihnen die Opfer gerade dies zubilligen, weil sie damit als Opfer eine Erklärung für ihr Elend haben und eine solche Erklärung dann auch brauchen, um es ertragen zu können. Sie wollen sein wie die Herren und festigen damit ihre Stellung als „Knechte“. Erkennen sie sich aber als Opfer, entziehen sie der Herrschaft das Fundament bzw. sie stürzen sie „vom Thron“ - so ist z.B. das Magnifikat für die seit 1962 „neu-evangelisierten“ Campesinos von großer Bedeutung.

weißen Gottes war so offensichtlich, dass die bisherige Auffassung von Gott und der Welt von den Indios zumindest in Zweifel gezogen wurde. Das Einbrechen einer neuen und als allmächtig erfahrenen Wirklichkeit schien dem Bisherigen keinen Raum mehr zu lassen. Die Indios wurden dadurch in ihrem innersten Selbstwertgefühl getroffen und tief verletzt. Derart aus der Bahn geworfen war die Versuchung groß, bei dem neuen Gott Zuflucht zu suchen. Es war unbegreiflich für die Indios, dass die Weißen offenbar nicht dem Prinzip der Reziprozität unterworfen schienen, weder auf wirtschaftlicher, sozialer noch religiöser Ebene.

- Auf wirtschaftlicher Ebene führten die neuen Herren u.a. die Zwangsarbeit ein (exportorientierte Landwirtschaft, Bergbau, Manufakturen). Diesen Terror bezahlten Millionen von Indios mit ihrem Leben. Die Indios mussten erkennen, dass die Weißen immer nur nahmen und nichts gaben - noch nicht einmal der Mutter Erde, der sie wertvolle Metalle raubten und diese nicht zur Verehrung der Götter brauchten, sondern zur Sicherung ihrer eigenen Macht. Die Christen wurden dafür augenscheinlich auch noch von ihren Göttern belohnt.
- Auf sozialer Ebene wiederholte sich diese Beobachtung. Die Spanier zerstörten das Leben in der Comunidad und zerstörten das über Jahrtausende gewachsene Gleichgewicht und die für den Kosmos lebensnotwendige Harmonie zwischen allem Seienden - ohne dass der Kosmos deswegen einstürzte.
- Auf religiöser Ebene, auf der alle anderen Ebenen sich treffen, machten die Indios die Erfahrung, dass ihre eigenen Götter sie vor all dem nicht beschützen konnten und dass der Gott der Weißen so mächtig ist, dass den Weißen im Schutz und im Namen dieses Gottes eine geradezu übernatürliche Macht zukam. Gott beschützt die Weißen und belohnt sie mit allen Gütern dieser Erde. Deren Macht und Reichtum waren offensichtlich von Gott so gewollt. Als einzige Chance zum Überleben erkannten die Indios, dass sie sich

diesem Gott und seinen Schützlingen bedingungslos unterwerfen mussten.

Konsequenzen für das Selbstbewusstsein und das alltägliche Verhalten (vor einer befreienden Evangelisierung)

- Wenn der Campesino sich die Schuld an seinem Elend selbst gibt, dann wird er nur schwerlich nach Wegen suchen wollen und können, die ihn aus diesem Status herausführen könnten. Das Entscheidende ist aber, dass es nach seiner Auffassung Gott selbst ist, dem er dieses Schicksal zu verdanken hat. Er ist arm, weil er vor Gott versagt hat bzw. weil seine eigenen Götter ihm nicht mehr helfen konnten. Das von Gott so gewollte und auferlegte Schicksal ändern zu wollen, wäre eine noch größere Sünde und würde nur noch mehr Unheil oder gar eine endgültige Verdammung zur Folge haben (laut damaliger Lehre).
- Vor diesem Hintergrund können die wahren Ursachen des Elends und der Ungerechtigkeit nicht erkannt werden, was aber gerade der erste notwendige Schritt wäre, um diese Bedingungen verändern zu können. Umgekehrt haben die Nutznießer dieser Situation kein Interesse an der Aufdeckung der Ursachen. Jeder Versuch, den Armen nicht nur Brot zu schenken, sondern mit ihnen die Verhältnisse ändern zu wollen, wird nicht nur politisch bekämpft, er wird gar als Sakrileg diffamiert.
- Einen Ausweg scheint es doch zu geben: Da die eigene Identität nur als eine „sündhafte“, eine minderwertige und eine schuldbeladene Identität verstanden wird, die der Weißen und Erfolgreichen aber als eine von Gott gesegnete, ist der Weg vorgezeichnet: Sein wie der Weiße! Die Flucht vom Land in die Städte wird als eine Art von Menschwerdung verstanden, als Neugeburt. Wenn man in der Stadt lebt und am Leben der Weißen teilhaben kann, Anteile an deren Leben, deren Erfolg und Reichtum erlangen kann, dann wird man ein neuer Mensch. Erst dadurch - so der neue Glaube - kommt man zu sich selbst, gewinnt man die Achtung und den Respekt der

Mitmenschen. Und erst dann kann man sich der Gunst Gottes sicher sein. Die Welt des Unterdrückers wird zum Modell, das es zu kopieren gilt. Die Welt, aus der man kommt, wird verachtenswert. Mit den Worten eines Indio-Katecheten: „Der Eroberer hat nicht nur die andine Kultur und die Lebensgrundlagen ihrer Menschen zerstört, er hat auch von der Seele des Indios Besitz ergriffen. Er hat sich im Innersten des Indio eingenistet und ihn so endgültig besiegt“.

Es gibt Hinweise dafür, dass der Erfolg der neoliberalen Weltordnung gerade darauf basiert, die Seele der Völker zu zerstören und an ihrer Stelle eine neue Werteordnung zu etablieren, die ihrerseits die Menschen absolut beansprucht und die ohne Alternative erscheint. Sie bezieht ihre Legitimität von ihrem Erfolg, ihrer universalen Einzigartigkeit und dem damit verbundenen Machtmonopol. Und auch diese neue Religion hat ihre Heiligen, ihre Heilsverheißungen, Sakramente (Heilszeichen), Kulte etc. Deren Achtung ist Prinzip und Ziel dieser Religion.

Aber ausgerechnet in den Anden, exemplarisch u.a. in der Diözese Cajamarca, Peru, entstand seit 1962 eine „neue Kirche“, ausgehend von der befreienden Botschaft, dass Jesus der Christus inmitten der Indios „zur Welt kam“ und sich mit ihnen auf den Weg macht - hin zu einem Leben in Fülle, in Gemeinschaft mit Gott und der Menschen untereinander und in dem die Güter von Mutter Erde allen zugutekommt. Wie konnte dies geschehen? Dazu mehr im 2. Teil: „Befreiende Evangelisierung“ (ausgehend von der Bibel und in Folge des Konzils, 1962-65).

Dieser Beitrag, eine aktualisierte Neufassung, basiert auf einer breit angelegten Studie (1997 - 2004), in Zusammenarbeit der theol. Fakultäten Würzburg (Prof. Dr. Elmar Klinger), Tübingen (Prof. Dr. Ottmar Fuchs), dem Instituto Bartolomé de Las Casas, Lima (damalige Leitung: Gustavo Gutiérrez), und deutschen und peruanischen Partnergemeinden. 2001 erschien als Zwischenergebnis der Sammelband: „Die globale Verantwortung“, Hg. E. Klinger, W. Knecht, O. Fuchs, Würzburg 2001 und

2005 meine Promotion

(Fundamentaltheologie): „Die Kirche von Cajamarca - die Herausforderung einer Option für die Armen“ (LIT, 2005).

Alle Daten, Recherchen, Dokumente und Ergebnisse auf: www.williknecht.de und www.cajamarca.de.

Willi Knecht, u.a. von 1976 – 1980 als „agente pastoral“ in den Indiogemeinschaften (comunidades campesinas) in der Pfarrei Bambamarca, Diözese Cajamarca.

Wider einen latenten Antijudaismus

Statt einer Rezension: Vorstellung durch die Herausgeber

den moralischen Herausforderungen unserer Zeit zu begegnen.“¹

So beginnt ein markantes Dokument jüdischer orthodoxer Rabbiner, das im Dezember 2015 Erfolge des christlich-jüdischen Dialogs und Umdenkprozesse in den Kirchen, zu Protokoll gibt und mit einer gehaltvollen theologischen Würdigung des Christentums reagiert. Das Dokument, das eine eigene Besprechung verdiente, soll hier nur die Frage provozieren: Was ist aus christlicher Perspektive dann noch mehr zu erwarten? In der Tat: Es ist viel erreicht worden. Wie auch immer verzögert, behindert und torpediert² – nach der Shoah kam dann doch ein Neu-Denken und Um-Denken in den Kirchen in Gang, was ihre Beziehung

¹ Den Willen unseres Vaters im Himmel tun. Hin zu einer Partnerschaft zwischen Christen und Juden. 3. Dezember 2015: http://www.jcrelations.net/Den_Willen_unseres_Vaters_im_Himmel_tun_Hin_zu_einer_Partnerschaft_zwischen_Jud.5227.0.html?L=2 (Zugriff 17.7.2017).

² Bis heute ein noch nicht aus dem Weg geräumter Stolperstein, der die Beziehung zu Juden und Judentum belastet, ist die Neuformulierung der Karfreitagsbitte für die Juden, die von Benedikt XVI. 2007 für den außerordentlichen Ritus zugelassen wurde. Vgl. Walter Homolka / Erich Zenger (Hg.), „... damit sie Jesus Christus erkennen“, Freiburg 2008.

Paul Petzel & Norbert Reck, **Von Abba bis Zorn Gottes. Irrtümer aufklären – das Judentum verstehen**, Ostfildern 2017

„Nach fast zwei Jahrtausenden der Feindseligkeit und Entfremdung erkennen wir, orthodoxe Rabbiner, Leiter von Gemeinden, Institutionen und Seminaren in Israel, den Vereinigten Staaten und Europa, die sich uns anbietende historische Gelegenheit: Wir möchten den Willen unseres Vaters im Himmel tun, indem wir die uns angebotene Hand unserer christlichen Brüder und Schwestern ergreifen. Juden und Christen müssen als Partner zusammenarbeiten, um

zum Judentum angeht. Verleumdungen und Bezeichnungen von Juden in unserem Land, in „christlichen Ländern“ überhaupt, die Pogrome, zumal in der Karwoche vorbereitet und quasi legitimiert hatten, gibt es nicht mehr. Weder grölt der christliche Mob, Juden seien Gottesmörder, noch schreibt Derartiges – dann um Vielfaches subtiler, eingebettet in welche theoretische Konstruktionen auch immer – irgendein Vertreter der Theologie. Es erscheint nicht nur uns als ein großer und, wie man hoffen möchte, auch nachhaltiger Lernschritt der (post-)konziliaren Ära, dass christliche Identität nicht mehr eine Verwerfung Israels voraussetzt, wie dies seit der Vätertheologie bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein der Fall war. Was das wiederum bedeutet und für Glauben wie Theologie impliziert, scheint allerdings längst noch nicht klar zu sein, bestenfalls anfangshaft bedacht.“³ Aber

³ Immerhin gibt es im deutschsprachigen Raum erst eine (sechsbändige) Dogmatik, die das christliche Credo systematisch aus der Beziehung zum Judentum reflektiert. Und sie wird, wie es den Anschein hat, sowohl von evangelischer wie katholischer Theologie wenig beachtet. Vgl. Friedrich-Wilhelm Marquardt, *Von Elend und Heimsuchung der Theologie. Prolegomena zur Dogmatik*. München 1988; 2. Auflage 1992 bis *Eia*,

diese Verwerfung der Israelverwerfung genügt immerhin, um kirchlich Antisemitismus als *Sünde* zu zeihen, wie jüngst nochmals Papst Franziskus bestätigt hat.⁴ Es hat sich dann also doch viel verändert. Krude Judenfeindlichkeiten sind verabschiedet, und das scheint nicht nur christlichen Beobachtern substantiell, sondern auch liberalen wie sogar – einigen! – orthodoxen Juden.⁵ Vielleicht ist es deshalb auch so still geworden um den christlich-jüdischen Dialog, eine Theologie des Judentums und eine nach Auschwitz? Vieles scheint eben erreicht – und doch: So schnell können wir uns aus einer ca. 1700-jährigen Tradition nicht verabschieden, in der man sich von Juden, vom Judentum abgegrenzt, diese ausgegrenzt und im selben Zuge das „Eigene“ bestimmt hat. Es hieße die Wirkmächtigkeit von Traditionen, ihre Halbwertszeit, fatal zu unterschätzen. Mentalitätsgeschichtlich wäre es auch völlig unwahrscheinlich, wenn es kein Nachleben dieser weit über tausendjährigen Verwerfungslehre gäbe! Dass der Gott des Alten Testaments z.B. immer noch und immer wieder als der (bloß) gerechte Gott des Gesetzes einem barmherzigen Vater des Neuen Testaments entgegengesetzt, dass die väterliche Liebe des Gottes Jesu (vgl. Abba!) mit der zornbereiten Strenge des „alttestamentarischen“ Gottes opponiert wird, hält keiner exegetischen Prüfung stand – und ist, ob so intendiert oder nicht – Versatzstück einer judenfeindlichen Tradition, weil krypto-markionitisch.⁶ Und dass die Pharisäer nahezu durchgängig in Predigt, Katechese oder Unterricht als dunkle Folie aufgespannt werden, um Jesu Lehre und Praxis umso heller aufleuchten zu lassen, wird jenen historisch nun ganz und gar nicht gerecht...und „hat das Zeug“, heutige Juden und Jüdinnen zu beleidigen.

wärn wir da – eine theologische Utopie. Kaiser, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1997.

⁴ Vgl. http://de.radiovaticana.va/news/2017/02/09-/papst_zu_judenvertretern_antisemitismus_ist_und_hristlich/1291471 (Zugriff 18.7.2017)

⁵ Der Hinweis darauf, dass dies (nur) einige sind, will einer christlich-kirchlichen Enthusiasmus des dialogischen wehren...Abgesehen davon entspricht es einfach den Verhältnissen.

⁶ Vgl. zur Problematik etwa Erich Zenger, *Am Fuß des Sinai. Gottesbilder des Ersten Testaments*, Düsseldorf 1993, 2. Aufl. 1994: *Ein Gott der Rache? Feindpsalmen verstehen*, Freiburg 1994, 2. Aufl. 1998.

Denn für die sind Pharisäer nicht historische Größen allein, deren Darstellung etwas adäquater oder weniger adäquat ausfallen mag. Es sind ihre Vorfahren, Familienangehörige. Denn als im Jahr 70 der Tempel in Jerusalem von der Besatzungsmacht Rom zerstört worden war, war jüdische Identität zutiefst gefährdet. Wie sollte ohne Rekurs auf den Tempel, noch Nähe zu Gott gefunden werden? Es waren neben den Jesus-Anhängern einzig die Rabbinen, die unter Rückgriff auf pharisäische Traditionen von Gebet und Tora-Studium ein Überleben des Judentums ermöglicht haben. Und ihnen folgte immerhin die große Mehrheit der damaligen Juden. Und dieses rabbinische, auf den Pharisäern aufruhende Judentum wurde formativ und gibt noch heute die „Matrix“ für das Judentum ab, selbst dort, wo es säkularisiert ist.

Um im Bild zu sprechen: Wenn auch die alpinen Gipfel der christlichen Judenverachtung abgeschliffen sind – die sanften, das will hier heißen, die gar nicht so leicht bemerkbaren Hügel des Mittelgebirges von Abwertung, Voreingenommenheit und negativen Stereotypen gehören immer noch zu den religiösen spirituellen Landschaften unserer Zeit. Zu verborgen wird antijüdisches Geröll in den Tiefen der Traditionsströme mitbefördert, als dass zwei Generationen gereicht hätten, solchen Tiefenschlamm wirklich auszubaggern. Zu komplex, zu verfänglich sind die Gespinste einer antijüdischen Kultur, als dass die Geduld und Zeit schon gereicht hätten, sie zu entwirren. Und zugleich: Von den zahlreichen neuen Entdeckungen im christlich-jüdischen Dialog bleibt vieles nur auf den engen Kreis der direkt Beteiligten beschränkt. Dass die Aufarbeitung der judenfeindlichen Traditionen nicht nur mühselige belastende Arbeit war und ist, sondern bereichernd und inspirierend für den eigenen Glauben, hat sich nicht an die Basis der Gemeinden vermittelt. Auf diesem Hintergrund beschloss vor vier Jahren der *Gesprächskreis Christen und Juden beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken*, „einige der wichtigsten Erkenntnisse aus jüdisch-christlichen Forschungen auch für interessierte Nichtfachleute und vielbeschäftigte Gemeindemitarbeiter in knapper und verständlicher Form zugänglich zu machen. Für Bibelleser und

Bibelkreise, die Hintergründe kennenlernen wollen, für Katechetinnen, Pfarrerinnen und Lehrerinnen, die Predigten oder Unterricht vorzubereiten haben.“ So entstand das Buch, das hier angezeigt sei (Von Abba bis Zorn Gottes. Irrtümer aufklären - das Judentum verstehen. Herausgegeben von Paul Petzel und Norbert Reck im Auftrag des Gesprächskreises Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Ostfildern: Patmos-Verlag 2017, 207 S.) - „als eine Sammlung von kurz gefassten Stichwörtern aus Gebieten, in denen Judentum und Christentum einander berühren. Jedes Stichwort erläutert die Irrtümer, die sich oft hinter einem Begriff verbergen, analysiert, was wirklich dahintersteckt, und entfaltet Perspektiven für eine neue, respektvollere Lektüre. Wir hoffen, dass dieses Buch ein Begleiter für das Bibelstudium sein kann und dass es für alle, die im aufreibenden Alltag der Verkündigungspraxis und des Unterrichts stehen, einen festen Platz auf dem Schreibtisch bekommt: zum schnellen Nachschlagen neben Kalender, Telefon und PC-Tastatur. Damit sich etwas vom Befreienden der jüdisch-christlichen Verständigung weiter herumspricht.“⁷ Die 58 Artikel sollen dreierlei sein: gut lesbar, wissenschaftlich fundiert und engagiert für ein neues Verhältnis zu Juden und Judentum zugleich. Alle Artikel, ob von Juden und Jüdinnen oder Christinnen und Christen verfasst, wurden christlichen und jüdischen Lesern zur Kommentierung vorgelegt. Wir Herausgeber versuchten dann, „diese Anmerkungen in die Stichwörter aufzunehmen und so neue lesbare Versionen zu erstellen. Manchmal mussten auch zusätzliche Einschätzungen eingeholt werden, um bei Unklarheiten voranzukommen. Den ursprünglichen Plan, den Namen des Autors am Ende des Stichworts anzugeben, mussten wir fallen lassen: Kein Stichwort hat nur einen Autor, überall haben fünf oder mehr Personen mitgewirkt. Alle Texte veränderten sich in diesem Prozess – ausnahmslos. Die unterschiedlichen kritischen Blicke von Christen und Juden hinterließen Spuren, die die Texte

reichhaltiger und genauer machten. Ein Konsens entstand dabei aber nicht. (...) Das liegt in der Natur der Sache: Die Auseinandersetzung mit der Bibel und den Traditionen, die daraus entstanden sind, ist nicht einfach auf dem Weg der Diskussion oder des Beschlusses zu einem Abschluss zu bringen. Immer wieder tauchen neue Aspekte auf; immer wieder werfen Entwicklungen der Gegenwart ein anderes Licht auf jahrtausendealte Schriften. Und niemand – nicht im Gesprächskreis „Juden und Christen“ noch anderswo – hätte die Autorität, den definitiven Sinn eines biblischen Textes festzulegen. Die Auseinandersetzung mit den heiligen Schriften ist ein offener Prozess; er wird niemals abschließbar sein. In diesem Buch sind also keine autoritativen Stellungnahmen eines offiziellen jüdisch-christlichen Gremiums zu finden – es handelt sich vielmehr um Zwischenergebnisse aus Dialogen von Juden und Christen. Nach dem Erscheinen dieses Buches geht die Diskussion weiter. (...) Neugier auf andere Auffassungen ist allemal vielversprechender als der Drang zur Einmütigkeit.⁸

Nach der Shoah war für viele, die sich überhaupt in den Dialog begaben, „die Motivation ausschlaggebend, dass mit aller Kraft an einer neuen Ära des Respekts und der Verständigung zwischen Christen und Juden gearbeitet werden müsse. Dabei bleibt es auch in Zukunft. Dennoch gilt es einem Missverständnis vorzubeugen: Nicht wegen des nationalsozialistischen Massenmordprogramms sollen oder dürfen heute bestimmte Dinge über das Judentum nicht mehr gesagt werden – sondern einfach, weil sie falsch sind. Gottesmordvorwürfe und Rachegottphantasien sind nicht erst heute Unsinn, sondern waren es immer. Die Schoa verpflichtet uns alle zur Achtung vor den Ermordeten und zur Solidarität mit ihren Angehörigen und Nachkommen. Aber Redlichkeit und intellektuelle Aufrichtigkeit verpflichten Christen – nicht erst heute – zu einer ehrlichen Lektüre ihrer heiligen Schriften und zum Widerspruch gegen Verzerrungen und Verleumdungen des Judentums. Veränderungen sind möglich! Vor Jahrhunderten machte sich die christliche

⁷ Aus dem Vorwort von *Von Abba bis Zorn Gottes...* hg. von Paul Petzel / Norbert Reck, Ostfildern 2017, 11–12.

⁸ A.a.O., 12–14.

Theologie noch ernsthaft Gedanken darüber, ob Frauen eine Seele hätten oder ob die Ureinwohner der europäischen Kolonien wirklich Menschen seien. Solche Erwägungen erscheinen uns heute völlig absurd. Unser Traum geht dahin, dass die Verachtung, die Ressentiments und der Hass gegenüber Juden uns in nicht allzu ferner Zukunft ebenso fremd vorkommen mögen. Wir wünschen anregende Lesestunden.“¹⁹

Im Folgenden drucken wir aus dem angezeigten Buch, mit freundlicher Genehmigung der beiden Herausgeber, drei Artikel als Beispiele ab: Abba – Vater; Pharisäer; Auge um Auge, Zahn um Zahn (Red.).

Abba – Vater

Jesus, so heißt es oft, habe mit der aramäischen Anrede „Abba“ an seinen Gott ein ganz besonderes, einzigartiges Gottesverhältnis zum Ausdruck gebracht. „Abba“ heiße soviel wie „Papa“. Jesus habe sich voller Zärtlichkeit und Vertrauen an Gott gewandt, wie ein Kind sich an seinen Vater wendet, und er habe damit einen Gott der Liebe bezeugt, der sich vom Gottesverständnis Israels deutlich abhebe. Der Neutestamentler Joachim Jeremias war sogar der Meinung, dass die Botschaft Jesu damit „aller Religiosität seiner Zeit widersprach, ja das Ende des Judentums war“ (Joachim Jeremias, *Der gegenwärtige Stand der Debatte um das Problem des historischen Jesus*, in: Helmut Ristow/Karl Matthiae (Hgg.), *Der historische Jesus und der kerygmatische Christus*, Berlin 1961, 12 – 25, hier 21).

Diskussion: Für die Gottesanrede „Abba“ aus dem Munde Jesu gibt es nur eine einzige Belegstelle (Mk 14,36). Meist spricht Jesus nach den Evangelien schlicht von => Gott oder vom „himmlischen Vater“. „Abba“ ist darüber hinaus keine Anrede, die nur Jesus verwendet hat, sie ist auch nicht mit „Papa“ zu übersetzen, sondern einfach das übliche Wort, das erwachsene Juden zur Zeit Jesu gebrauchten, um sich sowohl an ihren Vater als auch an Gott zu wenden (was bis heute im Judentum gebräuchlich ist). Der

Ausdruck findet sich in den griechischen Bibelübersetzungen der Juden wie in anderen frühjüdischen Schriften, in pharisäisch-rabbinischen Gebeten ebenso wie in den *Targumim*, den jüdisch-aramäischen Bibelkommentaren und –übersetzungen aus der Zeit Jesu. Man wird angesichts dieser alltäglichen Verbreitung darin kaum ein einzigartiges Gotteszeugnis des Jesus von Nazaret sehen können. Die Wortkombination „*Abba, patér*“ („Abba, Vater“ – und nur in dieser Kombination kommt *Abba* im Neuen Testament vor; neben Mk noch zweimal bei Paulus: Röm 8,15; Gal 4,6) war möglicherweise ein bewusstes Gegenstück zum im Römischen Reich verbreiteten „*Zeus, patér*“. Mit dem Ausdruck „*Abba, patér*“ antworteten wahrscheinlich Christen aus anderen Völkern im griechischen Kulturraum auf die Frage, wer denn ihr Gott sei: der Gott Israels.

Perspektiven: Die Gottesanrede „Abba“ hebt Jesus nicht aus dem Judentum seiner Zeit heraus, sondern verbindet Jesus zutiefst mit ihm. In der Zeit des Hellenismus (= > hellenistisches Judentum) und der römischen Besatzungsherrschaft, d.h. der kulturellen Konfrontation mit zahlreichen anderen Göttern des Mittelmeerraums, verrät die Gottesanrede „Abba“ keine Abkehr vom Gott Israels, sondern im Gegenteil das bewusste Bekenntnis zu jenem Gott, der nicht wie Zeus Unterwerfung fordert, sondern sein Volk „aus dem Sklavenhaus Ägypten herausgeführt“ (Jos 24,17 u.ö.; => Exodus) hat.

Literatur: Martina Gnadt, *Abba isn't Daddy. Aspekte einer feministisch-befreiungstheologischen Revision des 'Abba Jesu'*, in: Luise Schottroff/Marie-Theres Wacker (Hg.), *Von der Wurzel getragen. Christlich-feministische Exegese in Auseinandersetzung mit Antijudaismus*, Leiden 1996 • Georg Schelbert, *ABBA Vater. Der literarische Befund vom Altaramäischen bis zu den späten Haggada-Werken*, Göttingen 2011 • Angelika Strotmann, *Mein Vater bist du! (Sir 51,10). Zur Bedeutung der Vaterschaft Gottes in kanonischen und nichtkanonischen frühjüdischen Schriften*, Frankfurt am Main 1991.

⁹ A.a.O., 17–18.

Pharisäer

Das Wort Pharisäer hat in christlichen Ohren einen schlechten Klang. Sie gelten als kleinlich, eng- und hartherzig. Pharisäer tun fromm und sind doch nur bigott und selbstgerecht. Zeigt nicht schon der Name Pharisäer, „Abgesonderte“ oder „genau Unterscheidende“, ihre sozio-religiöse Arroganz an? Wundert es da, wenn sie im Evangelium *die* Gegner Jesu sind, die ihn und seine Jünger, wo immer es geht, angreifen, der Gesetzesübertretung bezichtigen, ihm Fallen stellen oder sogar auf seinen Tod sinnen? Und kann er sich dagegen anders wehren, als sie mit => Wehe-Rufen zu verwünschen (Mt 23,13–29; Lk 11,39–48.52)? „Pharisäisch“ wurde zum Synonym für „heuchlerisch“, innerchristlich zur Kampfvokabel, wenn immer eine Kritik am „Establishment“ zu formulieren war. Da die Pharisäer – bewusst oder unbewusst – mit den Juden insgesamt gleichgesetzt werden, überträgt sich diese Negativbewertung auf Juden und Judentum.

Diskussion: Neben Sadduzäern, Zeloten und Essenern sind die Pharisäer eine der religionspolitischen Gruppen des Frühjudentums. Ihre Wurzeln reichen zurück in die Makkabäerzeit (2./1. Jahrhundert v. Chr.) und damit in den jüdischen Widerstand gegen den kulturellen Anpassungsdruck seit der Eroberung der Region durch die hellenistischen Truppen Alexanders des Großen. Von ihren im Einzelnen nicht geklärten Anfängen an steht die Bemühung um ein der => Tora gemäßes Leben im Mittelpunkt. Auch gegenüber der hasmonäischen Herrscherfamilie im eigenen Land zeigten sie sich zuweilen kritisch und widerständig – mit dem Erfolg, dass sich die Hasmonäer wegen des hohen Ansehens der Pharisäer in der Bevölkerung genötigt sahen, ihnen im Hohen Rat mehr Einfluss zuzugestehen.

Die Pharisäer pflegten, ohne den Tempel prinzipiell zu kritisieren, eine Gottesdienstform *neben* dem Tempelkult: Im Mittelpunkt ihrer Zusammenkünfte in der Synagoge standen die Lesung aus der Tora, ihre Auslegung und das Gebet. Zugleich machten sie – soweit möglich – die levitischen und priesterlichen => Reinheitsgebote zur Sache des ganzen Volkes. Diese „Demokratisierung“ der Gebote wie die Ernsthaftigkeit ihrer Tora-

Auslegung verschaffte ihnen hohe Popularität und Autorität als „Lehrer des Volkes“. Mit knapp zehn Prozent der Bevölkerung waren sie zur Zeit Jesu eine sehr einflussreiche Größe. Gegen die strikte Beschränkung auf die schriftliche Tora vertraten die Pharisäer ein dynamisches Verständnis von Tradition, d.h. die schriftlich niedergelegte Tora sollte durch die „Überlieferungen der Väter“ ergänzt werden, also durch Auslegungen, die auf die Aktualisierung und Konkretisierung der Tora abzielten und später im Talmud festgehalten wurden.

Die Streitgespräche Jesu mit Pharisäern waren zunächst einfach Auseinandersetzungen unter Juden über die richtige Auslegung der Tora (vgl. etwa Mt 23; Joh 8). Solche Debatten waren im Judentum nichts Ungewöhnliches. Es gab nie nur *eine* korrekte Meinung. Einige Handlungen von Jesus und seinen Jüngern – wie Heilungen oder das Rupfen von Ähren am Sabbat – wurden von manchen Pharisäern abgelehnt, weil sie die Sabbatpflichten anders verstanden. Es gab aber auch Pharisäer und Schriftgelehrte, die in diesen Fragen mit Jesus einig waren. Manche hatten sich auch seiner Bewegung angeschlossen. Mit *allen* Pharisäern teilte Jesus die Hochschätzung der Tora, den Glauben an Engel und die => Auferweckung der Toten (im Gegensatz zu den Sadduzäern), was auch offizielle Texte etwa der katholischen Kirche nachdrücklich anerkennen (vgl. die „Hinweise“ der Vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum – siehe unten „Literatur“). Manche Unterschiede zwischen den Pharisäern und Jesus und seinen Anhängern ergaben sich aus der Grunderfahrung Jesu, dass die Macht Satans gebrochen sei (Lk 10,18) und sich das => Reich Gottes im Anbruch befinde. Wenn aber das Gottesreich „nahe herbeigekommen“ (Mt 10,7) war, verloren die Gebote der Tora zwar nicht ihre Gültigkeit, aber alles bekam eine neue Bedeutung, eine andere Dringlichkeit. Als Zeichen und auch schon als Verwirklichung des anbrechenden Gottesreichs hält Jesus Mahl mit „Zöllnern und Sündern“.

Die Darstellung der Auseinandersetzungen zwischen Jesus und den Pharisäern spiegelt aber eher die Entstehungszeit der

Evangelien nach der Zerstörung des Tempels im Römisch-Jüdischen Krieg im Jahr 70 wider. Das war eine Katastrophe, die das jüdische Gemeinwesen und die jüdische Identität bedrohte. Unter allen jüdischen Gruppierungen zeigten sich damals einzig die Pharisäer und die Jesusanhänger (= > christlich) imstande, die jüdische Identität auch ohne Tempelkult zu bewahren. Manche neutestamentliche Stellen spiegeln in ihrer „unerbittlichen, beleidigenden Polemik“ (Thoma 265) diese extrem angespannte Situation, in der die christliche Gemeinde, die damals noch mehrheitlich aus jüdischen Jesusanhängern bestand, in Konflikt mit den Pharisäern geraten ist – vielleicht noch im Ringen, zum Synagogenverband zu gehören. Erst als die Christen aus anderen Völkern die Mehrheit der Kirche bildeten und diese innerjüdischen Zusammenhänge nicht mehr bekannt waren, wurden die Pharisäer zum Inbegriff des „Feindbildes“.

Perspektiven: Wer heute von den Pharisäern spricht, sollte immer auch die Nähe zwischen Jesus und ihnen vor Augen haben, damit die Differenzen, die gar nicht verschwiegen werden müssen, nicht „giftig“ geraten. Eine Kirche, die gelernt hat, die Juden als => Volk Gottes zu achten, kann nicht diejenigen beleidigen, die durch ihre ernsthafte Toraliebe und ihre lebendige Tora-Auslegung das rabbinische Judentum (die Grundform auch des heutigen Judentums!) vorbereitet haben. Entsprechende Polemiken im Neuen Testament sollten darum von ihrem historischen Hintergrund her begriffen werden: als Stimmen, die auseinandersetzungswürdig sind, weil sie der jesuanischen Botschaft durchaus *nah* sind. Schließlich äußert sich Jesus selbst hier eindeutig: „Auf Moses Stuhl haben sich die Schriftgelehrten und Pharisäer gesetzt. Alles nun, was sie euch sagen, tut und befolgt!“ (Mt 23,1–3)

Literatur: Clemens Thoma, *Das Messiasprojekt, Theologie jüdisch-christlicher Begegnung*, Augsburg 1994, 245–265 • Jakob J. Petuchowski, *Art. Pharisäer*, in: ders./Clemens Thoma, *Lexikon der jüdisch-christlichen Begegnung*, Freiburg u.a. 1989, 294–299 • Rupert Feneberg, *Die Erwählung Israels und die Gemeinde Jesu Christi*, Freiburg u.a. 2009 • Vatikanische Kommission für

die religiösen Beziehungen zum Judentum, *Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche*, Bonn 1985.

Auge um Auge, Zahn um Zahn

Inwieweit die Gesellschafts-, Menschen- und Gottesbilder der jüdischen => Bibel (bei Christen „Altes Testament“ genannt) im Christentum Aufnahme fanden, wird unterschiedlich gesehen. Gewiss sprechen Christen aber zuweilen bis heute vom „Rachegott“ des Alten Testaments, im Gegensatz zum eigenen, christlichen „Gott der Liebe“. Als „Beleg“ für diesen Gegensatz wird häufig die Wendung „Auge um Auge, Zahn um Zahn ...“ (Ex 21,22–27; Lev 24,17–22; Dtn 19,15–21) angeführt. Sie wurde – und wird bis heute – bei Nichtjuden als biblisch-jüdische Aufforderung zur Rache gedeutet; sie fand Eingang in die europäische Kultur und wird immer wieder von Journalisten, Literaten und Wissenschaftlern gebraucht.

Diskussion: Bei allen drei Belegstellen dieser Wendung handelt es sich um die sogenannte Talionsformel, der zufolge die Bestrafung dem Vergehen entsprechen soll. Nach überwiegender rabbinischer und historisch-kritischer Auffassung verlangte die Talionsformel (a) vom Täter einen angemessenen Schadensersatz in allen Fällen von Körperverletzung, um die im Alten Orient verbreitete Blutrache einzudämmen, und (b), diese durch eine Verhältnismäßigkeit von Vergehen und Strafe abzulösen. Das hebräische Original legt deshalb die Übersetzung „Auge für Auge...“ nahe, weil es schon sprachlich deutlich macht, dass es um „Ersatz“ geht. Für ein (verlorenes) Auge geht es erstens um den *Gegenwert* eines Auges und zweitens um den *Gegenwert* nur *eines* Auges. Dies in einer Umwelt, die nur die Blutrache kannte.

Bereits die frühe Kirche deutete diese Bibelstellen fälschlich als Aufforderung zur Rache und nutzte sie zur Kampfansage gegen das Judentum. Diese Fehldeutung hat sich inzwischen verselbständigt und wird in der säkularen Welt leider im selben Kampfgeist weiterhin verwendet. Die biblischen Erwähnungen der Talionsformel weisen hingegen auf anders hin:

1. Der Text in Ex 21,22–27 steht im Rahmen der ausführlichen Bestimmungen

zum biblischen Grundgesetz des Zehnwortes (der „Zehn Gebote“): Der Geschädigte muss sich an die Richter wenden, darf sich sein Recht nicht selbst verschaffen.

2. Im Buch Levitikus finden sich zahlreiche juristische Vorgaben zur Todesstrafe, darunter auch in Kapitel 24,17–22. Anders als in der griechischen oder römischen Ordnung unterscheidet das biblische Recht nicht zwischen Rechtsansprüchen von Bürgern und Fremden (Ex 23,1–9; Dtn 10,17–19 und 16,18–20). Die Ansprüche gelten für alle gleich.

3. Das biblische Recht ist Zeugenrecht. Eine gerichtliche Verhandlung kann nur aufgrund von Tatzeugen stattfinden. (Im germanischen Recht wie auch im Kirchenrecht hingegen ist das Geständnis des Beschuldigten notwendig; darin lag der Grund für wiederholte Folter, um eine Aussage des Angeklagten zu erpressen.) Die Stelle Dtn 19,15–21 ist ein Hinweis auf diesen Aspekt. Dort, wo Aussage gegen Aussage steht, ist – nach biblisch-jüdischem Recht – das Gericht nicht zuständig. Nur wer Zeugen beibringen konnte, hatte einen Rechtsfall, der vor Gericht verhandelt werden konnte – weshalb das gesamte Rechtssystem von der Verantwortung der Zeugen abhing.

Perspektiven: Für alle drei biblischen Quellen gilt, dass „Auge für Auge“ keine Anweisung zur Rache, sondern eine Vorschrift zum Schutze des Schwächeren gegen Gewalttäter ist. Soweit die biblische Grundlage. Die langjährige nachbiblische jüdische Auslegungstradition legte sehr früh fest: „Der juristische Grundsatz lautet Auge für Auge – das ist Entschädigung.“ (mBaba Kama, VIII.1).

Literatur: Zur Talionsformel, zu Schadensersatz, Blutrache und Verhältnismäßigkeit vgl. die entsprechenden Einträge im Online-Lexikon Wikipedia unter <https://de.wikipedia.org>. • Der Text des Mischnatraktats Baba Kama ist zugänglich in: M. Krupp (Hg.), *Die Mischna: Schädigungen – Seder Neziqin*, Frankfurt am Main 2008.

Robert M. Kerr

Tafsir und Tacitus: Anstatt einer Besprechung.

Zu Hamed Abdel-Samad, *Der Koran. Botschaft der Liebe, Botschaft des Hasses* (München: Droemer Verlag, 2016); 8, 236 S.

Nach seinem vorigen Buch „Mohamed: Eine Abrechnung“ (2015, besprochen von K.-H. Ohlig, in *imprimatur* 48, 2015, 238–241) liegt eine neue Abhandlung über den traditionell ausgelegten Islam vor, die das Mohammed vermeintlich offenbarte heilige Buch, den Koran, zum Gegenstand hat. In diesem, wie auch in seinem vorigen Werk, übt Abdel-Samad Kritik an der heutigen Bedeutsamkeit seines Themas, ohne die herkömmliche Überlieferungsgeschichte in Zweifel zu ziehen. D.h. seine Kritik im hier besprochenen Buch bezieht sich auf die heutige Relevanz der Botschaft des Korans und ist nicht historisch-kritisch ausgerichtet.

In seiner Einführung spricht Verf. die unterschiedlichen, entgegengesetzten Aussagen des Korans zu u.a. Andersgläubigen, Ungläubigen und Frauen an, sowie seine im Islam gemeinhin vorbehaltlos hingenommene Unterteilung in eine *mekkanische* und eine *medinische* Phase und die These, dass in verbreiteter Sicht „erstere die friedlichen und letztere die Gewaltpassagen hervorgebracht hat“ (S. 11), was übrigens so nicht stimmt, wie er zurecht bemerkt (S. 12). Inhaltlich konstatiert er: „Der Koran erzählt weder die Geschichte Mohameds noch die Geschichte der Welt. Seine Suren folgen keinen thematischen oder narrativen Strukturen. Sogar die Prophetengeschichten werden im Koran nicht wie etwa in der Bibel als Erzählungen mit Anfang, Mitte und Ende geschildert, sondern nur als Momentaufnahmen“ (S. 18), und ferner: „Deshalb fällt es schwer,... den Koran in seinem historischen Kontext zu verstehen“ (S. 24).

Deutlicher gesagt, der Koran bietet keine zusammenhängende Erzählung, eine chronologische oder gar narrative Abfolge lässt sich ohne Weiteres nicht herauslesen. Die angeblichen Hinweise auf das Leben des Propheten Mohamed im Koran sind zweifelsohne bei der späteren Erstellung seiner Hagiographie (*Sira*) hineingelesen worden, sind aber durch den Text des Koran nicht bestätigt. Er fragt dann wiederum „Welche Passagen haben nun Geltung?“, wonach er die Frage der *Abrogation*, also die Aufhebung früherer Textteile durch spätere, mitsamt der hieraus herleitbaren Verwirrung wegen fehlender Angabe dieses Prinzips in der Offenbarung selber anspricht. S. 13 fragt sich Verf. folglich, ob der Koran als ein „moralisch legitimes Handlungssystem für moderne Muslime“ fungieren kann – da immerhin Verlautbarungen der zwölfjährigen mekkanischen Periode schon durch solche der darauffolgenden medinischen z.T. grundsätzlich widersprochen wurden: „Wenn die einst als unumstößlich offenbarten Prinzipien teils schon innerhalb der 23 Jahre andauernden Phase von Mohameds Wirken als Prophet obsolet waren, wie können sich Muslime dann 14 Jahrhunderte später noch darauf berufen?“ (S. 13). Daraufhin spricht Verf. dann die gegensätzliche Diskrepanz des Prinzips der Abrogation („ein fragwürdiges Mittel“) an zu dem koranischen Selbstverständnis als das schon vor dem Anbeginn der Zeit bestehende und ewiglich unveränderbare Wort Gottes.

Hieraus schließt Verf. „Umso dringlicher wäre eine Re-Kontextualisierung des Korans notwendig“ und plädiert für die „Vermenschlichung“ des Korans „womit der Text an ‚Würde‘ gewinnen soll“ (S. 226). Der Koran wird (u.a. S. 23) mit einem großzügigen, aber „nicht nach einem bestimmten Schema geordneten Supermarkt“ (S. 221) verglichen, dessen „Waren“ ein „Verfallsdatum“ haben, das „nicht immer sichtbar (ist) und sich manchmal nur erkennen lässt, wenn man die einzelnen Erzählungen in ihren Kontext setzt und anschließend mit der aktuellen Wirklichkeit abgleicht.“ Der Verf. versteht unter Kontext (u.a. S. 227), dass „der Koran nicht nur durch die Form der Offenbarung, sondern auch durch die historischen Fakten untrennbar mit

Mohamed verbunden“ sei. Bezöge man sich, Verf. zufolge, auf den angenommenen historischen Kontext ihrer jeweiligen Entstehung, würden dann die verschiedenen Aufrufe zu Krieg, Gewalt usf. von selber als überholt bzw. irrelevant erscheinen, und der Koran verlöre somit von selbst seinen politischen und juristischen Stellenwert (S. 228). Dies führt Verf. folglich in zehn Kapiteln zu unterschiedlichen Themen wie Menschen, das Leben, (In)Toleranz, Krieg und Frieden, Juden, Christen, Frauen und Homosexualität aus. Was bleibt übrig? Die Passagen, die spirituelle Kraft vermitteln, also die universellen Prinzipien der Sozialethik und Solidarität, mithin wenig bis gar nichts.

Das Streben des Verf., den Koran zu vermenschlichen sowie ihn räumlich und zeitlich einzuordnen, kann man im Grunde nur begrüßen und ihm zustimmen. Das Werk ist ein Plädoyer der Vernunft – läse man den Text mit Verständnis der jeweiligen Offenbarungsanlässe seiner Aussagen, wäre er inhaltlich relativiert, womit seine Übermacht zerfiele. Dieser hermeneutische Ansatz ist nicht neu, und sehr viele Muslimen wissen dies schon, und haben lange so gelebt. Ob sie, die dies nicht mehr wissen bzw. vergessen haben wollen, das Buch in die Hand nehmen, ist zweifelhaft.

Was in diesem Werk besticht, ist die hermeneutische Vorgehensweise auf der verzweifelten Suche nach Kontext, den er nicht nur in der „Form der Offenbarung, sondern auch durch die historischen Fakten untrennbar mit Mohamed verbunden“ finden kann. Genau so wenig wie Verf. in seinem vorigen Buche zu Muhammad ihm seine Historizität anhand der geschichtlich unbelastbaren Quellenlage absprechen konnte, ist er hier nicht im Stande, sich von einer bestimmten Auffassung der „Anlässe des Herabkommens“ (arab. *Asbāb-an-nuzūl*) zu lösen; von historisch-kritischer Durchdringung gibt es wiederum keinerlei Anzeichen. Dies wird besonders sichtbar bei den Anmerkungen S. 235f.: von den dreißig Anmerkungen bieten neunundzwanzig Verweise auf islamische Kommentatoren (arab. *Mufassirūn*) und Hadithe, besonders aber auf den vom Verf. offenbar sehr geschätzten, dem „al-Ṭabarī“ zugeschriebenen Kommentarwerk (*Ġāmi‘*

al-bayān ‘an ta’wīl āy al-qur’ān). Diese Manier, die koranische Dialektik auszulegen, ist vielleicht aus der Sicht der hermetischen Geisteskultur salafistischer Exegese der Gegenwart zu rechtfertigen, obzwar kaum hilfreich, wenn es darum geht, den Koran in seiner Entstehungsumwelt zu ergründen. Hier soll ein Beispiel für den vom Verf. vorgelegten Modus procedendi genügen: In seiner Behandlung von Passagen wie z.B. 88,1-2 „So ermahne; du bist nur ein Mahner, du hast keine Macht über sie“ und 2,272, 28,56 (S. 88) sieht er diese als eine „Zwickmühle“, weil „Allah nicht will, dass sie [scil. die Angeredeten] glauben“ (S. 89); jedoch sind diese scheinbar etwas zurückhaltenden Passagen laut al-Ṭabarī „als zeitlich begrenzt zu betrachten“ und durch 9,73 „O du Prophet, streite wider die Ungläubigen und Heuchler und verfare hart mit ihnen. Und ihre Herberge ist *Dschehannam* [d.i. die Gehenna], und schlimm ist die Fahrt (dorthin)“, der Überlieferung zufolge die zuletzt offenbarte Sure (u.a. Bukhari 4329; s. weiter in Kapitel 6 „Sure 9 – das allerletzte Manifest“). Genauer gesagt, kontextualisiert Verf. den Koran ausschließlich durch die Anwendung bestimmter Exegeten zu den jeweiligen Offenbarungsanlässen, die er nicht länger als relevant für die Gegenwart betrachtet, da sie alleinig zeitlich und räumlich im Hedschas zu Lebzeiten Mohammeds Geltung gehabt haben sollen. Hinwiederum, wer al-Ṭabarī hierzu liest, besonders was die Aufeinanderfolge der Verse und deren vermeintliche Veranlassung anbelangt, kann sich nicht dem Eindruck entziehen, dass der Koran nicht so sehr die ultimative Gottesoffenbarung an die Menschheit ist, sondern eher die Verschriftung der Aussagen eines Orakels, das bei Bedarf konsultiert wurde ...

... Und im Tempel Delphis standen die Gesandten der Entzweiten,
Um Apollos Spruch zu hören, eh sie ihren Kampf erneuten;
Auf dem Dreifuß ruht die Pythia, vor dem Gott dahingesunken,
Und ihr Haupt erhebt sich mählich, von dem Geist der Zukunft trunken ...
(von Schack)

Die Behauptung des Verf., dass „dieses Buch eine imaginäre politische Utopie geschaffen hat“ (S. 228), stimmt so nicht. Dies ist vielmehr die Leistung verschiedener Kommentatoren und Exegeten, die selber im heutigen Islam nahezu eines kanonischen Status teilhaftig wurden. *Will der Islam reformiert werden, müsste erst von al-Ṭabarī & Co. Abstand genommen werden*. Obwohl Verf. mehrfach auf die moderne Lektürewise der Bibel bei Juden und Christen hinweist, bleibt unerwähnt, dass diese gleichwohl ohne den allmächtigen destillativen Einfluss von Überlieferungsliteratur, sei es Talmud oder Kirchenväter auskommt. So weiß eigentlich jeder moderne Bibelleser, dass die Figur des großen Gesetzgebers Mose (z.T. ein Inbegriff bei der späteren Erstellung der Gestalt des Mohammad) legendarisch ausgeschmückt wurde: er hätte kaum in der Zeit, in der die Überlieferung ihn datiert, etwa die Mitte des 2. Jt. v.Chr., die Tora in hebräischer Sprache verschriften können, da es diese Sprache noch nicht gab! Die Bibelwissenschaft muss ohne Traditionsliteratur als primäre Quelle auskommen; ihr Studium hat sich zu eigenen Wissenschaftszweigen weiterentwickelt, nämlich der Rabbinistik, der Judaistik bzw. der Patristik. Die Anbahnung einer *Koranistik* in diesem Sinne, also die philologische Untersuchung von dessen Entstehungsgeschichte, steht uns noch bevor, obwohl wichtige Vorarbeiten u.a. von der Forschergruppe *Inārah* geleistet worden sind. Zweifelsohne kann jetzt schon gesagt werden, dass der Koran nichts zu tun hat mit einem *Muhammad* in und um *Mekka* und *Medina* des 7. Jh. n.Chr. Wer den Koran allein, ohne seine spätere Auslegung liest, gewahrt nur ein heterogenes Korpus religiös-politischer Inhalte, die wie etwa bei den Gedichten des Orpheus, den sibyllinischen Orakeln oder den Schriften des „dreimal großen“ Hermes erst in späterer Überlieferung solchen Sagengestalten zugeschrieben wurden. So gesehen gehört der Koran zu der Gattung der pseudepigraphischen Literatur, mit sekundärer Verfasserangabe, ein bekanntes Phänomen in der parabiblichen Tradition. Den vom Verf. vermittelten Eindruck der Bedeutung al-Ṭabarīs für die Koranauslegung ist zwar in bestimmten, vor allem salafistischen Kreisen, besonders

im Westen, jüngsthin vermittelbar geworden, stellt aber keinesfalls deren historische Wirklichkeit dar. Man darf nicht vergessen, dass bis zum Ende des 19. Jh. sein *Tafsir* nur in Fragmenten bekannt war, bis ein vollständiges Exemplar im Bücherbestand des Emirs von Hā'il gefunden wurde, das dann als Vorlage für seinen Kairiner Druck 1903ff. diente. Die Autorität dieses Werkes ist sonach rezenten Datums.

In vielerlei Hinsicht erinnert das Schicksal des Ṭabarī'schen Kommentarwerkes an das der *Germania* von Tacitus (ca. 55-120 nChr.). Diese im Oeuvre Taciti sowie in der antiken Literaturgeschichte absonderliche Produktion, eine Spezialschrift über ein fremdes Volk, ist de facto keine völkerkundliche Abhandlung, sondern vielmehr – obwohl wir wegen des Fehlens einer Einleitung nichts über die eigentlichen Motive des Autors wissen – eine Art Sittenspiegel des bedeutenden Repräsentanten der *moralistischen* Geschichtsschreibung der klassischen Antike. Allem Anschein nach wollte dieser Autor seinen, seiner Meinung nach entarteten, Landsleuten, besonders aber dem altehrwürdigen Adel, der seine republikanischen Kernwerte von *virtus*, *gloria*, und *libertas* vernachlässigt hatte, ein Idealbild konfrontieren. Mit seiner Beschreibung der Germanen mit dem Schlüsselbegriff „Einfachheit“ (*simplex*) und der Zuerkennung solcher Werte wie *honor*, *gloria*, *virtus* und *fortitudo* nahm Tacitus indirekt Bezug auf den ehemals ihm zufolge bei den Römern gültigen Adelskodex. Die *Germania*, wie das Kommentarwerk al-Ṭabarī's, überstand die Zeit in nur einem handschriftlichen Exemplar. Dies sagt nicht nur etwas über die Bekanntheit, sondern auch über die Beliebtheit solcher Werke aus – was nicht (mehr) relevant erschien, wurde nicht (mehr) abgeschrieben. Das Einzelexemplar des Tacitus befand sich in der Abteibibliothek von Hersfeld, wo Enoch von Ascoli es entdeckte und 1455 nach Italien brachte. Gerüchte über diesen Fund lösten schon zuvor einen Wettlauf unter deutschen Adligen aus, die es erwerben wollten. Der spätere Papst Pius II. verwendete es, um die Beschwerden deutscher Nobilität gegen römische Ausbeutung zu widerlegen und die Vorzüge der (christlich-)römischen Kultur

auszudeutschen. Beim Reichstag zu Regensburg 1471 verwendete es sein Nachfolger, wie heute manch Salafist den Koran, um die anwesenden Fürsten an ihren kriegerischen Ruhm – *honoratissimum assensus, genus est armis laudare* – zu erinnern, sie also für ihre Teilnahme an den Türkenkriegen zu motivieren. Schon ab dem 16. Jh. diente es als die Quelle und zugleich die Bestätigung für die Behauptung eines nationalen Geschichtsbildes sowie für die Vorstellung einer zeitlos gültigen Überlegenheit der deutschen Volksart, zudem für die Anerkennung verschiedener Gebietsansprüche im Zeitalter der Erfindung von Nationalstaaten: die treue, ruhmliebende, sittenreine Ureinwohnerschaft Germaniens des Tacitus gingen rein und unvermischt über in die Deutschen der Frühmoderne – Freiheitsliebe, Kampfesmut, Kriegsruhm und Siegesfreude sollten dies bestätigen. Angefangen mit Wimpfeling, Naukler, Bebel, Moscherosch, von Lohenstein, Münster, und fortgesetzt von Barockpatrioten wie Balder und Kirchmeier, danach weitergeführt durch Fichte („Reden an die deutsche Nation“), dann quasi als *isnād* aufgenommen von den Rassenlehrern des 19. Jh. Gobineau, Stewart Chamberlain, entstand der Germanenmythos des Dritten Reiches (s. z.B. Günther, „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen“, 1935), bis zur Katharsis in den Öfen von Auschwitz. Auf dieser Schiene verfährt vergleichbar der Koran in islamistischer Hand heutigentags.

Al-Ṭabarī, wie Tacitus ein konservativer Moralist, verklärte ebenfalls die Geschichte mit einem bestimmten Ziel; beide betrieben Historiographie – das Germanien des Tacitus hat genausowenig existiert wie das Arabien von Al-Ṭabarī. Beide exzerpierten ihre Quellen: der Erstgenannte, dessen geographische Angaben eher vage sind, er erwähnt nur (§28) den Germanenexkurs im *Bellum Gallicum* Caesars, bediente sich vielfach der seit Herodot verbreiteten stereotypen Wandermotive der geographischen Literatur, um den Nachweis seines Postulates zu erbringen; der Zweite war an die Aussagen der ihm bekannten Überlieferung gebunden, die er zwar, um exegetische Gegensätzlichkeiten aufzuheben, anders gewichtete, aber nicht

grundsätzlich anzweifeln konnte. In Wirklichkeit ähnelt sein Werk in dieser Hinsicht eher der Vorgehensweise mancher Evangelienharmonie bzw.: in seinem Streben, was aber keinesfalls aus dem Text selber hervorgeht, „den Koran untrennbar mit Mohamed verbunden“ zu sehen, wie z.B. Augustinus die Bibel („Christus universæ scripturæ scopus est“), verfährt er ähnlich, wie es die christologische Auslegung des Alten durch das Neue Testament tut; bei Luther etwa hängt die Daseinsberechtigung des Alten Bundes von ihrer angeblichen Weissagung Jesu ab (vgl. z.B. „Tota scriptura eo tendit, ut Christum nobis proponat cognoscendum, hic universæ Scripturæ scopus est, per hunc demum nobis ad patrem aditus paratur“ [WA 24, 16.2-4] oder „Omnis prophetia et omnis propheta de Christo domino debet intelligi nisi ubi manifestis verbis appareat de alio loqui“ [WA 55/1, 6.25, 8.1; vgl. auch den *Heidelberger Katechismus*, Frage 34]). Die historische Wahrheit aber ist: Die Person Christi ist so feststellbar in der hebräischen Bibel wie Muhammad im Koran ... oder die Germanen des Tacitus in der Geschichte. Die Vorgehensweise Tabaris, Vers für Vers den Koran zu kommentieren, erinnert andererseits zugleich auch an die Methodik der vorherodotischen Logographie (λέξις εἰρομένη), und er selber ist gleichwohl so historisch wie Kadmos von Milet. Die *Germania* war lange Zeit vergessen, erst mit ihrer Entdeckung und einer bestimmten Auslegung vermochten die Deutschen sich nachträglich und anachronistisch als Germanen verstehen. Der exegetische Siegeszug Al-Ṭabarī in den letzten Jahrzehnten entspricht diesem Vorgang in vielerlei Hinsicht. Vor seiner Entdeckung war sein Tafsir vor allem bekannt aus dem Digest und der Umarbeitung durch das Werk seines Schülers Ibn Taimiyas (1263-1328) Ibn Kaṭīr (za. 1300-1373), *Tafsīr al-Qurʾān* (n.b. besonders die späteren, „kontaminierten“ Rezensionen dieses Werkes, die in ihrer Strenge mit der Tradition brechen, sind heute populär). 1934 schrieb B. Carra de Vaux in der ersten Edition der *Enzyklopädie des Islam* (Bd. 4, S. 653) über Al-Ṭabarī lediglich: „ein sehr umfangreiches Werk, enthält eine Menge Traditionen, die sorgsam durch eine Kette von Gewährsmännern (*isnād*)

gestützt sind“; des weiteren meldet er: „Der Kommentar des Baidāwī (gest. 685) ist der volkstümlichste und der, welcher in den Schulen gelehrt wird; er hat die muslimische Pietät gegenüber der Auslegung des heiligen Buches festgelegt und hat mehrere Glossatoren gehabt.“ Wie hat sich die Welt der Koranexegeese während des Menschenalters eines Nestors verändert! Im hier besprochenen Buch ist al-Baidāwī nicht mal eine Erwähnung in der Bibliographie wert!

Was ist verändert? In den letzten Dezennien des 19. Jh. fing eine wiederbelebte Strömung der Salafi, in ihrem Selbstverständnis als Bewahrer des *turāt* („Erbe“), die Deutungshoheit des Koran für sich, von der dann vorherrschenden Schule der Aschʿariya, zu beanspruchen an. Die modernistische Bewegung nahm als ihren Ausgangspunkt die bis dahin obskure Schrift Ibn Taimiyas *Al-Muqaddima fi-uṣūl al-tafsīr* („Einführung in die Grundlagen der Koranexegeese“). Hieraus, anspielend auf den Titel des vom Ibn Taimiya Gefolgsmann Ġalāl ad-Dīn as-Suyūṭī (1445-1505; zugleich Teilautor des heute sehr populären Kommentars *Tafsīr al-ġalālain*) verfasster Abhandlung *Al-durr al-manthūr fi al-tafsīr bil-maʿthūr* („Die zerstreuten Perlen berühmter Überlieferungen“) hat sich der exegetische Begriff *al-tafsīr bil-maʿthūr* („Kommentar aufgrund authentischer Überlieferung“) – allerdings nicht als eine methodologische Beschreibung, sondern als Andeutung des hiermit zu unternehmenden Reformunterfangens – eingebürgert.¹⁰ *Tafsīr bil-maʿthūr* setzt voraus, nur der Prophet selber verstünde die Offenbarung, daher muss *Tafsīr* von ihm bzw. nötigenfalls von ihm über seine Gefährten/*Ṣahāba* herzuleiten sein – dies ganz im Gegensatz zu der damals noch verbreiteten Methode der Aschʿariya, heutzutage mit dem Neologismus *al-tafsīr biʾl-ilm* („Tafsir des Wissens“) angedeutet. An und für sich gehörte al-Ṭabarī mit seiner Dreiteilung des koranischen Stoffes in zwei faktisch gesehen theoretische Kategorien (das was nur Gott verstehen und das was nur der Prophet erklären

¹⁰ Vgl. das Werk Muḥammad ʿAbdal-ʿAzīm al-Zurqānīs, *Manāhil al-irfān fi ʿulūm al-Qurʾān*, Kairo 1936-1940; nicht ganz zufällig wurde Ibn Taimiyas *Muqaddima* erstmals 1936 in Damaskus verlegt.

könne sowie – in Wirklichkeit der übergroße Teil des Koran – das was jeder, der die arabische Sprache beherrscht, verstünde) nie zur Ibn Taimīya'schen Richtung, was aber keinesfalls verhinderte, dass nach seiner Publikation al-Ṭabarī's Kommentarwerk durch den aufkommenden Salafismus vorbehaltlich für seine Ziele usurpiert werden konnte – wie etwa Augustinus durch Luther anachronistisch eingenommen ward. Die tatsächliche Neuordnung koranischer Studien in der arabischen Welt geschah aber erst nach den politischen Umgestaltungen in Folge des Vertrages von Sèvres. 1924, im selbigen Jahr, als die Kairiner Koranausgabe unter der Schirmherrschaft des neu konstituierten ägyptischen Königshauses erschien, veranlasste der neue wahhabitische Herrscher des Nadschd, 'Abd al-'Azīz ibn 'Abd ar-Raḥman Āl Sa'ūd, der spätere Gründer und erste König Saudi-Arabiens, die Publikation des Kommentarwerkes Ibn Kaṭīr's (nicht die *editio princeps*; zusammen mit dem Tafsir *Ma'ālim al-Tanzīl* des al-Baḡawī) in Kairo, womit dieses heute sehr beliebte, aber historisch gesehen unbedeutende Werk – selbst nur ein marginaler Kommentar – erstmals für weitere Kreise bekannt wurde.

Die Antwort des ägyptischen Königshauses ließ bis 1934 auf sich warten, als es die Herausgabe des Tafsir von Al-Qurṭubī (*Al-ġāmi' li-aḥkām al-qur'ān wa 'l-mubayyin li-mā taḍammāna min al-sunna wa-āyāt al-furqān*) bewirkte, gefolgt 1939 vom *Mafūṭih al-ġayb* („Die Schlüssel zum Verborgenen“) von al-Rāzī.

Mit diesem kurzen Ausflug zum zeitgenössischen Wettstreit arabischer Potentaten bei der Herausgabe verschiedener ihnen gefälliger Korankommentare wollen wir nur veranschaulichen, wie unbeständig die historische koranische Auslegungslandschaft eigentlich ist. Die gegenwärtige Popularität von Al-Ṭabarī – womit eigentlich Ibn Kaṭīr, der die herkömmliche Rolle al-Baiḍāwī's eingenommen hat, gemeint wird – ist das Ergebnis der rezenten salafistischen Errungenschaft der Deutungshoheit des Korans, wodurch vor kurzem noch obskure Werke heute fester Bestandteil des universitären Curriculums in der arabischen Welt geworden sind und durch

ihr programmatisches Verlegen erstmals eine breite Leserschaft ergattern konnten. Über die historische Exegese des Koran wissen wir noch zu wenig, es gibt immer noch eine Unzahl von unterbeleuchteten Tafsir, andere wie z.B. der des Cordobarers Ibn Maḥlad al-Qurṭubī (817-889), der von keinem geringeren als Ibn Ḥazm für bedeutsamer als der Al-Ṭabarī beurteilt wurde (*Risāla fī Faḍl al-Andalus wa-dīkr riġāli-hā*, Iḥsān 'Abbas [Hg.], Beirut 1987, Bd. 2, S. 178), muss heute als verschollen gelten. Wie der Koran in bestimmten Gebieten und bestimmten Zeiten gelesen und verstanden wurde, entzieht sich heute großenteils unserer Kenntnis.¹¹ Deutlich ist aber, dass Al-Ṭabarī, besonders aber sein wichtigster Rezipient Ibn Kaṭīr zu früheren Zeiten eher marginal waren und erst am Ende des 19. Jh. der Vergessenheit entzogen wurden. Sie können jedoch keinesfalls den Auslegungsprimat für sich beanspruchen.

Strikt genommen hat Verf. in seinem neuen Buch weder mit dem Koran abgerechnet noch sich mit seiner Kontextualisierung beschäftigt. Er hat nur, zugegebenermaßen nicht ganz ohne Verdienste, auf die Unzulänglichkeiten und den Dilettantismus der Schule Ibn Taimīyas, besonders in seiner modernen Manifestation, hingewiesen. Um bei der Verbildlichung des Verf. zu bleiben, über den Supermarkt und seine chaotisch ausgestellten, teils verdorbenen Waren lernen wir im hier besprochenen Werke wenig, er verweist nur auf die Supermarktkette. Immerhin ein bescheidener, wenngleich geringwertiger Anfang. Wohl oder übel, werden wir auf eine Kontextualisierung mittels eines vollwertigen, historisch-kritischen Kommentars des Korans noch lange warten müssen. Bis dann gilt mit Hannah Arendt nach wie vor: „Niemand hat das Recht zu gehorchen.“

¹¹ So ist der moderne Ansatz des inzwischen gänzlich vergessenen Amīn Ibrāhīm al-Kulī in seiner heute übersehenen Schrift *al-Tafsīr: ma'ālim ḥayātihi, minhāġuhu al-yawm* (Kairo, 1944; ursprünglich als origineller Beitrag für die arabische Fassung der ersten *Enzyklopädie des Islam* 1933 verfasst), in der er sich zum Ziele setzte, den Koran dem religiösen Erbe des Islam zu entziehen und ihn, säkular, als das primäre Werk der arabischen Literatur (*al-kitāb al-'Arabiyya al-akbar*) umzudeuten, weitestgehend unbekannt.

Lutz Lemhöfer

**Crime time in Imprimatur
Evangelium für einen
Bettler**

Neuer Kriminalroman von Alexis
Ragouneau: Der Tote aus der
Seine. Kriminalroman. List-Verlag
2017. 365 Seiten

Im Jahr 1728 machte in England die „Beggars opera“ Furore, eine pikante Neuerung in der Musikgeschichte. Erstmals bewegte sich dieses Singspiel nicht in höfischem oder adligem Milieu wie die klassische Oper, sondern unter den Bettlern Londons. Ihr Leben, ihre Freuden und Dramen kamen auf die Bühne – mit großer Resonanz beim Publikum. Bertolt Brecht hat im 20. Jahrhundert mit seiner „Dreigroschenoper“ das Format erfolgreich aufgegriffen.

Fast scheint es, als wollte der französische Autor Alexis Ragouneau mit seinem zweiten Krimi an diese Tradition anknüpfen. Das Buch mit dem blassen deutschen Titel „Der Tote aus der Seine“ heißt im französischen Original „L’Evangile pour un gueux“, also das „Evangelium für einen Bettler“. Denn diese Geschichte spielt im Milieu der Pariser Obdachlosen zwischen Weihnachten und Ostern. Und die Gestalt des Heilands übernimmt ein charismatischer junger Anführer aus ihren Reihen, Moustafa, genannt Mouss. Ein Mann mit unbegrenztem Sendungsbewusstsein: „Mouss, das bedeutet Messias, Kumpel. Der Messias der Clochards“ (S. 131). Als dieser Mann kurz vor Ostern tot aus der Seine gezogen wird, erinnern sich die Ermittler an eine bizarre Szenerie wenige Monate zuvor:

Auf der Suche nach Schutz vor der Kälte hat eine Gruppe Obdachloser unter Mouss‘ Führung am Morgen vor Weihnachten die Kathedrale Notre Dame in Paris besetzt und sich dort häuslich eingerichtet. Zufällig ist auch ein kleiner, ebenso kluger wie kränklicher Priester noch in der

Kirche, wo er an einem Seitenaltar die Messe gelesen hat: Pater Kern, den Ragouneau-Leser schon aus dessen erstem Krimi ‚Die Madonna von Notre Dame‘ kennen (vgl. Imprimatur 1/2015). Der sieht bald mit eigenen Augen, was sich draußen vor der Kirche zusammenbraut. Spezialkräfte der Polizei sperren alles ab, Touristen und Demonstranten strömen zusammen. Und in den Räumen der Verwaltung diskutieren Polizeiführer, Prälaten und Politiker heftig über den besten Weg, die Kathedrale von den Besetzern zu räumen. In der Öffentlichkeit entbrennt unterdessen ein regelrechter Kulturkampf. „Ich finde es richtig, dass die Clochards protestieren“, wird eine Passantin in der Presse zitiert. „Alle sollten das tun – die Illegalen, die Arbeitslosen. Es ist ein und derselbe Kampf.“ – „Und dass sie Notre Dame de Paris besetzt halten, stört Sie nicht?“ – Ja, sie besetzen ein Symbol und tun gut daran.“ (S. 134) Umgekehrt verlautbart eine militante katholische Traditionalistengruppe namens ‚Cohors Christi‘: „Notre Dame de Paris ist eines der wichtigsten Symbole der Christenheit in Frankreich. (...) Dass dieser heilige Ort unmittelbar vor Weihnachten Ort einer Geiselnahme durch Ungläubige und von ihnen beschmutzt wurde, ist absolut untragbar. (...) Aber zum Glück gibt es auch noch einige furchtlose Franzosen, untadelige Christenmenschen, die sich nicht scheuen, das Übel bei der Wurzel zu packen.“ (S.136)

Pater Kern wird aus der Kirche geholt und versucht zu vermitteln, wiewohl er letztlich weder von den Clochards noch von den Großkopften wirklich ernst genommen wird. So kann er wenig mehr als eine Verzögerung der gewaltsamen Räumung erreichen, die dann im Verlauf des Heiligabends erfolgt. Aber die Geschichte ist noch nicht am Ende. Vier Monate später, kurz vor Ostern, wird der selbsternannte Heiland der Obdachlosen tot aus der Seine gefischt. Und die Leiche weist nicht nur Symptome des Ertrinkens auf, sondern auch die klassischen Stigmata des Gekreuzigten: Wunden in den Händen und Füßen und eine durchbohrte Seite. Offenbar haben nicht nur seine obdachlosen Jünger, sondern auch fanatische Gegner die Stilisierung Mouss‘ zum Messias wörtlich genommen. So betont der geistliche Leiter des ‚Cohors Christi‘ in

einer Vernehmung: „*Er war ein Ungläubiger, ein Schänder, ein Verbrecher. Das Eindringen in den Altarraum der Jungfrau Maria war schlicht und einfach eine Schändung. Der Zorn Gottes war die unabwendbare und gerechte Folge.*“ – „*Sie vergessen dabei, dass Mouss nicht vom Blitz getroffen wurde oder von einem Stein, der vom Himmel fiel, Herr Abbé. Diejenigen, die ihn zu Tode gequält haben, waren aus Fleisch und Blut.*“ – „*Gottes Gerechtigkeit braucht eben einen weltlichen Arm.*“ (S. 293)

Die Vernehmerin ist die junge Richterin Claire Kauffmann. Wie im ersten Roman Ragougneaus kooperiert sie zögernd mit Pater Kern. Wie er in der Kirche, so ist sie im Justizapparat am unteren Ende der Machtskala angesiedelt. Dennoch gelingt es den beiden mit teilweise unorthodoxen Methoden, gewichtige Hinweise auf Tat und Täter zu finden. Aber nicht so glasklare, dass es für eine offizielle Anklageerhebung reicht. Die beiden haben mehr herausgefunden als prominentere Strafverfolger, aber sie gehören nur zu den

Jesuiten-Zeitschrift warnt vor „Ökumene des Hasses“

Die italienische Jesuiten-Zeitschrift „La Civiltà Cattolica“ warnt in ihrer Ausgabe vom 13. Juli 2017 vor einem neuen politischen Manichäismus in den USA, in welchem auf dualistische Weise nur noch zwischen dem „absolut Guten“ und dem „absolut Bösen“ unterschieden werde. Exemplarisch für die ideologischen Denkmuster dieses Manichäismus, so die Autoren des Artikel, Antonio Spadaro und Marcelo Figueroa, sei die Sprache von Präsident Donald Trump, wenn er die Feinde der USA kategorisch in „böse“ und „sehr böse“ einteile.

Zu den Verbündeten Trumps rechnet der Artikel dabei evangelikale

Wissenden, nicht zu den Mächtigen. Wer sich von einem Krimi erhofft, dass am Ende die Gerechtigkeit siegt, kommt hier nicht auf seine Kosten.

Ohnehin bürstet der Autor das gängige Krimi-Schema in mehrfacher Hinsicht gegen den Strich. Es gibt mehr sorgfältige Beschreibung von Milieus und Personen als rasende Action. Die vielen Zeitsprünge zwischen den Weihnachts- und Osterereignissen machen die Lektüre manchmal anstrengend. Die Stilisierung der Handlung auf Parallelen zur biblischen Leidensgeschichte wirkt manchmal etwas gezwungen. Dennoch lohnt die Lektüre dieses ungewöhnlichen, literarisch anspruchsvollen Kriminalromans. „Denn die einen sind im Dunkel und die andern sind im Licht. Und man siehet die im Lichte, die im Dunkel sieht man nicht“, hatte Brecht in der Dreigroschenoper formuliert. Ragougneau versucht, Licht auf die im Dunkel zu werfen. Das ist mehr als man von einem Krimi gewöhnlich erwarten kann.

Fundamentalisten und ultrakonservative Katholiken. Die Mitglieder dieser gefährlichen Allianz verurteilten unisono die traditionelle Ökumene und machten sich stattdessen für einen „Konflikt-Ökumenismus stark, dessen nostalgischer Traum der Gottesstaat ist“. Das Bündnis gebärde sich xenophob und islamfeindlich und sei einzig und allein am Bau von Mauern und an ideologischen Säuberungsaktionen interessiert.

Friedensaktivist Jerry Zawada starb mit 80

Am 25. Juli 2017 starb in Milwaukee, im US-Bundesstaat Wisconsin, einer der bekanntesten amerikanischen Atomwaffengegner und

Friedensaktivisten der letzten Jahrzehnte, Jerry Zawada. Der Franziskaner wurde 80 Jahre alt. Sein unerschütterlicher Glaube an die gewaltlose Lösung von Konflikten führte ihn bis wenige Jahre vor seinem Tod zu unzähligen Brennpunkten menschlicher Not: an die Seite enteigneter Bauern in Zentralamerika, an die Seite von Menschen, die im Irak, in Afghanistan oder in der West Bank zwischen die Fronten geraten waren, zur US-mexikanischen Grenze in den Bundesstaaten Arizona und Texas, um Flüchtlingen den Weg in die Freiheit zu ebnen, in die Slums von Chicago, wo er Armen und Bandenmitgliedern half, neue Lebensperspektiven zu entdecken, und sehr oft auch – verbotenerweise – in militärische Einrichtungen der US-Armee, um gegen das

kostspielige Waffenarsenal seiner Regierung zu protestieren.

Zawada wurde 1984 in Chicago zum ersten Mal inhaftiert, als er das Eingreifen der CIA in den Nicaragua-Konflikt verurteilte. Als man ihn vor nicht allzu langer Zeit fragte, wie oft er wegen "zivilen Ungehorsams" Gefängnisstrafen absitzen musste, antwortete der Franziskaner: "Sie haben mich mehr als hundertmal in den Knast gesteckt. Zusammengerechnet habe ich mindestens fünf Jahre gesessen."

Zugang zu sauberem Trinkwasser

Da die Umsetzung einer UNO-Resolution über den Zugang zu Trinkwasser als Menschenrecht ins Stocken geraten ist, bereitet der Vatikan derzeit ein entsprechendes Dokument vor, wie Erzbischof Ivan Jurkovic, ständiger Beobachter des Heiligen Stuhls bei den Vereinten Nationen in Genf und bei der Welthandelsorganisation, in einem Gespräch mit "Radio Vatikan" bekannt gab. 70 UN-Mitglieder würden das Recht auf Wasser bislang noch nicht anerkennen. Am 14. September werde Kurienkardinal Peter Turkson deshalb in Genf die Vorschläge des Vatikans unterbreiten.

Jurkovic nannte "dramatische" Zahlen: Fast 1.000 Kinder würden UN-Angaben zufolge täglich an Krankheiten sterben, die mit verschmutztem Wasser zu tun haben, 1,8 Milliarden Men-

schen konsumierten in der Regel verschmutztes Wasser. Die internationale Gemeinschaft habe sich darum bereits 2010 auf eine Resolution geeinigt, in welcher das Recht auf sauberes Trinkwasser und auf eine angemessene Hygiene als Menschenrechte festgeschrieben wurden. Erzbischof Jurkovic hob hervor, dass die vatikanische Publikation insbesondere das sich weltweit verschärfende Probleme der "Kommerzialisierung von Wasser" in den Blick nehmen wird. Das Recht auf Wasser müsse überall auf der Welt per Gesetz garantiert sein.

USA: Spitzenreiter bei Waffendeals

In einem aktuellen Kommentar für die Ausgabe vom 31. Juli 2017 der US-Wochenzeitung „National Catholic Reporter“ erinnert der renommierte amerikanische Publizist Tony Magliano daran, dass die USA derzeit zusammen mit vielen anderen Industrienationen Waffen und sonstiges Kriegsgerät in weltweit über 40 Krisenregionen schicken und damit die Flucht von täglich 28.300 Zivilisten und pro Jahr den Tod von mindestens 150.000 Menschen mitverursachen. Der Publizist hält außerdem fest, dass die USA 33 Prozent der gesamten Waffenexporte weltweit tätigen und dabei mindestens 55 überwiegend arme Länder beliefern. Sein Land, so Magliano, sei nach Russland, China, Frankreich, England und

Deutschland einsamer Spitzenreiter der „Waffenhändler-Zunft“. Nach Auskunft des „Research-Service-Büros“ im US-Kongress hätten allein 2014 die amerikanischen Waffenlieferungen in die ärmsten Länder 61 Milliarden US-Dollar erbracht. Fünf der größten Waffenhersteller der Welt seien amerikanisch, mit Lockheed Martin auf Rang 1.

Tony Magliano ist überzeugt, dass genauso schnell wie die amerikanische Industrie - kriegsbedingt - zwischen 1942 und 1945 für die Produktion von Waffen und anderem Kriegsgerät umrüstete, die heutigen Waffenfabrikanten in relativ kurzer Zeit in der Lage wären, für zivile Zwecke zu produzieren.

Theo Mechtenberg erhält Friedenspreis

Der Lothar-Kreyssig-Friedenspreis geht in diesem Jahr an den 1928 in Bad Oeynhausen geborenen Theologen, Publizisten und Übersetzer Theo Mechtenberg. Namensgeber des Preises, der am 11. November 2017 in der Magdeburger Johanniskirche dem "imprimatur"-Mitarbeiter öffentlich verliehen wird, ist der Gründer der "Aktion Sühnezeichen", Lothar Kreyssig (1898-1986).

In der Begründung für die Preisvergabe erklärt das Stiftungs-Kuratorium: „Seit über 40 Jahren stellt Theo Mechtenberg seine

publizistische Tätigkeit in den Dienst der deutsch-polnischen Versöhnung und Verständigung. Durch seinen persönlichen Lebensweg und mit seinen profunden Kenntnissen zählt Mechtenberg in Deutschland zu den bedeutenden Vermittlern und Interpreten polnischer Geschichte und Kultur sowie aktueller Ereignisse und Entwicklungen in Gesellschaft und Kirche Polens.“

Die Verständigung zwischen Deutschland und Polen, so das Kuratorium, sei kein einmaliger oder gar abgeschlossener Prozess, sondern eine immer neu zu leistende Aufgabe, auch und gerade angesichts des Konfliktes zwischen den Repräsentanten national-konservativer Ideologien und den Vertretern einer offenen polnischen Gesellschaft, die auf europäische Integration und Solidarität setzt.

Neuer Chef der Glaubenskongregation

Nachdem Papst Franziskus Kardinal Gerhard Ludwig Müller nach Beendigung dessen fünfjähriger Amtszeit fristgerecht zum 2. Juli 2017 entlassen hatte, ernannte er mit sofortiger Wirkung seinen spanischen Ordensmitbruder und bisherigen Sekretär Müllers, Erzbischof Luis Francisco Ladaria Ferrer, zum neuen Chef der Behörde.

Der auf Mallorca geborene Ferrer gehört seit 2013 zu den engeren theologischen Beratern des argentinischen Papstes. Er war seit 1984

neben seiner Tätigkeit in der Glaubenskongregation Dogmatikprofessor an der päpstlichen Elite-Universität Gregoriana und gilt als „gemäßigt konservativ“. Nach einem Studienaufenthalt an der Jesuiten-Hochschule St. Georgen in Frankfurt a. Main werden dem Spanier „exzellente Deutschkenntnisse“ bescheinigt.

Kriegsrecht auf Mindanao

Mit großer Mehrheit haben beide Häuser des philippinischen Parlaments das Kriegsrecht auf der Insel Mindanao verlängert. Der Kongress folgte damit einem Antrag von Präsident Rodrigo Duterte. Das Kriegsrecht bleibt damit bis zum Jahresende in Kraft. Mindanao wird seit nunmehr über 40 Jahren von religiös und politisch motivierten Konflikten erschüttert. Mehrere muslimische Rebellengruppen kämpfen auf der im Süden der Philippinen gelegenen Insel für mehr Autonomie der dem Islam angehörenden Bevölkerungsschichten. Einzelne Kirchenvertreter begrüßten in den vergangenen Monaten das Kriegsrecht, andere sprachen sich dagegen aus und wieder andere warnten vor der Gefahr einer Ausweitung des Kriegsrechts auf das ganze Land.

In weiten Teilen der philippinischen Gesellschaft weckt der Schritt Erinnerungen an die massiven Menschenrechtsverletzungen unter Präsident

Ferdinand Marcos, während dessen Amtszeit das Kriegsrecht zwischen 1972 und 1981 landesweit in Kraft war. Kritiker werfen dem aktuellen Amtsinhaber Duterte vor, mit dem Kriegsrecht seine Macht ausbauen zu wollen. Dieser hatte im Wahlkampf 2016 mehrfach mit dem Kriegsrecht als Mittel zur Durchsetzung seiner Politik gedroht.

Rekord bei Kirchensteuereinnahmen

Die beiden großen Kirchen in Deutschland haben 2016 so viele Kirchenbeiträge erhalten wie nie zuvor. Trotz sinkender Mitgliederzahlen erreichten die Kirchensteuereinnahmen im Vorjahr mit knapp 11,6 Milliarden Euro ein neues Rekordhoch. Davon erhielt die katholische Kirche 6,146 Milliarden und die evangelische 5,454 Milliarden. Im Vergleich zu den 11,461 Milliarden Euro 2015 ist das insgesamt ein leichter Anstieg um rund 1,2 Prozent.

In der katholischen Kirche stiegen die Einnahmen aus der Kirchensteuer im Vergleich zu 2015 (6,09 Milliarden Euro) um 0,9 Prozent, in der evangelischen Kirche (2015: 5,365 Milliarden Euro) um 1,6 Prozent. Hauptgrund für den Anstieg ist die allgemeine Entwicklung der Löhne und Einkommen in Deutschland und der damit verbundene Anstieg der Lohn- und Einkommensteuer. Kirchensteuerpflichtige Mitglieder von evangelischer oder

katholischer Kirche zahlen je nach Bundesland acht beziehungsweise neun Prozent ihrer Lohn- oder Einkommensteuersumme als Kirchensteuer.

Kardinal Zen kritisiert China-Politik des Vatikans

Der emeritierte Erzbischof von Hongkong, Kardinal Joseph Zen Ze-kiun, brachte in einem Interview mit dem polnischen Magazin "Polonia Christiana" seine Überzeugung zum Ausdruck, dass die derzeitige China-Politik des Vatikans langfristig nicht zu Verbesserungen für Chinas Katholiken führen würde. Die derzeitige Lage der katholischen Kirche sei nach Einschätzung vieler Experten sogar schlimmer als während der Unterdrückung der 1950-er und 1960-er Jahre.

Das kommunistische Regime, so der Kardinal, habe sich nicht geändert, und der Heilige Stuhl wähle gegenüber den chinesischen Machthabern die falsche Strategie, wenn er den Gläubigen empfehle, sich anzupassen und eine jederzeit kompromissbereite Haltung an den Tag zu legen. Der aus Lateinamerika kommende Papst handle naiv, meinte Zen, weil er offensichtlich mit den totalitären Pekinger Varianten des Kommunismus nicht ausreichend vertraut sei. „Wie kann man das Initiativrecht bei der Bischofswahl an einen atheistischen Staat abtreten“, fragte Kardinal Zen.

Rein formal habe die Regierung nur das Recht, die Kandidaten zu bestätigen, die von einer regimehörigen Bischofskonferenz gewählt würden, von welcher die legitimen Bischöfe der Untergrundkirche ausgeschlossen seien.

Brasilien: Landkonflikte

Der brasilianische Präsident Michel Temer will das Jamaxim-Schutzgebiet am Amazonas um 350.000 Hektar oder 27 Prozent verkleinern. Einen entsprechenden Gesetzesentwurf hat Temer an den Kongress übergeben. Das Schutzgebiet im Bundesstaat Para umfasst derzeit 1,3 Millionen Hektar.

Das Schutzgebiet Jamaxim liegt in der Nähe der Stadt Novo Progresso ("Neuer Fortschritt"), eine für illegale Landbesetzung und Abholzung bekannte Region. An der Grenze des Gebietes verläuft zudem die Bundesstraße BR 163, über die Hölzer, Fleisch und Soja abtransportiert werden. Die Regierung plant den Bau einer Eisenbahntrasse zum Transport von Agrarprodukten.

Das Umweltministerium rechtfertigte die Verkleinerung des Schutzgebietes damit, dass dort "Rechtssicherheit" geschaffen werden müsse. Zuletzt hatten Siedler und Farmer mit gewaltsamen Protesten eine Aufhebung des Schutzgebietes gefordert.

Beobachter glauben, dass Temer mit den geplanten

Einschnitten die mächtige Agrar-Fraktion im Kongress auf seine Seite ziehen will. Ihr gehören schätzungsweise 230 Abgeordnete an. Nach jüngsten Informationen aus dem Vatikan soll Papst Franziskus beabsichtigen, eine Synode über das Amazonasgebiet einzuberufen, welches Heimat für die große Mehrheit der indigenen Völker Brasiliens ist.

Demokratische Republik Kongo: Politischer Engpass

Die politische Krise in der Demokratischen Republik Kongo spitzt sich nach Ansicht von Afrikawissenschaftlerin Gesine Ames weiter zu. Derzeit hätten die katholischen Bischöfe "keinen Zugang" zu dem engeren Kreis der Regierung um Präsident Joseph Kabila, erklärte die Koordinatorin vom Ökumenischen Netz Zentralafrika (ÖNZ) gegenüber der Katholischen Nachrichtenagentur (KNA) in Berlin. Offenbar klammere sich Kabila weiter an die Macht und versuche, die katholische Kirche, die im Kongo über erhebliches Ansehen verfügt, aus dem Dialog über die Zukunft des Landes auszugrenzen. Der jüngste Machtkampf im Kongo dauert seit Monaten an. Eigentlich hätten bereits Ende 2016 Wahlen in dem zweitgrößten Land Afrikas stattfinden sollen. Allerdings weigerte sich Kabila, seinen Platz - wie von der Verfassung

vorgesehen - nach Ablauf seiner zweiten regulären Amtszeit zu räumen. Unter maßgeblicher Vermittlung der katholischen Bischöfe des Kongo kam es am 31. Dezember 2016 zu einem Kompromiss, der Neuwahlen bis Ende 2017 vorsieht.

Vor kurzem hatte allerdings der Leiter der Wahlkommission, Corneille Nangaa, überraschend bekanntgegeben, dass auch dieser Termin nicht eingehalten werden könne. Zur Begründung verwies er auf die instabile politische Lage insbesondere in der Unruheprovinz Kasai im südwestlichen Zentrum des Kongo.

Die Demokratische Republik Kongo hat 80 Millionen Einwohner. Bei schweren Unruhen sind allein in den östlichen Landesteilen während der vergangenen 20 Jahre mindestens 3 Millionen Zivilisten ums Leben gekommen. Laut UN-Angaben sind derzeit 3,8 Millionen Menschen auf der Flucht. Vor allem aus der lange Zeit als vergleichsweise stabil geltenden Provinz Kasai strömen die Einwohner derzeit in Scharen ins benachbarte Ausland. Allein in Angola, so die Deutsche Welle, befänden sich momentan 25.000 Flüchtlinge aus der Provinz Kasai.

Papst Franziskus lädt zu "regenerierender Stille" ein

Papst Franziskus hat dazu aufgerufen, in der Sommerzeit die "friedensstiftende

und regenerierende Stille" wiederzuentdecken. Eine Unterbrechung des Alltags sei nötig, um "die Kräfte des Körpers und des Geistes wieder zu stärken und den spirituellen Weg zu vertiefen", sagte er Anfang August beim sonntäglichen Mittagsgebet in Rom.

Zugleich erinnerte er an diejenigen, die aufgrund von Alter, Krankheit, Arbeitsverpflichtungen oder aus Geldmangel nicht in Urlaub gehen könnten. Auch sie sollten "eine Zeit der Entspannung" erfahren. Der 80-jährige Papst selbst verzichtet auf die bei seinen Vorgängern üblichen Sommerferien.

Franziskus verband seine Urlaubsreflexion mit dem Fest der Verklärung Jesu, das am 7. August begangen wurde. Der Aufstieg Jesu mit drei Jüngern auf einen Berg, auf dem seine Begleiter Zeugen einer wundersamen Offenbarung werden, erinnere an die Bedeutung, sich von weltlichen Dingen zu lösen, so der Papst. Die Verklärungsgeschichte selbst nannte er eine "Botschaft der Hoffnung". Sie lade ein, Jesus zu begegnen, um sich in den Dienst der Nächsten zu stellen.

"Verwandelt von der Gegenwart Christi und der Glut seines Wortes werden wir konkretes Zeichen der lebensschaffenden Liebe Gottes für alle unsere Brüder", sagte Franziskus. Dabei nannte er "besonders die Leidenden, die Einsamen und Verlassenen, die Kranken und die vielen Männer und Frauen, die in unterschiedlichen Teilen der Welt von

Ungerechtigkeit, Übergriffen und Gewalt gedemütigt werden".

Kardinal Woelki genervt von "Klugscheißern"

Der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki stört sich an Ratgebern, die ohne Ahnung "neunmalklug daherreden". Zwar gehöre es zu den geistlichen Werken der Barmherzigkeit, Unwissende zu belehren, sagte er im Kölner "domradio": "Nur Klugscheißen und eingebildet als Besserwisser daherreden, das ist damit natürlich nicht gemeint." Wer einen Unwissenden lehre, müsse den richtigen Ton finden und ihm auf Augenhöhe begegnen, sagte der Erzbischof. "Auf keinen Fall darf der Ratgeber also arrogant und überheblich von oben herab reden." Der wahrhaft Weise prahle nicht selbstverliebt, betonte Woelki. Vielmehr sei es ihm "ein Herzensanliegen, andere ein wenig schlauer zu machen". Der Erzbischof räumte ein, dass gerade Geistliche hin und wieder dazu neigten, von oben herab zu predigen. "Gerade wir Theologen glauben ja bisweilen, dass wir die Weisheit ganz alleine für uns gepachtet haben."

122 Staaten beschließen Atomwaffenverbot

Ohne das Votum der derzeit bekannten Atommächte USA, Russland, China, Großbritannien, Frankreich, Indien, Pakistan, Israel und Nordkorea haben am 7. Juli 2017 die Vereinten

Nationen einen Vertrag zum Verbot von Atomwaffen verabschiedet. 122 an den Verhandlungen teilnehmende Länder stimmten in New York für die Annahme des völkerrechtlich verbindlichen Dokuments. Die Niederlande stimmten dagegen, Singapur enthielt sich der Stimme.

Mit dem Vertrag verpflichten sich die Länder, nie und unter keinen Umständen Atomwaffen zu entwickeln,

herzustellen, anzuschaffen, zu besitzen oder zu lagern. Mit dem Beschluss wollen die Unterstützer Druck auf die Atomkräfte für eine Abrüstung ausüben.

Friedensorganisationen begrüßten den Vertrag und sprachen von einem "historischen Abkommen".

Deutschland und andere NATO-Mitglieder stimmten dem Vertrag nicht zu.

Unter größten Sicherheitsvorkehrungen lagert die NATO auf dem Luftwaffenstützpunkt Büchel in der Eifel seit Jahren Nuklearwaffen.

Fundsachen

Aber wehe, wehe wehe ...

Nach der stressigen Lektüre des politischen Teils der Tageszeitung beginnen sich erstaunlicherweise viele Menschen schon beim Vorwort zu Wilhelm Buschs Übeltäter-Geschichte "Max und Moritz" merklich zu entspannen:

Ach was muss man oft von bösen Kindern hören oder lesen!
Wie zum Beispiel hier von diesen, welche Max und Moritz hießen.

Die, anstatt durch weise Lehren
Sich zum Guten zu bekehren,
Oftmals noch darüber lachten
Und sich heimlich lustig machten.

Ja, zur Übeltätigkeit,
Ja, dazu ist man bereit!
Menschen necken, Tiere quälen,
Äpfel, Birnen, Zwetschgen stehlen –

Das ist freilich angenehmer
Und dazu auch viel bequemer,
Als in Kirche oder Schule
Festzusitzen auf dem Stuhle.

Aber, wehe, wehe, wehe,
Wenn ich auf das Ende sehe!

Zitat 1

Freunde mit dem Mund
Einer auf ein Pfund;

Freunde in der Not,
Tausend auf ein Lot.

Die Macht der Vernunft

Die aus Polen stammende Marie Curie (1867-1934) gehört zu den bedeutendsten Naturwissenschaftlern der Neuzeit. Zusammen mit ihrem Mann Pierre sowie mit dem Physiker Henri Becquerel erhielt sie – als erste Frau überhaupt – für ihre Entdeckung der radioaktiven Strahlung 1903 den Nobelpreis. Nachdem die naturalisierte Französin 1911 auch den Nobelpreis für Chemie erhalten hatte, sagte sie: "Was man zu verstehen gelernt hat, fürchtet man nicht mehr."

Zitat 2

Iss, was gar ist.
Trink, was klar ist.
Sprich, was wahr ist.

Gut, dass uns keiner zuhört

In der kabarettistischen BR-Sendung "Schleich-Fernsehen" sorgen die Ratzingerbrüder Pepi und Schorschi für ausgesprochen humorige Dialoge – so auch letzthin, als es um den Führerschein ging.

Schorschi: Hast du gehört, Pepi, jetzt reden ´s davon, dass man im Alter den Führerschein zurückgeben muss, wenn man gesundheitlich nicht mehr fit ist.

Pepi: Aber man kann ihn ja auch freiwillig zurückgeben.

Schorschi: So wie du dein Papstamt.

Fundgrube / Die Glosse

Pepi: Geh, Schorschi, wir brauchen doch überhaupt kein Auto mehr, wir haben doch diese herrlichen Vatikanischen Gärten, die sind doch ein Quell der Freude!

Schorschi: Hör auf, Quell der Freude!

Wenn da nicht ab und zu ein Pokemon da wäre, tät uns niemand mehr zuhören!

Pepi: Der argentische Poke ... äh Papst, hat übrigens gesagt, dass in diesen ganzen Computerspielen der Teufel steckt.

Schorschi: Der Teufel! Schau, Pepi, dort ist einer, ein Pokemon. Dort drüben muss er irgendwo sein!

Pepi: Aber Schorschi, du hast doch kein Handy.

Schorschi: Den seh´ ich auch so – seit Jahrzehnten. Seit Jahrzehnten seh´ ich Pokemons. Ich hab schon vor 50 Jahren Pokemons erschlagen – mit Stolz.

Pepi: Das waren keine Pokemons, das waren Domspatzen!

Schorschi: Geb´s ruhig zu, Pepi, du siehst auch Pokemons.

Pepi: So ein Unsinn!

Schorschi: Und warum heißt dann dein neues Buch "Letzte Gespräche", he? Weil du in Zukunft nur noch mit Pokemons redest!

Pepi: Gut, dass uns keiner zuhört!

Ein Gigant

Afrika hat eine Gesamtfläche von 30.370.000 Quadratkilometern, und in 55 Ländern wohnen auf dem sogenannten Schwarzen Kontinent inzwischen fast 1,3 Milliarden Menschen. Innerhalb der Konturen des Giganten hätten locker Platz: ganz Mitteleuropa, die USA, China, Indien und Mexiko.

Holzfäller-Kalender

Als bester Zeitpunkt für das Schlagen von Brennholz (der nächste Winter kommt bestimmt!) gelten unter den Holzfällern die ersten sieben Tage nach dem Oktober-Vollmond. Dann wachsen auch die Stockausschläge beim Laubholz gut nach. Holz, das bei Neumond im Zeichen der Waage gefällt wird (14. Oktober), schwindet nicht und kann grün bearbeitet werden.

Auch im Oktober ist noch ein günstiger Termin für Neupflanzungen und Aufforstung. Und zwar bei zunehmendem Mond im Tierkreiszeichen Jungfrau.

Aus dem Altbayerischen Festtags- und Brauchtums-Kalender 2004, S. 102

Der freundliche Sultan

Der Magister, Chronist und spätere Bischof von Paderborn Oliverus Scholasticus gehörte zu den Teilnehmern des 5. Kreuzzugs (1217-1221). Nach seiner Rückkehr war er voll des Lobes über den Sultan al-Malik al-Kamil, der das geschlagene Heer der Franken mit Lebensmitteln versorgt hatte.

In seinem Buch "Mittelalter" zitiert Friedrich Heer den Chronisten auf Seite 233: "Wer könnte zweifeln, dass eine solche Güte, Freundlichkeit und Barmherzigkeit von Gott ausgegangen ist. Die Männer, deren Eltern, Söhne, Töchter, Brüder und Schwestern wir mit viel Qual getötet, deren Besitz wir weggenommen und die wir nackt aus ihren Wohnungen getrieben hatten, sie haben uns, als wir vor Hunger am Sterben waren, mit ihrer eigenen Speise erquickt und uns mit vielen Wohltaten gütig behandelt, während wir doch in ihre Gewalt und Herrschaft gegeben waren."

Erbschaften

In Deutschland werden jedes Jahr rund 250 Milliarden Euro vererbt. Nur knapp über 2 Prozent des Ererbten gehen als Steuerleistung an den Fiskus – einer der Gründe, warum Deutschland gleich nach den USA die zweitgrößte Zahl von Multimillionären hat: Rund 19.000.

Zwischen Zärtlichkeit und Wut

Fragen und Gedanken des Liedermachers Konstantin Wecker, die vielleicht manchem von uns in stiller Stunde schon mal zugeflogen sind:

Soll man sich die Wunden lecken,
Legt sich in gemachte Betten,
Statt die Kissen mit Gefühlen
alten Trotzes aufzuwühlen?

Oder kann man immer weiter

Die Glosse

wachsam sein und immer heiter,
soll man weiter revoluzzen
oder doch Laternen putzen?

Kann man wütend sein und weise,
laut sein und im Lauten leise,
macht gerechter Zorn nicht müde,
ist vielleicht nur Attitüde?

Menschen müssen sich verändern,
Um sich selber treu zu sein,
nur das Wechseln von Gewändern
kann kein wahrer Wandel sein.

Und mich führ´n auf meiner Reise
zum Verstehen viele Gleise,
Zwischen Zärtlichkeit und Wut
tut das Leben richtig gut.

Die Glosse

Rauschheim im kirchlichen Herbst 2017

Lieber Sepp, alter Sozi,

Du kannst Dich noch an unseren
ehemaligen Klassenkameraden erinnern,
den langen August mit seinen zwei
Metern. Der war ein Goliath, der hat sich
schon in der Schul immer durchsetzen
gemusst, später am Stammtisch hat er wie
im Pfarrgemeinderat das letzte Wort haben
müssen.

Wer sich dem in den Weg gestellt hat, den
hat er beiseite geräumt. Hats mal nicht
geklappt, weil seine Gegner in der
Überzahl oder pffiger waren, deprimierte
ihn das, er hat dann die Welt nicht mehr
verstanden, und ließ die Ohren hängen.

Wer in seiner ganzen Jugend immer der
Größte und der Stärkste, auch noch der
Schlauste war, so einer kann keine
Niederlage verkraften. Wen der als Gegner
oder Feind betrachtet, der hält sich am
besten klein.

Wenn ich mir den päpstlichen
Rausschmiss von dem Kardinal Müller,
diesem Riesen von über zwei Metern,
betracht, hab ich Befürchtungen um
Franziskus und erinnere mich
automatisch an unsere Erfahrungen mit
dem langen August. Ich, an der Stelle vom
Papst, tät mich vorsehen, denn der Müller
hat es nicht gelernt, Niederlagen

wegzustecken, der ist gefährlich wie ein
angeschlagener Boxer.

Sepp, stell Dir vor, Du wärst der Müller,
gehst davon aus, dass Du
selbstverständlich lebenslang das Höchste
Amt nach dem Papsttum im Vatikan
behalten wirst. Und dann kommst Du, am
Tag bevor Deine Amtsverlängerung vom
Papst routinemäßig abgesegnet werden
soll, in Dein Büro und erfährst ohne
Vorwarnung: Der Franziskus, den Du für
den tausendmal schlechteren Theologen
hältst als wie dich selber, der also hat Dir
den Stuhl vor die Tür gesetzt, indem, dass
er Dir auf triviale Weise Deine Stelle als
Chef der Glaubenskongregation einfach
nicht verlängert hat. Klar, Du hast den
Franziskus schon zweimal (einmal mit
drei, das andere Mal mit 12
Kardinalskollegen) in öffentlichen
Protesten wegen dem seiner in Aussicht
gestellten Barmherzigkeit für die bisher
exkommunizierten Wiederverheirateten in
die Schranken gewiesen. Jetzt will der
Papst Dich einfach nicht mehr!

Der gewaltige sieggewohnte Hüne steht
ohnmächtig, ja fassungslos da, sackt in
sich zusammen. Ich meine, er braucht in
seinem Leben das erste Mal Hilfe.

Sepp, das ist meines Erachtens die
schlimmste persönliche Selbstwertgefühls-
tragödie in der Katholischen Kirche seit
Menschengedenken.

Es grüßt Dich im Mitleid mit dem
gestürzten Protz

Dein Freund Joseph, Vorsitzender des
Handwerkervereins St. Joeph in
Rauschheim

P. S.: Um dem Kardinal Müller seine
Katastrophe zu kapiieren, musst Du Dir
nur vorstellen, was für ein
Selbstwertgefühl der Müller schon als
Bischof von Regensburg gehabt hat. Der
hat sich in voller Bischofsmontur samt
Mitra auf ein Prachtross hieven lassen, um
die Fronleichnamsprozession aus dem
Sattel heraus, also vom Pferd herunter, zu
zelebrieren (Sepp, wenn Dus bezweifelst,
ich hab das Foto davon in der
Süddeutschen gesehen. Das kann ich Dir
besorgen. Dadrauf blickt er auf die
Prozessionsteilnehmer als wie seinerzeit
Dschingis Khan über sein Heer.

Das will ich Dir noch sagen, sei nicht
schadenfroh, bei Euch in der Gewerkschaft
gibt's vergleichbare Fälle zuhauf.
